Erinnerungen

eines ehemaligen

Jesuitenzöglings.

Erinnerungen

eines ehemaligen

Jesuitenzöglings.

> In certis unitas, in dubiis libertas,
> in omnibus caritas.
>
> AUGUSTINUS.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1862.

Vorwort.

Wenn die nachfolgenden Blätter geeignet sind, dem unbefangenen Leser Theilnahme abzugewinnen und Belehrung zu gewähren, so ist der Wunsch erreicht, den ich mit ihrer Herausgabe verband. Nur ein solcher Erfolg würde mir auch die Bedenken überwinden helfen, welche mich für jetzt abgehalten haben, die Erzählung bis zu demjenigen Wendepunkt fortzuführen, auf den der Kern der hier mitgetheilten Erlebnisse bereits hinweist.

Daß in diesem Büchlein wirkliche Erlebnisse, nicht aber Dichtungen mitgetheilt sind, wird, hoffe ich, der Inhalt selbst sowie die ganze Darstellungsweise jedem kundigen Leser klar darthun. Es sei nur noch bemerkt, daß der Verfasser, der ehemalige Jesuitenzögling, nunmehr als evangelischer Prediger an einer Gemeinde in der preußischen Landeskirche einen ihm zusagenden Wirkungskreis gefunden hat.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Seite

Das älterliche Haus 1

Zweites Kapitel.

Das kleine Germanicum 25

Drittes Kapitel.

Fortsetzung 53

Viertes Kapitel.

Auf Gymnasien und in der Lehre. Wallfahrt nach Trier . . 82

Fünftes Kapitel.

Die Pension der Jesuiten zu Freiburg 104

Sechstes Kapitel.

Reise nach Rom 159

Siebentes Kapitel.

Villeggiatur auf San-Pastore 170

Achtes Kapitel.

Das Collegium Germanicum. Die Uebungen des heiligen Ignatius 210

Neuntes Kapitel.

Die Studien 254

Zehntes Kapitel.

Seite
Das Leben im Collegium. Demuths- und Bußübungen. Geistliche Lectüre. Marienverehrung 277

Elftes Kapitel.

Erholungen in San-Saba und Macao. Religiöse Feierlichkeiten 307

Zwölftes Kapitel.

Römische Kirchen, Klöster, Heiligthümer 324

Dreizehntes Kapitel.

Sanct-Peter. Die Sixtina. Fronleichnam 352

Vierzehntes Kapitel.

Päpstliche Paläste. Die Engelsburg. Der Carneval und anderes 374

Funfzehntes Kapitel.

Der Tod Gregor's XVI. und die Wahl Pius' IX. 391

Sechzehntes Kapitel.

Pio nono 407

Siebzehntes Kapitel.

Abschied von Rom und Heimkehr 443

Erstes Kapitel.

Das älterliche Haus.

Unter den Erinnerungen aus meinen im älterlichen Hause verlebten Kinderjahren steht mir die Feier der heiligen Weihnacht noch besonders lebendig vor der Seele. Die Bescherung für uns Kinder fand am Morgen des ersten Festtags statt, nicht am Vorabend, wie sonst wol üblich ist. Mit dem Gedanken an den heiligen Christ schliefen wir ein, um früher als sonst wieder zu erwachen und hurtiger aufzustehen, denn die „Uchte“, den in den ersten Morgenstunden des Festes stattfindenden Gottesdienst, durften wir um keinen Preis versäumen. Das „Ehre sei Gott in der Höhe!“ welches vom Gewölbe des hohen Chors herab im Transparent uns entgegenleuchtete, das Flimmern von tausend Kerzen, welche die Kirche erhellten, der Schmuck der Altäre, das festliche Gewand der Priester, der erhabene Ton der Orgel, der andächtige Gesang der Gemeinde, wir selbst endlich als Chorknaben gekleidet und am Altare dienend, — wie sehr mußte ein kindliches Gemüth durch die Vorstellung er-

regt sein, einer solchen Feier beizuwohnen! Mit eilender Hast ging es beim ersten Glockenton hin zur Kirche; waren doch nur die zuerst kommenden Knaben so glücklich, vom Küster die beim Dienst am Altar nöthigen Festkleider zu erhalten.

So standen wir auch einst bereit, zur Uchte zu gehen, aber die ältere Schwester, welche uns zur Kirche geleiten sollte (ich zählte damals etwa sechs Jahre), konnte mit ihrem Anzug, wie es schien, gar nicht fertig werden. „Wir kommen zu spät, die andern Knaben werden alle Chorkleider weggenommen haben", so klagten wir. Schon wurde zum dritten mal geläutet, und noch immer standen wir wie auf Kohlen. Die Tröstung, es sei noch Zeit, mit der die gute Mutter uns zu besänftigen suchte, wollte uns nicht einleuchten; wir waren zu unerfahren, um das freundliche, schalkhafte Lächeln zu deuten, mit welchem sie ihre Worte begleitete. Es war ausgeläutet; noch standen wir da, als endlich die Schwester erschien, worüber wir uns nicht mehr recht freuten. Verwundert hörten wir die Aufforderung, vorher noch auf das Zimmer des Herrn Dechanten zu kommen. Dieser geistliche Herr wohnte seit einer langen Reihe von Jahren in unserm Hause. Ungern folgten wir, als die geöffnete Thür uns plötzlich in sein hellerleuchtetes Zimmer blicken ließ. Da war der heilige Christ gewesen. Ehrfurchtsvoll traten wir ein; jegliche Klage verstummte, da auf dem Tische für einen jeden von uns ein seidener Chorrock

und ein feingesticktes Chorhemd nebst rothem Kräglein ausgebreitet lag. Freudig und rasch legten wir die heiligen Gewänder an, und folgten dem Dechanten, als er uns aufforderte, mit ihm zur Kirche zu gehen. Die Chorknaben in der Sakristei hatten sich schon gefreut, uns zu überflügeln, und wol nur die Scheu vor dem Dechanten hielt sie von dem Versuche ab, uns das Recht des Meßdienstes streitig zu machen.

Die jetzige römisch-katholische Pfarrkirche meiner Vaterstadt D. war ehedem Klosterkirche gewesen. Wenige Jahre nach der Aufhebung der Klöster zu D., wo die überwiegende Mehrzahl der Einwohner der evangelischen Kirche angehört, hatte die Regierung den obenerwähnten Geistlichen zum Pfarrer ernannt. Ein Theil des unfreundlichen wüsten Klostergebäudes wurde ihm zur Dienstwohnung angewiesen; er zog es jedoch vor, in meinem älterlichen Hause Quartier zu nehmen, zumal er daselbst die zuvorkommendste und freundlichste Aufnahme fand. Dies mochte etwa fünf Jahre vor meiner Geburt geschehen sein. Wie der schon längst Heimgegangene vor meinem Gedächtniß steht, war er ein sanfter, stiller Mann, dessen hoher starker Wuchs zu seinem Charakter gar wenig stimmte. Er war ohne tiefere wissenschaftliche Bildung, doch nicht ohne verspätetes Streben darnach. Guter Wille beseelte ihn, sein Wandel war fleckenlos, den Frieden liebte er leider um jeden Preis. So mußte er denn auch absichtslos die Gelegenheit bieten, daß an-

dere und schädlichere priesterliche Elemente in unser Familienleben eindrangen und in ihrem Sinne auf dasselbe einwirkten, bis der vollständige Ruin über uns hereinbrach. Auf die Trümmer des frühern Glücks und auf all das nachfolgende Herzeleid haben die geistlichen Herren nachher theilnahmlos niedergeblickt, obgleich ihnen ihr Gewissen sagen mußte, daß sie zum Theil die Schuld dieses Elends traf. Mein Aelternhaus wurde bald das Absteigequartier sämmtlicher Priester der Stadt und Umgegend. Nachdem der Pfarrer zum Dechanten des Kreises ernannt worden war, kam des Besuchs noch mehr; unser Haus glich eher einer geistlichen Herberge als einem Kaufmannshause, um so mehr, da alles um Gottes Lohn geschah.

In jener Zeit trat der bekannte Assessor G., bisher evangelischer Confession, zum Katholicismus über, ein zwar genialer, aber bis zum Exceß überspannter Mann, wie dies sein ganzes späteres Leben hinreichend dargethan hat. Auf dem meiner Vaterstadt benachbarten Gute eines ursprünglich reformirten Adelichen, der aber längst im geheimen den Glauben seiner Väter verlassen hatte, versammelten sich damals häufig einzelne Jesuiten und deren Anhänger. In Verbindung mit den auf dem Collegium Germanicum zu Rom gebildeten Priestern, die nach ihrer Rückkehr in den verschiedenen Diöcesen meiner Heimat Anstellung fanden, begannen sie, ihren unheilvollen aber erfolgreichen Einfluß auf empfängliche Ge-

müther auszuüben. Mein ältester Halbbruder hatte nach vortheilhafter Absolvirung des Gymnasialcursus in meiner Vaterstadt verschiedene Universitäten besucht und sich der Jurisprudenz, später der Philologie gewidmet. Aber das Demagogenthum, in welches er verwickelt ward, vernichtete seine Hoffnungen auf Anstellung; unbefriedigt und voll Mismuth kehrte er nach Hause zurück. Eine unglückliche Liebe machte ihn vollends schwermüthig. Die von ihm in jener Zeit verfaßten Schriften und Gedichte, von denen mir ein kleiner zufällig der Vernichtung entgangener Rest zu Gebote steht, geben von seinem zerrissenen Seelenzustand Zeugniß. Seine politische Vergangenheit war nicht rein, und die Furcht vor dem herben Schicksal, welches so viele seiner Genossen traf, konnte seine Schwermuth nur vermehren. Ein solcher Boden war für jesuitische Saaten hinlänglich gelockert. Die Bekanntschaft mit G. gab den ersten Anstoß, die feine und schlaue Behandlung der Jesuiten vollendete den Umschwung seines ganzen innern Wesens unglaublich rasch. Sie zeigten dem strebsamen, jetzt so gebeugten Jünglinge das Ziel seiner Sehnsucht in dem mystischen Gewande der heiligen Theologie; bei ihr allein könne sein liebebedürftiges Herz, sein nach Erkenntniß dürstender Geist Befriedigung finden. Seinem Ehrgeiz, dieser mächtigen Triebfeder strebsamer junger Männer, ward eine weittragende Aussicht eröffnet.

So studirte denn nun mein Bruder Theologie. Die

fortgesetzte Berührung mit G. und dessen Gesinnungsgenossen trieb ihn bald mit vollen Segeln in den Hafen des Mysticismus. Durch Geiselungen und Fasten schwächte er seine körperliche Kraft. Der Bischof von P. ertheilte ihm die vier niedern Weihen und bald auch die höhern mit Ausschluß des Presbyteriats. Nicht lange, so trat er mit dem festen Entschluß vor meine Aeltern, Jesuit zu werden. Die Correspondenz, welche er mit meinen ältern Geschwistern führte, und der Einfluß thätiger Jesuitengenossen in unserm Hause hatte schon soviel bewirkt, daß man es als einen Eingriff in die Pläne Gottes angesehen haben würde, dem frommen Entschlusse entgegenzutreten. Nach kurzem Zaudern gaben die Aeltern ihre Einwilligung und ihren Segen. Mein Bruder ging zu den Schweizer Jesuiten, die ihn mit offenen Armen aufnahmen. Kaum abgereist, wurde er von der Regierung als Demagoge verfolgt, seine Auslieferung vergeblich gefordert, und auf seine Einlieferung ein Preis gesetzt. Inwieweit die Anschuldigungen wider ihn gegründet waren, ist mir unbekannt geblieben; so oft ich später das Gespräch mit ihm auf diesen Gegenstand zu lenken suchte, ging er sofort zu etwas anderm über. Die Jesuiten hatten gewiß an dem aufgeregten lebhaften Jüngling noch manches zu schulen und zu feilen. Sie verstehen sich aber meisterlich darauf, jeden nach seinem Bedürfnisse zu behandeln, und so blieb denn auch mein Bruder in ihren Händen. Der Verkehr, welchen er mit

uns brieflich und durch hin und wieder anlangende Ordensbrüder unterhielt, dauerte bis zum Tode meiner Aeltern fort. Er selbst machte in der Gesellschaft Jesu rasche Carrière und wurde nach Rom berufen, woselbst er das Amt eines Assistenten beim Ordensgeneral erlangte. Zugleich wurde er Mitarbeiter am Index librorum prohibitorum, und verschiedene Werke neuerer Theologen verdanken seiner Censur ihre Stelle auf jenem Index. Bis in die jüngste Zeit hat er literarische Thätigkeit auf dem Gebiete der Theologie und Philosophie entwickelt, welche seinen Namen bei den Parteigängern ultramontaner Bestrebungen für lange sichern wird.

Immer rühriger entfaltete sich indessen die Thätigkeit der Priester in unserm Hause. Besonders wurden meine drei ältern Halbschwestern das Ziel ihrer geistlichen Einwirkungen. Der alte Dechant konnte dem Unfuge nicht steuern, zumal da man ihm einen finstern vierkantigen Kaplan zur Aushülfe oder Ueberwachung beigegeben hatte. Um des Friedens willen schwieg er. Mein Vater war leider nicht der Mann, das Regiment kräftig zu führen. Ohne sich mehr, als ihm eben nöthig schien, um die religiösen Dinge zu kümmern, ging er sorglos seinen Geschäften nach, sagte zu allem Ja, oder schwieg, bis die Verhältnisse zusammenbrachen, und er, ohne Muth und Kraft, sich ihnen entgegenzustemmen, mit dahinsank. Kummer nagte an

seinem Herzen; nachdem die drei obengenannten Schwestern ihm vorangegangen waren, trug man auch ihn in ein frühzeitiges Grab.

Meine Mutter war eine herrliche Frau. Milde und Liebe strahlte uns aus ihren Zügen entgegen, aber bei aller Sanftmuth besaß sie eine seltene Kraft und Willensstärke. Dazu fehlte es ihr nicht an klarem Blick, alles zu überschauen, was in ihrem Wirkungskreise lag. Eine kindlich einfache Frömmigkeit zierte ihre Seele; ohne tiefer nachzuforschen, hing sie mit gläubigem Herzen an den Hauptwahrheiten ihrer Religion, mochte aber schroffes Wesen und Ueberspanntheit nicht leiden. Größere Freude kannte sie kaum, als zu helfen und zu geben, wo es noth that. So habe ich sie gekannt bis zum letzten Augenblicke ihres Lebens. Sie wurde siebenundsechzig Jahre alt, und starb in meinen Armen, als ich noch römischer Priester war. Wiewol ihr Blick sich häufig auf die traurigen Erlebnisse der Vergangenheit zurückwandte, lange blieb er nicht getrübt; ein gutes Gewissen verklärte immer wieder ihre Züge. „Oft dachte ich wol“, äußerte sie, „es sei Unrecht, mit Hintansetzung des Geschäfts und Uebergehung der häuslichen Pflichten solches Wesen im Hause zu dulden; sah ich dann aber die Geduld, die Liebe, die Andacht deiner Schwestern, so beschlich mich der Gedanke, ich sei nicht fromm genug, und da schwieg ich zu allem still, bis die Sache so weit kam, daß ich mich selbst dem Einflusse der Geistlichen

nicht mehr entziehen konnte, und zuletzt auch jedes Einschreiten erfolglos gewesen wäre.“

Es wurden in unserm Hause viele fromme Zusammenkünfte gehalten, zu denen sich namentlich Frauen und Mädchen einfanden. Alles ging in Ueberschwenglichkeit zu. Die Predigten, die Gespräche der jesuitischen Priester, die anempfohlene Lectüre düsterer Mystiker, die ermuthigenden Briefe meines Bruders, dies alles bewirkte bald, daß man vor lauter himmelsuchenden Ideen vergaß, was auf Erden nöthig war. Unsere Handlungsgeschäfte gingen immer schlechter; der Vater dachte an einen Accord, doch stellte ihm ein in Rom erzogener Priester, der in unserm Hause alles galt, solch Unternehmen als Betrug vor. Derselbe schrieb einige Jahre später an meine Aeltern, sie möchten ihm nur schicken, was an Nahrungsmitteln in ihrem Waarenvorrath noch vorhanden sei, sie müßten ja doch Bankrott machen. Wir haben nun zwar keinen Bankrott gemacht; als aber nach dem Tode des Vaters alles verkauft wurde, reichte der Erlös kaum hin, die Schulden zu decken. Dem kostspieligen Verkehr mit den Geistlichen schreibe ich besonders den Verfall unserer Wohlhabenheit zu. Denn kein Tag verging, an welchem nicht Priester bei uns zu Gaste waren, keine Woche, in welcher nicht solenner Schmaus gehalten wurde. Man verwies den Frauen erst dann die Sorge für das Irdische und begann von dem Einen, was noth ist, zu sprechen, wenn man zur Genüge gegessen und getrunken hatte.

Mehr und mehr lösten sich die Verbindungen meiner Schwestern mit ihren frühern zum Theil evangelischen Freundinnen; weltliche Besuche wurden weder gemacht noch angenommen. Ungewöhnlich viele Gebets- und Betrachtungsstunden fanden statt, alles wurde mit priesterlicher Farbe bemalt, selbst unsere kindlichen Freuden sollten fortan dieses Gepräge tragen, wie die oben beschriebene Christbescherung zeigt.

Zwei meiner Schwestern waren verlobt. Solch ein Verhältniß aber ist unheilig und hält vom Fortschreiten auf dem Wege zur Vollkommenheit zurück. Wiewol die Ehe in der römischen Kirche ein Sakrament ist, so haben doch manche Priester, da sie von den Segnungen dieses Sakraments für immer ausgeschlossen bleiben, von der die Ehe bedingenden gegenseitigen Liebe nicht den rechten Begriff und erkennen, wie noch jüngst in einer katholischen Streitschrift geäußert ward, in der Liebe zum Weibe nur den Trieb sinnlicher Lust, ohne zu bedenken, wie sie dadurch das Andenken ihrer eigenen Aeltern entehren. Die Verlobungen meiner beiden Schwestern wurden also auf Betrieb eines Priesters und Jesuitenzöglings rückgängig gemacht, und die Schwestern selbst beredet, ins Kloster zu gehen. Um meinen Aeltern, besonders meiner Mutter, einen Trost zu lassen, mußte die älteste nicht verlobte Schwester ihren Wunsch, Nonne zu werden, aufgeben. Sie könne ja auch im Hause ein klösterliches Leben führen, meinte man; ihr Zurückbleiben

sei erforderlich, und das große Opfer, welches sie damit bringe, werde Gott so wohlgefällig sein, wie der Eintritt in ein Kloster. So ward es denn beschlossen: die älteste Schwester blieb zu Hause und trug von der Zeit an nur einfache schwarze Kleidung; ein Priester schnitt ihr das reiche Haar ab und behing mit den gelösten Flechten das Muttergottesbild in der Kirche. Die beiden andern Schwestern reisten nach P.; die ältere von ihnen trat in das französische Nonnenkloster, die jüngere wurde Barmherzige Schwester. Als die letztere von uns schied, war ich sehr traurig, ich hatte sie lieber, als alle übrigen Geschwister.

Unter solchen Verhältnissen war die häusliche Erziehung eine eigenthümliche. Es wurde uns zwar auch von der Liebe Gottes erzählt, aber die Schrecknisse des Satans und der Hölle wurden mit besonders grellen Farben geschildert. Ich entsinne mich, das Loos unsers Haushundes oft beneidet zu haben, der ruhig leben könne und sorglos sterben würde, da er nicht zu besorgen habe, verdammt zu werden.

Meine Mutter nahm mich, als ich sieben Jahre alt war, mit nach P.; sie wollte die Schwestern besuchen. Wie sie dort alles gefunden und welche Eindrücke sie empfangen habe, erklärt mir der Umstand, daß sie mich an einem Nachmittag mit in die Klosterkirche der Franciscaner führte. Sie wollte dem Pater G. beichten, und auch ich sollte demselben meine Sünden bekennen, um

rein wie ein Engel aus dem Beichtstuhl nach Hause zurückzukehren. Der Mönch hörte meine Beichte und gab mir viele Ermahnungen, von denen ich nichts behalten habe; nur weiß ich, daß mir zur Buße aufgegeben wurde, sechs Wochen hindurch alle Tage den Rosenkranz, d. h. einige funfzig Gegrüßet seist du Maria und ein Dutzend Vaterunser zu beten. Ich war sehr glücklich, als ich den Beichtstuhl verlassen hatte, und meinte, es sei gut, wenn ich jetzt gleich stürbe, dann käme ich doch wol sicher in den Himmel. Meine gute Mutter lächelte über den kindlichen Gedanken. Ihre Zustimmung, die wol nur erfolgte, weil sie wußte, daß man vom Wünschen nicht stirbt, erhob mich in meinem Selbstgefühl so sehr, daß ich schöne Weintrauben verschmähte, welche uns im Hause eines Freundes vorgesetzt wurden. Ob die auferlegte Buße regelrecht verrichtet wurde, bezweifele ich um so mehr, als unsere Rückreise innerhalb der erwähnten sechs Wochen stattfand. Während der Reise ist wol schwerlich alles gebetet worden, und nach derselben wird die Ableistung der Buße unter den kindlichen Beschäftigungen vergessen worden sein.

Zu Hause wurde die Erziehung unter der Leitung der ältesten Schwester fortgesetzt. Es waren unser noch fünf Geschwister: meine drei Brüder, meine jüngere Schwester und ich. Mein zweiter Halbbruder war ein Jahr nach der Abreise des ältesten von diesem nach Freiburg in der Schweiz berufen worden, um sich zum

Priester auszubilden. Derselbe entsprach jedoch späterhin den Erwartungen der Jesuiten nicht. Ich besuchte nun mit meinen Geschwistern die Elementarschule. Meine Schwester veranlaßte uns, oft zu beichten; es geschah alle zwei bis drei Monate. Einige Tage vor der Beichte wurde der achtungswerthe Lehrer L. ersucht, uns frei zu geben. Dann versammelten wir uns morgens und nachmittags für zwei bis drei Stunden auf unserm Kinderzimmer und stellten, nachdem unsere Schwester uns vorgebetet und recht ernstlich ermahnt hatte, die Gewissenserforschung an. Die Sünden, welche uns einfielen, schrieben wir auf, um sie nicht zu vergessen. Da fehlte es freilich nicht an komischen Zwischenfällen. Wir armen Kinder wußten eben nicht viel Sünden aufzufinden; mit dem freudigen Ausruf: „Ich habe schon wieder eine!" wurde manche wirkliche oder vermeintliche Sünde einregistrirt. Nicht selten schrieb der eine von dem andern ab, worüber dann Klage bei der Schwester erhoben ward. Mit dem Bemerken, daß der liebe Gott auf das Verschweigen einer Sünde die schrecklichsten Strafen gesetzt habe, und der Ermahnung zu aufrichtiger Reue wurden wir zur Kirche geführt. Wir freuten uns, wenn alles überstanden war, und das Sündenregister den Flammen geweiht wurde. Die freundlichen Worte und Umarmungen der Mutter vergewisserten uns, daß wir nun wieder rein und heilig seien. Jeden Morgen und Abend verrichteten wir kniend ein Gebet; des Abends wurde

noch nach einem von meiner Schwester angefertigten Fragezettel eine Gewissenserforschung gehalten. An den Vorabenden der hohen Festtage nahm man uns mit zur Kirche, um beim Ausschmücken der Altäre behülflich zu sein. Der Beruf eines Priesters oder Jesuiten wurde uns als das Ideal unsers Strebens vor Augen gestellt. Wir machten viele Spaziergänge, kehrten aber selten heim, ohne unter Anleitung der Schwester in irgendeinem Gebüsche, am Abhange eines Wegs oder unter einem Baume ein Altärchen mit einem Kreuzlein errichtet zu haben. Zu Hause hatten wir in dem Zimmer des Nebengebäudes eine Kapelle eingerichtet. Es wurde Messe gelesen, gesungen und Weihrauch verbrannt, ja oft habe ich vor dem versammelten Hauspersonale über eine spanische Wand hinweg Predigten gehalten und mich sehr geärgert, wenn es den Zuhörern einfiel, zu lachen. Uebrigens nahm sich meine älteste Schwester unserer Erziehung mit solcher Bemühung und so sanftmüthiger liebevoller Rücksicht an, daß ich nicht ohne Rührung an sie zurückdenken kann.

Waren wir ohne Aufsicht, so trugen freilich unsere kindlichen Spiele nicht gerade jenes priesterliche Gepräge. Die Räume des Klostergebäudes, das in seinem größten Theile dem Verfalle preisgegeben wurde, bildeten mit den umliegenden Gärten den Tummelplatz für uns und einige andere Knaben, namentlich die Söhne des Lehrers, der einen Theil des Klosters bewohnte. Während die

Bedielung, schwere Eichenhölzer u. s. w. ungeahndet aus dem Kloster gestohlen wurden, trug die liebe Jugend das Ihrige dazu bei, den Anblick der Räume unerfreulich zu machen. In dem Mittelbau und dem westlichen Seitenflügel war bald keine Thür mehr zu sehen, die Fenster waren zerschlagen und die Nischen verödet. Mit der Zeit war das Kloster zu zwei Drittheilen einer Ruine gleich zu achten. Eine steinerne Statue des Apostels Petrus hatte viel von uns zu leiden. Der arme Heilige wurde beim Räuberspiel, zu welchem die verwüsteten Zimmer und Keller recht geeignet waren, schließlich immer für den Räuberhauptmann erklärt und zum Tode verurtheilt. Wir schleppten dann den Delinquenten in das obere Stockwerk des Klosters, und stürzten ihn von dem Gebälk der ihres Fußbodens beraubten Stube hinab in den Keller. Viele Jahre später habe ich das verstümmelte Steinbild dort noch liegen sehen.

Doch nicht lange mehr sollte das harmlose fröhliche Leben in der Heimat dauern. Ein Jesuitenzögling aus dem Collegium Germanicum in Rom, damals Pfarrer in D. bei P., hatte sich großen Einfluß bei meinen Aeltern zu verschaffen gewußt. Da derselbe der Ansicht war, unsere Erziehung sei bei aller Sorgfalt durch die ketzerische Umgebung gefährdet, mit der wir immerhin dann und wann in Berührung kamen, so wurde sein Vorschlag angenommen, meine beiden ältern Brüder und

mich zu sich zu nehmen. Er wollte, wie er sich ausdrückte, ein kleines Germanicum gründen.

In Begleitung meiner ältesten und jüngsten Schwester schied ich im zehnten Lebensjahre mit meinen beiden ältern Brüdern aus dem Vaterhause. Der Abschied von den Aeltern, vom Dechanten und den übrigen Hausgenossen war thränenvoll. Als wir die Vaterstadt und deren nächste Umgebung hinter uns hatten, fanden wir in dem Reize, den eine neue Welt auf uns ausübte, und in all den Kleinigkeiten Zerstreuung, welche Kindern so wichtig erscheinen. Die gespannte Erwartung unserer zukünftigen Lage, das Gefühl augenblicklicher Befreiung von strenger Aufsicht und von der Schule bewirkte bald, daß die Trauer einer heitern Stimmung Platz machte. Dazu stand uns die große Freude bevor, unsere Schwestern in den Klöstern zu P. wiederzusehen, durch welche Stadt die Reise führte.

Wir langten am zweiten Tage spät Abends in der bischöflichen Residenz P. an. Am folgenden Morgen begaben wir uns zuerst zu der Barmherzigen Schwester, welche ihren Taufnamen gegen den klösterlichen Namen Katharina hatte umtauschen müssen. Wir hatten freien Zutritt zum Kloster. Wie herzlich waren nach so langer Trennung unsere Umarmungen und Küsse! Katharina war äußerst glücklich; wir blieben über eine Stunde bei ihr auf ihrer Zelle. Die arme Schwester war leidend, das Roth der Schwindsucht, an der sie ein Jahr später

sterben sollte, blühte bereits auf ihren Wangen. Während der vier Tage, welche wir in P. zubrachten, haben wir sie recht oft und lange besucht.

Die andere Schwester, welche in das Französische Kloster getreten war, führte den Namen Theresia. In diesem Kloster war Clausur, d. h. die Nonnen dürfen ohne besondere Erlaubniß des Bischofs nie die Klosterschwelle überschreiten. Fällt bei ihrem Eintritt die schwere Pforte zu, so sagt ihnen der dumpfe Schall, daß der Schauplatz ihres Lebens fortan die Klosterzelle und der Klostergarten sein werden. Keine männliche Person darf ohne die nur aus triftigen Gründen zu ertheilende bischöfliche Erlaubniß ins Innere des Klosters gehen. Auf der Uebertretung dieses Gebots steht die schwere Kirchenstrafe des Bannes.

Wir läuteten die Glocke, die neben der Klosterpforte angebracht war; kurz darauf öffnete sich an der Seite neben dem Eingange von innen eine breterne Schlaglade, und hinter eisernem Gitter erblickten wir den Kopf einer Nonne, welche nach unserm Begehren fragte. Nachdem wir unsern Wunsch vorgebracht hatten, wurde mit einem Ruck von innen eine Thür rechter Hand geöffnet, worauf uns die Pförtnerin einlud, uns in das offen stehende Sprechzimmer zu begeben. Wir traten ein und befanden uns in einem ziemlich geräumigen, geweißten Zimmer, welches durch eine Wand, in deren Mitte ein Gitter

angebracht war, in zwei Abtheilungen geschieden wurde. Das Gitter war etwa vier Fuß hoch und fünf Fuß lang; es bestand aus eisernen Längs- und Querstäben, die so nahe aneinander gefügt waren, daß man nur die Hand durch die Oeffnungen stecken konnte. Mein Auge war auf die Thür gerichtet, welche sich in der Zimmerabtheilung hinter dem Gitter befand, und durch welche die Verbindung mit dem Kloster hergestellt wurde. Bald öffnete sich dieselbe, und Schwester Theresia trat ein. Sie war schön und auch im klösterlichen Anzuge noch so freundlich, wie früher. Ihre Augen strahlten, ihre Wangen glühten vor Freude. Meine älteste Schwester reichte ihr durch eine der schmalen Oeffnungen die Hand; bei dem Versuche, einander zu küssen, bildeten die kalten Gitterstäbe einen hindernden Rahmen um Nase und Mund. Meine übrigen Geschwister drängten sich nun hinzu und reichten Theresia ihre kleinen Hände entgegen; ich allein blieb wie angeheftet im Hintergrunde stehen. Thränen entströmten meinen Augen, und bald brach ich in lautes Schluchzen aus. Ein solches Wiedersehen, eine solche Begrüßung hatte ich mir nicht vorgestellt. Ich war leicht beweglichen Gemüths und dem Eindrucke des Augenblicks ergeben, eine Schwäche, mit der ich noch jetzt zu kämpfen habe. Theresia rief mich freundlich zu sich heran; sie war so heiter, und sprach mir so sanft und ermuthigend zu, daß ich bald gefaßter wurde. Wir setzten uns um den vor dem Gitter befindlichen Tisch herum; meine

Schwester rückte vor der andern Seite ihren Stuhl so dicht heran als möglich. Als die erste Unterhaltung über die Aeltern und Freunde daheim zu Ende war, bestellte Theresia einige Erfrischungen für uns. Durch einen in der Ecke des Zimmers neben dem Gitter angebrachten drehbaren hölzernen Behälter in Form einer Trommel, der die Hälfte der Umfangswand fehlt, wurde das Frühstück uns zugewendet; wir Knaben mußten dann die mit Früchten angefüllten Schüsseln aus dem Kasten nehmen und auf den Tisch stellen. Während wir es uns gut schmecken ließen, sah Theresia zu; denn die Ordensregel gestattet den Nonnen nur im Speisesaal zu essen. Die scherzenden Bemerkungen der Schwestern verwischten bald den Rest des anfangs so peinlichen Eindrucks. Wir wurden so munter und laut, daß meine älteste Schwester Lina lächelnd mit dem Finger drohte und uns zur Ruhe ermahnte. Nach eingenommenem Frühstück sollten wir nur die Teller mit den Resten wieder in den hölzernen Kasten setzen. Theresia ging, um eine dienende Schwester zu rufen, die dieselben forttragen sollte. Lina saß während dessen, den Kopf auf die Hand gestützt, nachdenklich und, wie ich glaube, innerlich sehr bewegt am Tische. Da sprang ich, weil meine heitere Stimmung zurückgekehrt war, in den geräumigen Kasten, und meine Brüder beförderten mich durch einen Ruck in die andere Zimmerabtheilung. In demselben Augenblick, als Theresia mit einer ältern Laienschwester zurückkehrt und an

die Trommel tritt, springe ich zu ihrem größten Schrecken heraus. Die Alte kreischte laut auf vor Entsetzen über diesen unerhörten Bruch der Clausur seitens eines Mannsbildes; ich eilte auf meine Schwester zu, sie zu umarmen, aber sie wehrte mich mit beiden Händen ab und drängte mich in den Kasten zurück, den sie rasch herumdrehte und so lange festhielt, bis ich mich etwas verblüfft wieder an der andern Seite des Gitters zeigte. Mittlerweile hatte sich die alte Laienschwester von ihrem Schrecken erholt, Theresia und Lina sahen halb ernst, halb lächelnd darein; wir andern lachten alle recht herzlich.

An demselben Tage besuchten wir den Generalvicar D., der uns auf die Bitte der Schwester Lina in der Abwesenheit des Bischofs die Erlaubniß ertheilte, das Kloster betreten zu dürfen. Die wenigen Tage, welche wir in P. zubrachten, verflossen uns nur zu rasch. Des Morgens dienten wir in beiden Nonnenklöstern zur Messe, dann trieben wir uns in der Stadt umher und besahen die vielen Gegenstände, welche unsere kindliche Neugier reizten, dann gingen wir wieder bald zu diesem, bald zu jenem Kloster hin. Wir lärmten durch die uns nun offen stehenden weiten Gänge, die Zellen und den Speisesaal des Französischen Nonnenklosters. Einzelne jüngere Nonnen sahen sehr ernst darein; die Freundlichkeit einiger ältern steht mir noch klar im Gedächtniß; sie nahmen uns oft auf den Schos, liebkosten uns und gaben uns

allerlei Naschwerk und bunte mit Flittergold beklebte Heiligenbilder.

Der Tag der Abreise war herangerückt. Wir schieden, wenngleich unter Thränen, doch frohen Muthes von unsern Schwestern. Ehe wir P. verließen, ging Lina auf meine Bitten mit mir zum Pater G., den ich gern wiedersehen wollte. Er empfing uns sehr freundlich und forderte mich auf, mir nun einen Schutzpatron für meine künftige Lebenszeit zu wählen. Meine Wahl fiel auf den heiligen Augustinus. Von diesem hatte man mir erzählt, daß er erst sehr weltlustig gewesen und nachher doch ein großer Heiliger geworden sei. Ich dachte in kindlich harmloser Vorstellungsweise es ihm nachzumachen. G. fand großen Gefallen an meiner Wahl, und gab mir ein kleines Bild des heiligen Augustinus, das jahrelang über meiner Schlafstätte hing und noch jetzt in meinem Besitz ist. Zu unserer Weiterreise nach D. sollten wir die Leiterwagen einiger Bauern benutzen. Der Weg von P. nach D. ist fünf Stunden lang; nur eine kurze Strecke war damals Chaussee, dann ging es bergauf bergab über holperige Pfade, die für eine Kutsche schwer zu überwinden waren. Man hatte die Mittagsstunde zur Abfahrt bestimmt. Pünktlich erschienen wir am Thore, reisten aber erst um drei Uhr ab.

Die Landbewohner der dortigen Gegend sind durchweg ungebildet und roh. Im Volksmunde lebt die Sage, daß St.-Petrus sie einst für immer aus dem Himmel

verwiesen habe, weil einige von ihnen gleich beim Eintritt in die Himmelspforte zwei kleine auf dem Fußboden spielende Engelchen mit ihren groben Holzschuhen todt getreten hätten. Wir erfreuten uns denn auch seitens unserer Bauern so vieler Dienstwilligkeit, als mit diesem ihrem Bildungsgrade vereinbar war. Nur eine kurze Strecke blieben wir auf der Landstraße, dann fuhren wir rechtsab querfeldein. Der schlechte Weg nöthigte zum Langsamfahren. Bald ging es steile Abhänge hinauf und hinunter, sodaß wir jeden Augenblick glaubten, die Wagen würden umstürzen. Der bäuerliche Zuspruch unserer Rosselenker war eher geeignet, unsere Besorgniß zu vermehren als zu verscheuchen. Indeß gelangten wir mit hereinbrechender Nacht glücklich in ein im Thale gelegenes Dorf, das wir zu passiren hatten. Es war ein schmuziges, ärmlich aussehendes Oertchen. Außer der Kirche und dem Pfarrhause gab es nur ein Gebäude in diesem Dorfe, das einer für Menschen bestimmten Wohnung ähnlich sah, das Wirthshaus. Auf dem bemalten Schilde war zu lesen: „Hier ist gut logiren, wers nicht glauben will, mags probiren.“ Wir hielten an, und die Bauern bemerkten zu unserm Erstaunen, heute Abend führen wir nicht weiter. Ins unvermeidliche Geschick ergeben, kletterten wir von den Wagen herunter und gingen ins Haus. Es war nur ein Gastzimmer da, welches wir mit unsern Fuhrleuten und einigen kannegießernden Dorfbewohnern theilten. Als das Abendessen aufgetragen

war, nahmen nebst den Gästen der Wirth, dessen Weib, Kinder, Knecht, Magd am Tische Platz. Wir blieben auf der von uns eingenommenen Bank in einer Ecke des Zimmers sitzen und zehrten von kalter Küche aus unserm Reisesacke. Der Wirth kam außer Fassung, als Lina ihn bat, uns auf die Schlafzimmer zu führen. Er war nur gewohnt, Gäste zu beherbergen, die mit einer Streu fürlieb nahmen. Nur ein Zimmer könne er uns zurecht machen lassen; auf demselben stehe ein Bett, in welchem die Jungen und auch das kleine Mädel Platz genug hätten; für die Mamselle wolle er den großen Sessel hinauftragen. Hier gab es keine Wahl, wir gingen bald hinauf in das niedrige, enge Schlafgemach, dessen Raum beinahe gänzlich von einem großen, aus guter alter Zeit stammenden Bettkasten eingenommen wurde. Meine Schwester sprach das Abendgebet, wir bekreuzten uns und stiegen dann ins Bett. In diesem befand sich nur eine Lage Stroh, die mit grobem Leinen überdeckt war, nebst einigen wollenen Decken. Meine kleine Schwester wurde an dem Fußende des Kastens gebettet, Lina hüllte sich in ihren Mantel und nahm im Sessel Platz. Wir schliefen alle nur wenig. Am andern Morgen sprachen wir unser Gebet und gingen zeitig ins Gastzimmer hinab. Der Wirth und seine Familie frühstückten Mehlsuppe mit Sauerbrot. Wir erhielten Kaffee, berichtigten unsere geringe Rechnung und fuhren weiter. Der Weg von da ab nach

unserm Ziele D. führte durch eine hügelige und wenig bebaute, aber sehr schöne Gegend, deren Reiz in prächtigen Waldungen bestand. Wir hatten gute zwei Stunden zurückgelegt, als wir des kleinen Städtchens D. ansichtig wurden.

Zweites Kapitel.

Das kleine Germanicum.

Das Städtchen oder Dorf D. liegt auf einem regelmäßig ansteigenden flachen Berge. Wir näherten uns von Norden auf einem Wege, der allmählich emporführte. Die in ihrem nördlichen und östlichen Flügel noch gut erhaltene Burg war das erste Gebäude, welches sich unsern Blicken darbot. In diesem ehemaligen Rittersitze wohnte jetzt, wie unsere Fuhrleute erzählten, der Bürgermeister, ein gottloser Mann ohne Religion. Der Herr Pfarrer, welcher alle Jahre die einzelnen Häuser, Scheunen und Ställe auf dem Weihgang in Begleitung des Küsters mit Weihwasser einsegnete, habe auch die Burg einsegnen wollen, das sei ihm aber rundweg von dem Bürgermeister abgeschlagen worden. Weiter führte der Weg an zwei kleinen Weihern vorüber, dem Sommeraufenthalte der städtischen Enten und Gänse. Vor diesen Teichen stand eine prachtvolle Linde und im Schatten derselben ein steinernes Heiligenhäuschen, in dessen Nische

sich ein Steinbild des heiligen Pancratius, des Schutz-patrons der Stadt, befand. Kleine und schmuzige Häuser bildeten die einzige Straße, welche durch den Ort führte. Neugierig sahen die Bewohner derselben aus den engen Fenstern auf die fremde Herrschaft. Ich bemerkte ein Haus, das mit seiner reinlichen gelben Farbe, den grünen Fensterläden und seinen zwei Stockwerken vortheilhaft gegen die übrigen abstach. Darin wohnte der Jude H., der einen Manufacturladen hielt. Ein zweites unvollendetes steinernes Haus bekundete, daß sein Bau in einer Zeit unternommen war, in welcher die Verhältnisse des Inhabers günstiger sein mochten als jetzt; denn das schadhafte Dach, die zerschlagenen Fenster, der Schmuz und die Unordnung umher ließen auf einen verarmten Besitzer schließen. Es war ein Schmuggler. Wir bogen nun in eine Seitengasse. Düngerhaufen lagen vor den Thüren, alte eiserne Ofenröhren guckten neugierig aus den Wänden vor und bliesen ihren Qualm auf die ungepflasterte, holperige Gasse. Die beiden Wagen, auf denen wir uns befanden, hielten vor dem vierten Hause linker Hand, der Wohnung des Pfarrers, dessen Obhut wir fortan anvertraut werden sollten.

Der Priester stand auf der Treppe vor der Hausthür. Ich entsinne mich seiner als eines Mannes in den dreißiger Jahren, von mittlerer Größe und kräftiger aber nicht corpulenter Statur. Die freundliche Miene, mit der er uns empfing, verbarg die Strenge

seiner etwas derben Gesichtszüge nicht. Die Farbe seines Antlitzes und seiner schmalen Lippen war blaß, die kleinen dunkeln Augen blickten nicht einnehmend; das Haupthaar war schwärzlich und besonders auf dem Vorderkopfe sehr dünn. So stand er vor uns, im Schlafrock, an den Füßen niedergetretene Hausschuhe, deren Stickerei auf eine weibliche Geberin schließen ließ. Er reichte freundlich grüßend der Schwester und dann uns allen die Hand entgegen. Als den Fuhrleuten ein Trinkgeld gegeben werden sollte, verwehrte er es und hieß die Bauern in ziemlich derber Weise nach Hause fahren; sie hätten an der ihnen widerfahrenen Ehre genug. An Gehorsam gewöhnt, grüßten diese verblüfft und fuhren heim. In der Hausflur stand die Schwester und Haushälterin des Pfarrers, welche uns als Mamsell Threschen vorgestellt wurde. Sie hatte, ehe ihr Bruder sein Amt antrat, bei dem Schullehrer des Dorfs als Magd gedient und war eckig in ihren Manieren, bemühte sich aber, freundlich zu sein. Ihr Gesicht hatte nichts Anziehendes; ein unschönes Lächeln um den breiten Mund, eine stumpfe, emporstehende Nase, kleine, denen des Bruders ähnliche Augen, die flache, von den Rändern einer Tüllhaube beschattete Stirn: dies alles machte einen um so unangenehmeren Eindruck, als man in den Zügen las, wie die von der Magd zur Haushälterin beförderte Jungfer sich etwas zu sehr in ihrer Würde fühlte. Ihr Anzug bestand aus

einem gedruckten Kleide und einer Schürze, deren Leibchen bis fast an den Hals reichte.

Ich beschreibe im Folgenden die Räumlichkeiten des Pfarrhauses, damit man sich einen Begriff davon machen könne, wie eng wir wohnten, als des Pfarrers kleines Germanicum auf vierzehn Zöglinge herangewachsen war. Der hintere Raum der Hausflur war von einem großen, wüsten Kleiderschrank eingenommen, sodaß nur der Weg zu einer engen, daneben befindlichen Thür frei blieb. Rechts von der Hausthür lagen das Wohn- und Schlafzimmer des Pastors, links ein einziges geräumigeres Zimmer. Die Stuben waren alle sehr niedrig, im zweiten Stock gewiß nicht über sieben bis acht Fuß hoch. Durch die neben dem alten Kleiderschrank befindliche Thür gelangte man auf die Tenne; linker Hand auf derselben lag die Küche; neben der Küchenthür führte eine schmale Treppe nach oben. Gerade über die Tenne hinweg, dem Eingang des Hauses gegenüber, lagen zwei kleine Zimmer für die Haushälterin und für die Magd. Von da hatte man die Aussicht auf den hinter dem Hause gelegenen Garten. Rechts von der Stube der Haushälterin war der große Kuhstall, von dem eine Leiter nach dem Bodenraum führte. Die Wände der Tenne waren mit jenem glänzenden Ruß bekleidet, den Holzfeuerung hervorbringt; alles Holzwerk war gebräunt, die obern Räumlichkeiten des Hauses waren alle rußig. Im obern Stock war links vom Aufgang ein Vorraths-

zimmer für Würste, Schinken und andere Lebensmittel. Dahinter lag unsere künftige Schlafstätte. Das dritte und letzte Gemach diente als Gastzimmer, und sollte von meinen zwei Schwestern während der Dauer ihres Aufenthalts in D. benutzt werden. Eine besondere Treppe verband diese Räumlichkeiten mit dem Wohnzimmer des Pfarrers. Neben dem oberhalb der Küche befindlichen Holzraum war noch ein kleines Gemach, durch welches der riesige Schornstein führte, und in dessen Ecken Besen, Stöcke und dergleichen aufbewahrt wurden. Nächst diesem Behälter dehnte sich über die ganze Weite des Hauses hinweg ein höchstens sechs bis sieben Fuß breiter, länglicher Raum aus, er hieß die Rauchbühne. Am hintern Ende der Tenne war das Einfahrtsthor, durch welches man auf den Wirthschaftshof gelangte.

Dem nun folgenden einfachen Mittagessen sprachen wir wacker zu. Der Pastor unterhielt sich mit meiner ältern Schwester über die Einrichtung, die er seinem kleinen Germanicum zu geben gedächte. Hier in „Preußen“ wollte er eine jesuitische Pflanzschule anlegen, wir sollten den Anfang bilden, die junge Anstalt würde gewiß schon binnen Jahresfrist weitere Ausdehnung gewinnen. Die Preußen würden ihm zwar wol Schwierigkeiten bereiten, er wäre aber bei seinem Landrath in W., der, obgleich Protestant, ihm doch sehr geneigt sei, und bei dem einflußreichen Generalvicar D. in P. des Schutzes gewiß. Nach Tische mußte der Pastor ein Stündchen schlafen: er wäre

es so von Rom her gewohnt. Am Nachmittag kam die fast wie eine Nonne gekleidete Lehrerin an der Waisenanstalt in B. zum Besuche herüber; sie sollte auf Veranlassung des Pastors die Bekanntschaft meiner Schwester machen; dann aber sollten auch am folgenden Morgen die Uebungen des heiligen Ignatius Loyola beginnen, denen sie mit uns unter Anleitung des Pastors beiwohnen würde. Viel mehr als dieser Besuch interessirte uns die Ankunft eines Knaben, der aus den Ferien zurückkehrte. Er hatte schon drei Monate bei dem Pfarrer zugebracht, und sollte mit uns den Stamm des kleinen Germanicums bilden. Der Knabe war einige Jahre älter als ich, hatte ein sehr freundliches Aeußere, lange, blonde Locken, ein blasses Gesicht, schöne blaue Augen und eine schlanke Gestalt. Er war bereits älternlos. Sein Geburtsort war G...heim. Durch sein gefälliges und zuvorkommendes Wesen hatte er sich die Gunst der Mamsell in hohem Grade erworben, die ihn uns als das G...heimer Engelchen vorstellte.

Die Nachricht von unserer Ankunft war schon durch das ganze Dorf verbreitet; die Bekanntschaft mit einigen Schulknaben, die sich in der Nähe des Pfarrhauses einfanden, vermittelte das G...heimer Engelchen. Unser erster Besuch galt dem Schullehrer. Das war ein früherer Schneidermeister und grundbraver Mensch, der unter Anleitung eines geistlichen Oheims sich etwas ausgebildet hatte und dann zum Lehrer in D. ernannt wor-

den war. Ein Seminar hatte er freilich nicht besucht, auch war zum Glück für ihn auf vorherige Ablegung eines Examens nicht gedrungen worden. Der jetzige Pastor hatte ihn aber ganz und gar in seiner Gewalt. Wenn der arme Mann einmal eine störrige Miene zu zeigen versuchte, so drohte der Pastor mit einem Berichte an die Regierung, ließ ein derbes Wort vom Seminar in B. mitunterlaufen, und der Schullehrer fügte sich in Geduld. Der in unserm Alter stehende Sohn des Lehrers war ein munterer Knabe, welcher sich uns gleich anschloß, als wir es unternahmen, die Besichtigung der Stadt oder besser des Dorfs fortzusetzen. Der Zug durch die Gassen und Winkel wurde immer größer; bald waren die meisten Schulknaben um uns versammelt. In derber Gutmüthigkeit gaben sie uns die Hand, und wie alte Bekannte schritten wir heiter fürbaß. Die Leute waren alle freundlich und winkten uns mit ungezwungenem Lächeln Willkommen zu. Eine bezeichnende Benennung für uns war von ihnen bald gefunden. Wir hießen Pastors Jungens, und auch für spätere Jahre behielten die Zöglinge des kleinen Germanicums diesen Namen.

Auf der Südseite des Dorfs bot sich uns eine reizende Aussicht dar. Dort senkte sich der Berg steiler hinab, schmale Pfade schlängelten sich durch das Buschwerk in ein weites, langes Thal, durch welches ein Flüßchen seine Wellen trieb. Jenseits lag eine mit Wald

gekrönte Kette von Bergen, von welcher das vergoldete Kreuz auf der Thurmspitze einer kleinen Kapelle uns entgegenleuchtete. Der Rückweg führte uns wieder auf die Hauptstraße des Städtchens. An einem dreistöckigen großen Hause, dessen Thüren und Fenster dicht verschlossen waren, schlichen einige der Knaben scheu aufblickend vorüber. Als wir vor demselben stehen blieben und hinaufsahen, zog uns das Engelchen mit Gewalt weg. Wir erfuhren von ihm, daß die einzige Bewohnerin dieses Hauses, die Witwe des Landrichters P., eine Hexe sei, welche unter der Gewalt des Geizteufels stehe. Die Bauern hatten für den wirklich grenzenlosen Geiz dieser reichen Frau, die sich selbst kaum die nothwendige Nahrung gönnte, keine andere Erklärung, als daß der Teufel in sie gefahren sei. Ich habe sie einigemal in einem dunkeln, schmuzigen Nachtgewande gesehen. Sie schlief meist am Tage und empfing gegen Abend den Besuch des Kaplans M., eines unglücklichen Menschen von bedeutenden Anlagen, welcher nach D. verschlagen war und daselbst bald verkam. Der Umgang mit der P. vernichtete seine sittliche Kraft, er ergab sich dem Trunke. Viel älter als der Pastor, wollte er sich von diesem um so weniger rathen lassen, da derselbe seinen vielleicht gut gemeinten Rath in verletzender Weise gab. Auf Betrieb des letztern wurde er von der geistlichen Behörde seines Amts entsetzt. Oft machte er nachts Lärm auf der Straße, und suchte durch Scheltreden auf den Pastor, von

seinem der Pfarrwohnung gegenüberliegenden Hause aus, seinem Grolle Luft zu machen. Er starb schon im folgenden Jahre. Die P. wollte sonst von der Geistlichkeit und der Kirche nichts wissen. Man fand sie eines Morgens auf ihrer Haustreppe zusammengekauert und erfroren.

Wir kamen auf unserer Wanderung zur Burg. Ueber den breiten Graben führte eine steinerne Brücke durch das tiefe, gewölbte Thor in das Innere. Wiewol unser Engel etwas zögerte, eilten wir doch der lustigen Dorfjugend durch die offen stehenden Räume des Gebäudes nach, staunten über die hohen, weiten Säle, die engen, kleinen Gemächer und den Brunnen, aus dessen dunkler Tiefe mittelst einer Maschine das Wasser heraufgeholt wurde, und kletterten hinab in die Gräben, wo uns die Jungen zu unserm Entsetzen eine unter der Brücke befindliche Höhle als das Burgverließ bezeichneten. Es kostete uns Mühe, dem Knaben, welcher voranging, zu folgen. Wir tappten ihm nach, bis er unsere Hand an einen noch in der Mauer befindlichen dicken, eisernen Ring rühren ließ. Schaudernd fuhren wir zurück und eilten wieder nach unserer Wohnung. Den Herrn Bürgermeister hatten wir nicht zu sehen bekommen.

Daheim fanden wir unsere Schwester, die Lehrerin und den Pfarrer in eifrigem Gespräch über heilige Dinge. Nach dem Kaffee wurde ein gemeinschaftlicher Spaziergang gemacht. Auf dem Heimwege führte uns der Pastor

durch die immer geöffnete Thür des Thurms in die Kirche, indem er sagte, es sei von Rom her seine Gewohnheit, nach jedem Spaziergang das heilige Altarssakrament anzubeten; auch wir müßten diese Sitte fortan beobachten. Wir verweilten eine kleine Zeit in der Kirche; der Hauptaltar erregte meine besondere Aufmerksamkeit wegen der zwei großen geschnitzten Heiligenbilder, die links und rechts an gewundenen Säulen standen. Auf der einen Seite sah man den heiligen Antonius in Eremitentracht mit langem Pilgerstab; das Vordertheil eines Schweines guckte rechts zu seinen Füßen hervor. Auf der andern Seite stand der heilige Sebastian, der Patron aller Schützengilden, an einen niedrigen Pfahl gebunden und an allen Theilen seines Körpers mit Pfeilen gespickt. Er erregte damals und auch später immer meine besondere Theilnahme, zumal ihm ein Pfeil gerade in der Kehle stak. Von der Kirche kehrten wir zur Pfarrwohnung zurück; das große Zimmer rechter Hand wurde uns als unser Wohn-, Studir- und Eßzimmer bezeichnet. Wir packten unsere Bücher aus, die in einem an der Wand angebrachten alten Büchergestell überflüssigen Raum fanden. Dann hieß man uns kleine Schreibhefte anfertigen und alles fordern und zurecht legen, dessen wir in den folgenden acht Tagen bedürftig sein möchten, denn nach dem Abendessen sollten die geistlichen Uebungen ihren Anfang nehmen. Von da an dürften wir uns durch nichts mehr zerstreuen,

auch nicht mehr miteinander sprechen, damit wir in der Betrachtung der göttlichen Sachen nicht gestört würden, von denen fortan der Pastor als Exercitienmeister mit uns sprechen würde. Wir rüsteten uns also mit neugierigem Warten auf die fremden Dinge, welche wir jetzt kennen lernen sollten.

Nach dem Abendessen, bei welchem es ganz heiter herging, folgte eine kurze Zwischenpause. Während abgedeckt wurde, standen meine älteste Schwester und die Lehrerin mit sehr ernsten Mienen da, sodaß auch wir für gut hielten, ernsthafte Gesichter zu machen. Der Pastor hatte sich entfernt. Aber bald öffnete sich die Thür, und mit feierlicher Miene, fast finster dareinblickend, kam er wieder. Er behielt diese unbeweglichen, kalten Züge die acht folgenden Tage hindurch bei, außer wenn er hin und wieder mitten in der ernsten Betrachtung eine triviale Witzelei vorbrachte. Oben an dem Tische nahm er Platz, links und rechts die Frauen. Wir gruppirten uns ohne Unterschied um den lang ausgezogenen Tisch. Einige einleitende Worte über den Zweck der Exercitien und über unser äußeres Verhalten während derselben, sowie die Aufforderung, alle Herzens- und Gewissensangelegenheiten ihm in den dazu angesetzten Unterredungen offen und frei mitzutheilen, nahmen etwa eine halbe Stunde Zeit weg. Dann wurde uns die Tagesordnung mitgetheilt, wie ich sie hier folgen lassen will; sie wird dem Unkundigen von diesen Uebungen des

heiligen Ignatius Loyola einen vorläufigen Begriff geben. Um 5 Uhr morgens: Aufstehen, Ankleiden u. s. w. Von $5\frac{1}{2}$ bis 6 Uhr: Gemeinschaftliches Morgengebet, dann Angabe der Betrachtungspunkte seitens des Exercitienmeisters. Von 6 bis 7 Uhr: Betrachtung, d. h. jeder soll über die vorher mitgetheilten Punkte still für sich nachdenken in der Weise, wie es der Exercitienmeister vorgeschrieben hat. Die Betrachtungen erstreckten sich mit einigen Ausnahmen, welche den Marienbienst, das Fegefeuer und ähnliches zum Gegenstande hatten, auf die Grundlehren des Christenthums, Sünde, Erlösung, Verdammung, Seligkeit. Die erste und letzte Viertelstunde der Betrachtung ist kniend abzuhalten. Von 7 bis $8\frac{1}{2}$ Uhr: Anhören der heiligen Messe. Nach derselben Frühstück und Erholung. Von $8\frac{1}{2}$ bis 9 Uhr: Gemeinschaftliche geistliche Lesung. Von 9 bis $9\frac{1}{2}$ Uhr: Aufschreiben der beim Betrachten etwa gehabten Lichtpunkte, Lumina. Von $9\frac{1}{2}$ bis $9\frac{3}{4}$ Uhr: Anbetung des Allerheiligsten in der Kirche. Von $9\frac{3}{4}$ bis $10\frac{1}{4}$ Uhr: Angabe der Betrachtungspunkte. Von $10\frac{1}{4}$ bis $11\frac{1}{4}$ Uhr: Betrachtung. Von $11\frac{1}{4}$ bis $11\frac{3}{4}$ Uhr: Heiligengeschichte. Von $11\frac{3}{4}$ bis 12 Uhr: Gewissenserforschung. Von 12 bis 2 Uhr: Mittagessen und Erholung. Man darf im Garten spazieren gehen, soll aber die Augen nicht aufschlagen oder sprechen. Das letztere ist überhaupt während der Exercitienzeit streng zu vermeiden. Es hat Fälle gegeben, wo ein einziges unheiliges Wort den

ganzen Erfolg der heiligen Uebungen vereitelte. Von 2 bis 3 Uhr: Geistliche Lesung. Von 3 bis 4 Uhr: Kaffee und Erholung. Man lese die Lumina nach. Von 4 bis 4½ Uhr: Angabe der Betrachtungspunkte. Von 4½ bis 5½ Uhr: Betrachtung. Von 5½ bis 6 Uhr: Lumina. Von 6 bis 6¾ Uhr: Gewissenserforschung. Von 6¾ bis 7 Uhr: Heiligengeschichte. Von 7 bis 9 Uhr: Abendessen, Erholung. Von 9 bis 10 Uhr: Gewissenserforschung, gemeinschaftliches Abendgebet, Schlafengehen. Der Pastor ist immer, besonders aber zur Erholungszeit, bereit, die etwaigen Anliegen der einzelnen Uebenden anzuhören und ihnen seinen guten Rath zu ertheilen. Besondere Bußübungen, Fasten und dergleichen soll keiner ohne Erlaubniß des Pastors während der Exercitien vornehmen. Wann und wie oft gebeichtet werden soll, wird näher bestimmt werden. Die Gewissenserforschung von 6 bis 6¾ Uhr abends muß sich über das ganze verflossene Leben ausdehnen, da sie zur Generalbeichte, welche am Schlusse der heiligen Uebungen von allen abgelegt wird, vorbereiten soll.

Man wird aus diesen Andeutungen entnehmen, daß der Geistliche neben der Absicht, jeden zur Selbsterkenntniß zu führen, den Zweck verfolgte, die innersten Regungen und Neigungen seiner Pflegebefohlenen zu erforschen. Auf Erwachsene, welche die Sache ernst nehmen, werden derartige Uebungen ihren Einfluß gewiß nicht verfehlen; nur ist nicht zu vergessen, daß die Beobach-

tung der damit verbundenen Aeußerlichkeiten zur Werkheiligkeit führt und so einen tiefern sittlichen Eindruck leicht wieder verwischt. Ich habe diese Uebungen in meinem spätern Leben noch oft mitgemacht, und werde darüber zu seiner Zeit genaueres mittheilen. Auf uns Kinder wirkte gerade das am meisten, was am wenigsten von nachhaltigem Werth war: wunderliche Geschichten von Heiligen, die als gute Beispiele zugegeben wurden, das romantische Unwesen des Marien- und Heiligendienstes, kleine Schnurren, die zur Abwechselung dann und wann mitunterliefen, die Schrecknisse des Fegefeuers und der Höllenqualen und dergleichen. Das beständige Stillschweigen wurde mir zu einer großen Pein, die ich nur aushielt, weil jeder fragende und um Unterhaltung bittende Blick mit strengem Ernste zurückgewiesen wurde, und die feierlichen Mienen der Erwachsenen, die an den Uebungen theilnahmen, mich mit heiliger Scheu erfüllten. Das anhaltende Knien wurde uns sehr schwer; unsere Abtödtungen bestanden in allerlei kleinen Entsagungen, die der Pastor uns auferlegte, z. B. bei Tische die Früchte unangerührt vor uns liegen zu lassen u. s. w. Dieses eintönige Leben, dieses anhaltende Anhören und Betrachten heiliger Dinge (selbst über Tische mußten wir abwechselnd aus einem Erbauungsbuche vorlesen), ist dazu geeignet, den Menschen körperlich und geistig so zu ermüden, daß er zuletzt ein fast willenloses Werkzeug in der Hand des Exercitienmeisters wird. Darum benutzt

derselbe auch die letzte Zeit, fromme Vorsätze anzuregen, auf die Wahl des Berufs einzuwirken, u. s. w. Das Ganze wird zuletzt mit einer aufheiternden Himmelsbetrachtung geschlossen.

Am dritten Tage dachte ich schon sehnsüchtig an das Ende, aber dennoch wollte ich mir selbst gern weiß machen, daß ich mein Leben lang also exerciren möchte, da es ja dann geradeswegs in den Himmel hineingehen müßte. Ich glaube, mit meinen Brüdern war es nicht anders. Wir hatten sehr gegen Erschlaffung zu kämpfen. Beim gemeinschaftlichen Abendgebete fiel dann und wann einer von uns, auf den Knien liegend, schlaftrunken vorwärts mit dem Gesichte auf den Boden. Das Gebet erlitt dadurch keine Störung, keine Miene verzog sich zum Lachen. Unter solchen Beschwerden waren etwa vier Tage vergangen, als einer von uns die ihm durch den Kopf gehenden Gedanken unmöglich für sich behalten konnte. Mitten in der Betrachtung sprang er mit lautem Rufen auf. Alle schauten erschreckt empor; da ergab es sich, daß der Spitz des Pastors, ein Stück Fleisch im Maule, durch die ein wenig geöffnete Thür einzudringen suchte. Angesichts des Hundes schwanden die Gedanken ans Fegefeuer, das Verbot zu reden wurde vergessen, und es war zu verwundern, daß nicht gleich die Jagd nach dem Diebe anging. Doch daran hinderte uns die strenge Zurechtweisung des eben eintretenden Pfarrers. Da uns blos das Sprechen verboten war,

so versuchten wir wol einigemal, uns auf kleinen Zettelchen schriftliche Mittheilungen zu machen. Aber der Unfug währte nicht lange. Der Pastor, welcher alles untersuchte, fand die verrätherischen Papierschnitzel in dem Kehricht auf der Flur und machte uns darüber so eifrige Vorhaltungen, daß ich bei dieser Gelegenheit zum ersten mal sein Gesicht sich röthen sah. Gegen den Schluß der Uebungen nahmen wir uns wieder recht zusammen; der Gedanke an das nahe Ende wirkte sehr auf den Ernst unserer Gesinnungen. Einmal hatten wir bereits gebeichtet, am vorletzten Tage aber war die Generalbeichte. Wir lasen das aufgeschriebene Sündenregister ab, erhielten die Lossprechung, eine kleine Buße, und kehrten froh auf unser Zimmer zurück. Die folgende Betrachtung hatte die Freuden des Himmels zum Gegenstande und heiterte uns noch mehr auf. Wir gingen zur Kirche, die Erwachsenen communicirten, nach der Messe wurde daheim zur Danksagung das Tedeum gebetet, und allgemeine gegenseitige Begrüßungen, Umarmungen und Glückwünsche kündeten uns an, daß wir dem Leben wiedergegeben seien.

Meine Schwestern reisten am zweiten Tage nach den heiligen Uebungen wieder ab. Wer dieselben in rechter Weise gehalten hat, dessen Herz ist zu voll von göttlichen Dingen, als daß es irdischer Trauer Raum geben dürfte. Vergebens suchten wir, indem man uns diesen Gedanken vorhielt, unsere Thränen zu unterdrücken, wir

hatten eine bange Ahnung. Am Nachmittag desselben Tags theilte uns der Pastor die Hausordnung mit, die er dem kleinen Germanicum zu geben gedachte. Von diesem Augenblicke an stand er uns mit unumschränkter Gewalt und immerwährendem finstern Ernste gegenüber. Er änderte dies Wesen nur bei Besuchen und während der Ferienzeit im Herbste, in der er gewöhnlich einige Wochen mit uns im älterlichen Hause zubrachte. Er verstand es so meisterlich, uns einzuschüchtern, daß wir nicht einmal wagten, vor den Aeltern eine Klage laut werden zu lassen. Er sprach zu uns so viel von Gott, Papst, Rom und andern heiligen Sachen, daß wir zu ihm nicht in Liebe, aber doch in Furcht wie zu einem halben Heiligen aufblickten, den wir im Herzen zwar oft weit weg wünschten, aber dessen Gunst zu verscherzen uns gleichbedeutend war mit der Uebergabe an den Teufel.

Die Hausordnung war für die Wochentage ungefähr folgende. Von 5 bis 8 Uhr: Aufstehen, Morgengebet, eine halbstündige Betrachtung unter Aufsicht der Mamsell, Anhören der Messe, Frühstück. Von 8 bis 10 Uhr: Besuch der Elementarschule. Von 10 bis 10½ Uhr frei. Von 10½ bis 12 Uhr häusliche Arbeiten nach Anleitung des Pastors. Von 12 bis 2 Uhr Mittagessen und Erholung. Bei Tische mußte einer von uns vorlesen und sich nach der Mahlzeit mit den oft kärglichen Resten begnügen. Von 2 bis 3 Uhr Schule. Von 3 bis 5 Uhr Kaffee und Spazierengehen. Von 5 bis 7 Uhr Silentium.

Dasselbe begann mit einer geistlichen Lectüre, und dann folgte die Anfertigung schriftlicher Aufgaben. Von 7 bis 9 Uhr Abendessen und Erholung. Um 9 Uhr Abendgebet, Angabe der Betrachtungspunkte für den folgenden Morgen, Schlafengehen. Nach dem Abendgebet soll niemand mehr sprechen, sondern jeder soll still und ruhig zu Bett gehen. Mittwochs und Sonnabends Nachmittag war bis 5 Uhr frei gegeben. Sonnabends um 5 Uhr gingen wir zur Kirche und mußten an diesem Tage stets beichten. Sonntags besuchten wir zuerst den Morgengottesdienst, dann wurde gefrühstückt und demnächst wieder der Hauptgottesdienst besucht. Ueber Tische mußte jeder etwas aus der Predigt mittheilen. Nachmittags wohnten wir wieder der Kirche bei, dann gingen wir bis 5 Uhr spazieren und hatten von da an bis 7 Uhr Zeit, die Predigt, so gut wir es vermochten, sauber in ein Schreibheft einzutragen. Außerdem wurden uns noch allgemeine Verhaltungsmaßregeln gegeben, wobei es hieß: „Auf euch sehen alle Leute, ihr müßt allen mit gutem Beispiel vorangehen." Endlich wurde uns bedeutet, daß wir allen Befehlen der Mamsell pünktlich zu gehorchen hätten, besonders wenn der Pastor nicht da sei.

Leider war es keine Täuschung, wenn wir schon jetzt eine Umwandelung in dem Auftreten des Pastors und der Mamsell Threschen gegen uns wahrzunehmen glaubten. Als wir uns des Abends auf der angewiesenen Stube zu Bette legten, bemerkten wir, daß man das Unterbett

und die guten Leintücher, welche wir mitgebracht hatten, weggenommen hatte. Ueber das Stroh war ein grober Laken gebreitet. Wir sagten nichts, durften ja auch beim Zubettegehen nicht mehr sprechen. Man sieht, unser geistlicher Erzieher war ein Mann der That. Wir erfuhren später, daß er längere Zeit als Schuhmachergeselle das Handwerk seines Vaters betrieben hatte, ehe er Geistlicher geworden war. Er hatte sechs Jahre in Rom zugebracht, und in Italien manches gesehen, was andern, mit denen er jetzt verkehrte, fremd war. Dies brachte in ihm das Gefühl einer wirklich nicht vorhandenen Ueberlegenheit über andere hervor, und bildete den geistlichen Hochmuth bei ihm in einem seltenen Grade aus. Unser alter Dechant, dessen Urtheile er einst bei Tische keck mit dem Bemerken widersprach, das müsse er besser wissen, da er sechs Jahre in Rom gewesen sei, gab ihm die derbe Antwort zu hören: „Asinus Parisios mittitur, non equus redit.“ Wir schliefen diese erste Nacht recht schlecht, indessen gesunde Jungen lernen wol auch auf Bretern schlafen; wir wußten bald nichts mehr von der Unbequemlichkeit unsers Lagers. An ein anderes Uebel gewöhnten wir uns aber weniger leicht, das war der Hunger. Seit Einführung der Hausordnung gab es an den Wochentagen zu dem Roggenkaffee nur trockenes Brot; der sogenannte Kuchen, der uns oft statt desselben gereicht wurde, war aus dem Ueberreste des Mehls gefertigt, auf beiden Seiten gelblichbraun, dick

und zähe. Davon erhielten wir nicht einmal nach unserm Verlangen. Um 10 Uhr sollten wir ein Butterbrot haben; dieses wurde uns aber um jedes kleinen Vergehens willen entzogen. Das Mittagessen war meistentheils von wenig zusagender Beschaffenheit; der Hering spielte dabei eine unverdiente Hauptrolle; da gab es Hering, süße Pflaumen und Kartoffeln, Hering mit Linsenmus u. s. w. Weil uns die Mamsell alles vorlegte, so bekamen wir auch oft mittags nicht satt zu essen. Als endlich die Fastenzeit herankam, wurde es gar zu arg. Das Butterbrot um 10 Uhr fiel ganz weg, desgleichen der Kaffee um 4 Uhr nachmittags. Anstatt des Abendessens wurde uns dann der Kaffee mit einem Butterbrote gereicht, und während wir uns mit so karger Speise begnügen mußten, verzehrte der Pfarrer an demselben Tische seinen Eierkuchen. Solche Behandlung von Kindern, die im Wachsthum begriffen sind und zu jeder Zeit Appetit haben, ist in der That so grausam, daß mich noch jetzt der Gedanke daran entrüstet. Wir wurden mager und blaß. Die Leute des Dorfs riefen wiederholt: „Wie sehen Pastors Jungens hungrig aus!“

Ein Glück für uns war es, daß wir die Elementarschule besuchten. In dieser nahmen wir zunächst ehrenhalber als Pastors Jungens die ersten Plätze ein; jedoch verdienten wir dieselben auch, wie die Prüfungen jedesmal ergaben, infolge der frühern Bemühungen eines ausgezeichnet tüchtigen Elementarlehrers unserer Vater-

stadt. Der Unterricht, den wir hier genossen, war mangelhaft, wir lernten wenig. Dabei stellte uns der Pastor, welcher alle Tage die Schule besuchte, als Unterlehrer bei einzelnen Schülern an, um ihnen das Buchstabiren und Lesen beizubringen. Da der Pastor unsere Liebe nicht erwerben konnte, so wandten wir diese von Herzen unserm Lehrer zu, dem die Gutmüthigkeit aus den Augen leuchtete. Da er sich unter der Aegide des Pfarrers nicht wohl fühlte, so mochte er in uns nicht blos Schüler, sondern auch Leidensgefährten erblicken; indeß so freundlich er sich uns bewies, er wagte nicht, über diesen Punkt mit uns zu sprechen, wir aber hatten noch weniger den Muth dazu als er. Endlich aber machte er seinem Herzen Luft, und zwar auf Antrieb seiner Frau, wie er mir später erzählt hat. Der Lehrer, welcher bei dem Pfarrer auch die Stelle eines Barbiers vertrat, mußte uns das Haar abschneiden. Bei dieser gemüthlichen Operation fragte er uns einmal, warum wir jetzt so blaß aussähen, ob wir auch satt zu essen bekämen. Als wir anfingen zu weinen, beruhigte er uns. „Sagt nur dem Pastor nichts, dann sollt ihr alle Tage früh bei mir etwas zu essen haben! Ihr geht morgen wol auch zur Charfreitagsprocession nach G., haltet euch an meinen Alex, der soll euch zu dem dortigen Lehrer führen, und ihr werdet keine Noth haben. Nach den Feiertagen laßt mich nur sorgen!“

G. ist ein ziemlich großes, etwa anderthalb Stunden

von D. gelegenes Dorf. Früher war dort eine reiche Abtei; die Klosterkirche und das Klostergebäude wurden nach der Säcularisation der Pfarrgemeinde überwiesen. Aus der Mönchszeit her hatte man am Charfreitage noch eine eigenthümliche Procession, eine Art Passionsspiel, beibehalten, der wir auch beiwohnen sollten. Zu dieser strömte alles, was Zeit und Gelegenheit hatte, aus den benachbarten Dörfern herbei. Das Trommeln, Pfeifen und Lärmen, welches uns am Charfreitage von G. aus auf dem Wege entgegenschallte, beflügelte unsere Schritte, und wir eilten, von Neugier getrieben, rasch in das Dorf. Da gab es ein buntes Durcheinander, wie andern Orts bei dem Jahrmarkt einer Bauerngemeinde. Ueber den Marktplatz hinweg, auf dem sich eine Menge von Buden mit Brot, Heringen und nürnberger Spielwaaren befanden, gingen wir der Abtei zu. Je näher wir kamen, desto dichter wurde der Menschenknäuel. Eine Menge Geistliche in ihren langen, schwarzen Röcken umstanden den Eingang. Auch unser Pastor war von uns weg nach der Abtei gegangen, nachdem er sich aller Sorge um uns durch Darreichung eines Silbergroschens an jeden entledigt hatte. Wir führten nämlich keinen eigenen Seckel; das hatte der Pfarrer sich ausbedungen, wie er auch unsere Correspondenz in der Art überwachte, daß kein Brief an uns gelangte, den er nicht zuvor erbrochen, und keiner von uns nach Hause abging, den er nicht selbst versiegelt hätte. Gegen 11 Uhr er-

hob sich statt des Glockengeläutes ein dröhnendes Geprassel vom Kirchthurm. In den obern Fensternischen hatte man große hölzerne Klöpfel angebracht, die auf ein Bret niederfielen, und unter Anleitung des Glöckners versuchte die Schuljugend ihre Kraft auf diesem ohrenzerreißenden Instrumente. Bekanntlich werden die Glocken in der römischen Kirche der Trauer wegen in der Fastenzeit nicht gebraucht; statt des Geläutes diente also dieses Holzgerassel. — „Nun ist Christus verurtheilt", hieß es bei dem Getöse vom Thurm. Und richtig. Aus der Pfarrwohnung kam ein Mann mit langem rothen, groben Kleide, in einer den gewöhnlichen Abbildungen Christi allenfalls ähnlichen Maske. Eine aus Pappe fabricirte, mit Stacheln besetzte Dornenkrone war um sein Haupt gewunden. Er war umgeben von großen Kerlen in Schafs- und Ochsenfellen, mit rohen, nicht verlarvten Gesichtern. Auf dem Kopfe trugen sie Hörner, sodaß ihre Erscheinung an die bekannten Abbildungen alter Germanen erinnerte. Sie rasselten mit den Ketten, die sie an dem Gürtel des Menschen befestigt hatten, welcher Christum vorstellte; in der andern Hand schwangen sie Geiseln und Stricke. Der Zug, dem unmittelbar der Pfarrer und demnächst die versammelte Klerisei, dann aber die noch ungeordnete Volksmenge folgte, ging zur Kirche hin. Im Thurme wurde Christo das große Kreuz aufgeladen. Es war aus Holz, viereckig und roth angestrichen, von gewaltigen Dimensionen, aber hohl, wie

uns unsere Kameraden sagten, und wurde nach Belieben von dem Christus mit Steinen angefüllt, je nach dem Grade der Sünde, um deretwillen er sich dieser Rolle als Bußübung unterzog. Der diesmalige Christus war der Förster von D., der die armen Leute so oft verhinderte, dürres Holz zu sammeln, während er selbst viel grünes stahl. Unter dem Geprassel vom Kirchthurme setzte sich der Zug nach dem nördlich vom Dorfe gelegenen Kreuzberg in Bewegung. Dieser war ziemlich steil, aber nicht hoch; ein breiter Weg führte zu seinem Gipfel, auf dem eine Kapelle stand. Am Wege befanden sich sieben kleine Heiligenhäuschen, die sogenannten Stationen; an jedem derselben war ein besonderer Heiliger abgebildet, auf dem letzten als Hauptbild der unter der Kreuzeslast hinsinkende Heiland. Am Fußgestell stand ein schlichter Reim aus der Leidensgeschichte geschrieben. Die Ordnung der Procession war folgende. Vorauf ging ein Mann in Schafspelz; er trug einen kleinen Tannenbaum auf der Schulter, an welchem sich eine Schlange von Pappe befand, die in dem Maule einen Apfel hielt. Dieser Mann stellte Adam vor, der durch seine Sünde den Leidensweg Christi verursacht hat. Hinter demselben kam Joseph von Aegypten, ein kleiner Junge im bunten Rock, der einen noch kleinern Buben, den Benjamin, an der Hand führte. An dem Gürtel des Joseph waren seidene Bänder befestigt, deren je eines die Brüder Joseph's hielten, die ihn und den Benjamin im Kreise

umgaben. Nach diesen kam die Schuljugend, Mädchen und Knaben mit ihren Lehrern; dann folgten die Jungfrauen, nach diesen die Frauen, dann die Reihe der Jünglinge mit Fahnen u. s. w. Dann kam Christus, geführt von den Henkersknechten, unmittelbar hinter ihm der Pfarrer mit seinen Kaplänen in kirchlichem Ornate, dann die große Anzahl der fremden Geistlichen, endlich die Männer und der ganze Troß neugieriger Zuschauer. Unter dem Gesange geistlicher Lieder bewegte sich der Zug langsam durch die Straße. Wo er vorüberkam, entblößte man das Haupt. Bald hatten wir das Ende des Dorfs erreicht, und nun zog man über eine kleine Brücke hinweg zum Kreuzberge. Wir Knaben hielten uns, nachdem wir alles besehen, zuletzt in die Nähe des Christus und liefen neben der Procession her. An dem ersten Heiligenhäuschen stürzte Christus nieder. Die ganze Procession von Adam anfangend machte Halt, und der Gesang schwieg. Der Pfarrer sprach viele uns in der Entfernung unverständliche Gebete; endlich erfolgte ein lautes Kettengeklirr seitens der Schergen, ihre Geiseln und Stricke fielen nieder, aber nicht auf Christus, sondern auf das Kreuz, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung, um an der folgenden Station dasselbe Schauspiel zu erneuern. Mittlerweile wurden Passionslieder gesungen, die Priester murmelten ihr Latein, die Weiber riefen laut ihr Gebet zur Schmerzensmutter, kurz, es war ein wirres Durcheinander von Tönen. An der

dritten Station erhob sich ein besonders auffallender Lärm; an der Seite des Wegs am Bergabhang wanderte ein großer, kräftiger Mann, anscheinend ohne sich um die Procession zu kümmern; er trug einen Hut auf dem Haupte und auf dem Rücken einen gefüllten Sack. Plötzlich stürzten ein paar Kriegsknechte aus der Procession auf den harmlosen Wanderer los, schlugen ihm den Hut vom Kopfe und zerrten den sich Sträubenden mit Gewalt in die Procession hinein. Der Mann wehrte sich anfangs tapfer und hieb kräftig um sich, endlich aber erlag er der Uebermacht und folgte den Henkern ruhig bis zu dem unter der Kreuzeslast darnieder liegenden Christus. Der ganze Lärm war ein blinder gewesen, jener Mann stellte den Simon von Cyrene vor und half nun das Kreuz hinauftragen. In äußerst beschwerlicher Haltung, ganz gebückt und auf einen kleinen eisernen Stab gestützt, trug er das untere Ende des langen Kreuzesbalkens. Nicht alle Wallfahrer hielten aus bis oben auf den Berg; viele gingen auf Seitenwegen wieder heim, andere kamen wieder hinzu. Den Schulkindern besonders wurde es schwer, Stand zu halten, der Lehrer mußte oft Zänkereien unter ihnen schlichten. Manche kleine Kinder, die ihrer festlichen Kleidung wegen anfangs Kälte und Schnee verachtet hatten, begannen zu weinen, ältere Kinder geleiteten sie nach Hause. Auch wir hielten es für gut, umzukehren. Der Höhepunkt der Feier war die Ergreifung des Simon von Cyrene gewesen. Jetzt zog

man einfach von Station zu Station, oben in der Kapelle wurde noch gebetet und gesungen, und dann war die Feier aus. Wir sahen bald alle wirr durcheinander zurückkommen; Christus, umgeben von den Priestern und Kriegsknechten, kehrte den Berg hernieder ins Pfarrhaus zurück. Man erzählte uns, daß in frühern Jahren Christus am Kreuze festgebunden worden sei und drei Stunden lang an demselben habe hängen müssen. Er habe dann die sieben Worte gesprochen, sei mit Essig getränkt worden und habe das Sterben gut nachgeahmt. Solches sei jetzt alles verboten, weil die angetrunkenen Kriegsknechte ihn einmal nicht ordentlich festgebunden hätten, und er beim Herabstürzen den Arm gebrochen habe.

Wir gingen nun auf den Markt und kauften uns in den Buden für unsern Groschen etwas Magenstärkung, die aber nicht lange vorhielt, da wir kein Mittagessen gehabt hatten. Deshalb folgten wir denn auch gern der Einladung unsers Begleiters Alex und gingen geradeswegs zur Wohnung des Lehrers. Er war nicht zu Hause, aber die Frau empfing uns sehr freundlich und setzte uns Semmel, Butter und Immenbier vor. Bald trat auch der Lehrer ein. Beim Lesen des Briefs, welchen Alex im Auftrage seines Vaters überreichte, lächelte er und forderte seine Frau auf, Wurst für uns zu holen. Sie stutzte und erinnerte an den Charfreitag. Aber der Lehrer winkte ihr mit den Augen und bemerkte,

wir wären auf Reisen, und in dem Falle seien Fleischspeisen auch während der Fasten gestattet. Die Frau gehorchte, und wir langten gut zu. Gewiß hatte der Lehrer gelesen, wie es mit unserer Nahrung daheim stand, sonst würde er die strenge kirchliche Vorschrift, zumal in seiner Stellung, nicht übertreten haben. Als wir aber später auch hierüber gewissenhaften Bericht an den Pastor erstatteten, zog dieser das Gesicht in Falten, und dictirte uns, da wir es hätten besser wissen müssen als der Lehrer, die Strafe, dafür am zweiten Ostertage kein Fleisch zu essen.

Drittes Kapitel.

Fortsetzung.

Nach den Osterferien ging das alte Leben wieder an. Der Pastor machte nun viele Reisen, oft sahen wir ihn die ganze Woche nicht. Mamsell Threschen trat dann mit voller Würde auf; zur Ueberwachung unserer Studien wurde ein im Dorfe wohnender Schreiber bestellt. Uebrigens gab uns der Pastor vor seiner Abreise stets so viele schriftliche Aufgaben, daß wir mit der Anfertigung derselben kaum fertig werden konnten und uns mit dem Gedanken trösteten, daß er dieselben wol an-, aber nicht durchsehen werde. Wie es hieß, mußte der Pfarrer, dessen Frömmigkeit und Befähigung in weitern Kreisen bekannt wurde, bald hierhin, bald dorthin einer dringenden Einladung folgen, um hülfsbedürftigen Seelen die Exercitien zu geben. Die Aufsicht bei der Morgenbetrachtung und dem Abendgebet war bald ganz der Mamsell überlassen Wir alle knieten um den Tisch und begannen über die Punkte, die Threschen uns abends zuvor vorgelesen hatte, unsere Betrachtung. Dabei fielen uns oft die Augen zu.

Ein Stoß in den Nacken mit dem Ruf: „Fauler Junge!“ war das Mittel, mit welchem die Mamsell uns an die Fortsetzung der Betrachtung mahnte. Nur mein ältester Bruder und das Engelchen waren von dieser Behandlung ausgenommen; auch durften beide sich ein dickes Wörterbuch unter die Knie legen. Einige Jahre später hörte ich, wie mein Bruder zu solcher Gunst gelangt war. Derselbe hatte die Mamsell bei der Branntweinflasche angetroffen, und die ihm nun bezeigten Liebkosungen und Bevorzugungen verpflichteten ihn zum Schweigen. Ich litt in der ersten Zeit meines Aufenthalts in D. an häufigen Ohnmachten. Fühlte ich eine solche herannahen, so eilte ich in die frische Luft, und nicht selten ging es vorüber. Auch wusch mir die mitleidige Magd oft die Schläfe mit Essig und half mir so wieder auf. Als einmal während der Betrachtung das ohnmächtige Gefühl heranschlich, wollte ich hinter dem Tische weg das Freie suchen, hatte aber nicht mehr Kraft genug, mich an den andern vorbeizudrängen, und schlug in voller Ohnmacht mit dem Kopfe erbärmlich auf den Tisch. Das Schelten der Mamsell über den Jungen, der früher hätte hinausgehen sollen, hörte ich noch halb und halb, es rief mich aber nicht wieder zu mir; meine Brüder schleppten mich hinaus, und als ich erwachte, lag ich auf dem Schoße der Magd, die mich wieder mit Essig einrieb und unter Thränen bemitleidete. Einst gingen wir dem Pastor, welcher über Land geritten war, entgegen.

Während er neben uns zurückritt, wurde es uns schwer, an seiner Seite zu bleiben, denn das Pferd ging raschen Schritt. Da fiel es ihm ein, mich im Nebenherlaufen lateinisch conjugiren zu lassen. Ich hielt eine Zeit lang aus, bis mir die Anstrengung zu groß ward und ich, von meinem Uebel befallen, schwindelnd zu Boden sank. Als ich wieder zu mir kam, saß ich auf dem Pferde, der Pastor ging nebenher und hielt mich fest. Unsere edle Pflegemutter betete uns abends einen Reim vor, der mir im Gedächtnisse geblieben ist: „Du großer Hirt und Gottesmann, Liborius, halt für uns an, damit nicht Gries noch Nierenstein die Strafen unsrer Sünden sein.“ Wahrscheinlich ein Gebetsvers, den zur Abwehr möglicher Krankheiten weintrinkende Domherrn in P. an ihren Schutzpatron, den heiligen Bischof Liborius, vor Zeiten gerichtet haben mögen.

Unser lieber Schulmeister hielt treulich Wort. Fast jeden Morgen wurden wir auf eine Viertelstunde aus dem Schulzimmer gerufen, und erhielten Butterbrot und Fleisch, auch wol einen duftenden Pfannkuchen. Dies geschah in der Familienstube. Der Lehrer ging in sein gegenüberliegendes Zimmer und stellte sich ans Fenster, um aufzupassen, ob die verhängnißvolle Gestalt des Pastors sich etwa aus der Gasse hervorbewege, um quer über den Kirchhof zur Schule zu wandern. Seine älteste Tochter Anna gab indessen Unterricht. Einst ließen

wir uns gerade den Kuchen schmecken, als der Lehrer mit den Worten hereintrat: „Kinder rasch, rasch, der Herr Pastor ist da, lauft!“ Er eilte voran, wir auf und ihm nach; eben hatten wir unsere Plätze eingenommen, als der Pastor eintrat. Das Gewitter ging spurlos vorüber, er merkte nichts. Aber einige Schulkinder hatten gesehen, wie wir noch kauten und uns den Mund abputzten. Das bekam uns übel, denn bald war es durch die ganze Schule bekannt, daß wir bei dem Lehrer ein Frühstück erhielten. Er mußte deshalb vorsichtiger werden, und überschlug wol zuweilen einen Tag, oder ließ uns bei der Rückkehr von Spaziergängen in sein Haus rufen. In der Schule mußten wir lesen, schreiben, rechnen, andere überhören und dergleichen. Wir befanden uns sehr wohl während der Stunden, denn der Lehrer war immer heiter und strafte uns nie, die andern Kinder selten und nicht übermäßig; es ging im ganzen etwas ungezwungen her. Schade, daß der Pastor so oft kam, seine Anwesenheit veränderte jedesmal das Wesen des Schullehrers und unser eigenes.

Einst spielte er dem Lehrer einen Streich, der den armen Mann sehr in Schrecken setzte und beinahe um Amt und Brot gebracht hätte, wäre der Beamte, in dessen Ermessen die Entscheidung darüber hauptsächlich lag, nicht menschenfreundlicher gewesen als der Pfarrer. Dieser hatte es nicht unterlassen, über den Lehrer den nachtheiligsten Bericht an die königliche Regierung zu

rstatten. Der Unterricht war immerhin mangelhaft; aber ich glaube, es war billiger, dem alten Manne einen jüngern Gehülfen beizugeben, als, wie der Pfarrer es zu thun schien, auf seine Entsetzung hin zu arbeiten. Eines Tags öffnete sich die Thür unsers Schulzimmers, und unangemeldet trat ein fein gekleideter Herr ein, es war der Schul- und Regierungsrath Z. aus M., zwar römischer Priester, aber ein Gegner der Jesuiten. Er kam im Auftrage seiner Regierung nach D.; indessen wußte der Pastor davon ebenso wenig, wie der Lehrer; auch schien er absichtlich sich mit dem erstern in keine Verbindung setzen zu wollen; er kam allein in das Schulzimmer. Schrecken malte sich auf den Gesichtszügen des Lehrers, der, ohne den Herrn zu kennen, ahnte, was sein Erscheinen zu bedeuten habe. Das Auftreten des Schulraths, dem die Angst und Verlegenheit des Lehrers nicht entging, war ernst und gemessen, aber doch Zutrauen erweckend. Der Lehrer mußte mit dem Unterricht fortfahren; er ließ lesen. Als er sich zunächst an uns wandte, wurde ihm bedeutet, nicht uns, sondern die andern Schüler aufzurufen. Die Prüfung lieferte ein schlechtes Ergebniß. Als der Herr Rath befahl, mit der Abtheilung der jüngern Schüler Tafelrechnen vorzunehmen, rannte diese kleine Heerde, mit ihren Holzschuhen einen gewaltigen Lärm verursachend, auf die entgegengesetzte Seite, wo in zwei oder drei für sie bestimmten Bänken, welche sie beim gemeinsamen Unterricht in der

Religion verlassen hatten, ihre Tafeln deponirt lagen. Der Rath machte große Augen. Seine Miene wurde noch strenger, als er sich zur Schultafel hinwandte. Er fragte den Lehrer: „Haben Sie das dort an die Tafel geschrieben?“ Zaghaft erfolgte bejahende Antwort. „Können Sie denn nicht einmal richtig schreiben?“ entgegnete so laut, daß wir es hören konnten, der unwillige Revisor, der aber bald zufrieden war, als der Lehrer ihm sagte, die Fehler seien absichtlich hingesetzt, um sie durch die Schüler auffsuchen und verbessern zu lassen. Es war das so unsers guten Schulmeisters Art, uns in der Rechtschreibung zu üben, was freilich selten genug vorfiel; auch dieses Geschreibsel stand schon seit Wochen an der Tafel. Es lautete: „Der berümte Organist Bach flegte zu seinem Schühler Krebs zu sagen: du bist der beste Krebs in meinem Bage.“ — „Nun, so wollen wir, ehe die Schrift weggewischt wird, die Fehler corrigiren lassen.“ Der Lehrer vergaß sich und rief mich zur Correctur auf, aber der Rath hieß mich sitzen bleiben und bezeichnete einen der Bauernjungen. Demselben gelang es, gleich den ersten Fehler aufzufinden, den er mit einem Strich vermerkte, wobei sich das Gesicht des Lehrers aufklärte. Den zweiten Fehler fand der Junge nicht, den dritten notirte er wieder; dann aber corrigirte er statt Krebs Kreps hinein. Schließlich wurde ich von dem Rath wieder aufgerufen und hatte das Glück, die Schrift correct herzustellen, worüber der Herr

mich freundlichst belobte. Nun trat der Pastor, der mittlerweile von der Ankunft des hohen Gastes gehört hatte, in das Schulzimmer. Seine überfreundliche Begrüßung erwiderte der Herr Schulrath einfach und kalt. Er beobachtete die Regeln der Höflichkeit, ließ aber den Pastor sonst unberücksichtigt, worüber dieser sich zu ärgern schien. Die Prüfung war beendigt; der Herr Schulrath war beim Abschiede recht freundlich, ermunterte uns mit einigen Worten, nahm dann von dem Lehrer und von uns Abschied, und verließ das Schulzimmer. Der Pastor folgte ihm. Der Lehrer athmete erleichtert auf und wir als getreue Schüler mit ihm. Unser Pastor blieb dem Herrn Rath näher, als diesem wol lieb sein mochte. Denn nachdem der letztere dem Pfarrer zu einer Unterredung in seine Wohnung gefolgt war, verabschiedete er sich bald wieder, die Einladung zu dem Mittagessen ablehnend, welches Threschen schon in sicherer Erwartung des hohen Gastes hergerichtet hatte. Der Pastor begleitete ihn noch eine weite Strecke vor das Dorf. Der Erfolg dieses Besuchs war unserm Lehrer nicht nachtheilig, wie der Pastor es wünschte, er blieb in Amt und Würden bis an seinen Tod; die Gemeinde aber mußte für die große Anzahl Kinder einen zweiten Lehrer anstellen. Auf den Regierungsrath war man in unserm Hause nicht gut zu sprechen. Besonders Threschen schalt tüchtig auf ihn; sie behauptete vom Herrn Bruder gehört zu haben, er sei sogar Freimaurer, und diese ständen alle mit dem

Teufel im Bunde. Als der Rath nach kurzer Zeit am Schlagfluß starb, sagte sie uns, der Teufel habe ihn geholt, was wir Kinder auch damals glaubten.

Im Herbst desselben Jahres sollten wir mit den übrigen Confirmanden die erste heilige Communion empfangen. Diese Feierlichkeit entspricht der Confirmation in der evangelischen Kirche. Unser Confirmandenunterricht bestand in Erläuterung des Overberg'schen Katechismus, den wir größtentheils auswendig zu lernen hatten; eine Bibel bekamen wir nicht zu sehen, von ihrem Dasein wußten wir nur aus den kärglich angeführten Sprüchen, die der Katechismus enthielt. Dagegen wurden wir mit Heiligenlegenden und frommen in römischer Weise gehaltenen Erbauungsbüchern überhäuft. In den letzten zwei Monaten hörten wir immer vom heiligen Abendmahl in einer Weise reden, daß uns über die Schilderung des Treibens, welches der Satan in unsern Herzen anfangen würde, wenn wir das Brot unwürdig genössen, ein Grauen überkam. „Mors est malis, vita bonis: vide, paris sumtionis quam sit dispar exitus." Man impfte uns die crassesten Anschauungsweisen über dieses heilige Mahl der Liebe ein; ich habe später oft daran zurückdenken müssen, als ich in den theologischen Vorlesungen die Lehre vom Stercorianismus vernahm. Beim Confirmandenunterricht benutzte uns der Pastor zu Repetenten; ich erhielt die Dümmsten zugetheilt. Das war nicht gut, weil ich als zehneinhalbjähriger Junge

gewiß selbst noch sehr unreif war. Wir mußten bei gutem Wetter in des Pastors Garten, bei schlechtem innerhalb des Hauses auf dem Tennenraum die Repetitionen vornehmen. Der Pfarrer schritt ab und zu bald zu dieser, bald zu jener Gruppe. So war er es von Rom her gewohnt, wo die Jesuiten nach den Vorlesungen immer Repetitionen halten lassen, bei denen der Professor oder ein Studienpräfect zugegen ist. Die Zöglinge sind in verschiedene Circuli eingetheilt, deren Vorsteher einer der begabtern Zuhörer ist. In dem kleinen Germanicum mußte auch diese Sitte nachgeahmt werden.

Um jene Zeit kam ein Waisenkind, ein etwa siebzehnjähriges Mädchen aus M., nach D. in unser Pfarrhaus. Dasselbe war evangelisch und sollte hier zum Katholicismus übertreten. Ihren Familiennamen habe ich nie erfahren, ihr Taufname war Dorothea. Das Mädchen wurde etwa wie eine Köchin behandelt. Der Pastor unterrichtete sie in seinem Zimmer allein; an unsern geistlichen Uebungen aber mußte sie theilnehmen. Sie wurde an einem Wochentage des Morgens vor der versammelten Gemeinde zum zweiten mal getauft, nachdem sie das tridentinische Glaubensbekenntniß abgelegt hatte. Während der folgenden Messe wurde ihr das heilige Abendmahl gereicht. Ich habe Grund zu glauben, daß man sie nachher in ein Kloster geführt hat. Das G...heimer Engelchen, welches schon im vorhergehenden Jahre confirmirt worden war, kehrte aus uns unbe-

kannt gebliebenen Gründen plötzlich in seine Heimat zurück. Die Trennung von ihm that uns leid. Aus dem Engel wurde ein Zuckerbäcker.

Ein anderes Ereigniß, welches um diese Zeit stattfand und mit allen Dorfbewohnern auch uns in Bewegung setzte, möge nicht unerwähnt bleiben. Der Sohn eines Schuhmachers im Dorfe hatte „studirt" und war nun „fertig", d. h. nach Vollendung seiner theologischen Studien auf der Universität in B. und später im Seminar zu P. zum Priester geweiht worden. Jetzt sollte er in seiner Heimat die erste Messe lesen. An einer solchen Festlichkeit nimmt das ganze Dorf theil. Mit Stolz sehen die Aeltern auf ihren Herru Sohn, der von jetzt an mit Sie angeredet wird und in der Verwandtschaft nun kurzweg der Herr Ohm heißt. Die nicht zur Familie gehörigen Bauern halten sich für berechtigt und verpflichtet, sich an dem Stolze der Aeltern auf diesen Sohn zu betheiligen, ist er doch ein Dorfkind. Alle begegnen ihm mit Ehrfurcht, und wenn er dann noch die frühere Freundlichkeit beibehält, wenn er unter frühern Bekannten auch jetzt noch den ärmsten wieder erkennt und einige Worte mit ihm wechselt, dann zollen ihm die gutmüthigen Dorfbewohner das höchste Lob. Unser neugeweihter Priester erntete denn auch dieses Lob bei allen im Dorfe. Zur Meßfeier selbst wurden besondere Zurüstungen getroffen. Die Schulknaben gingen mit den mehr erwachsenen Burschen in die der Gemeinde zugehörigen

nahen Wälder; Moos, Eichenlaub, Epheu, Zweige und Maien wurden in das Dorf gebracht. Die größern Mädchen wanden Kränze und Guirlanden, zu denen ihnen die kleinern geschäftig Zweige, Laub und Blumen reichten. Am Abend vor dem hohen Festtage, während der junge Geistliche sich bereits zurückgezogen hatte, um jeder unnützen Zerstreuung zu entgehen und sich auf den morgenden Tag vorzubereiten, richteten die Knaben am Eingange der kleinen Schuhmacherwohnung zwei große herrliche Maien auf. Die Mädchen verbanden beide Bäume durch eine schöne Guirlande, welche über der Hausthür herniederhing; der Schulmeister brachte eine Inschrift, die er mit vieler Mühe selbst angefertigt hatte: „Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn." Umwunden mit einem Epheukranz wurde sie an der Guirlande befestigt. Dann eilte alles zur Kirche. Der Thurm war mit Buschwerk angefüllt, dazwischen saßen lustige Bauerdirnen und wanden Kränze. Die Kirche wurde bäuerlich ausgeschmückt; man brachte eine Menge Kreuze, Guirlanden und Büsche an, mit denen ganz besonders der Chor und Altar überladen wurden. Bald waren die Räume von dem frischen jungen Grün durchduftet. Nachdem wir nun alles beendet, und der Schulmeister mit Kennermiene noch einmal von verschiedenen Punkten der Kirche aus Musterung gehalten hatte, stimmten wir unter seiner Leitung das O Sanctissima an. Am folgenden Morgen bewegte sich der feierliche

Zug von der Kirche aus zur Wohnung des jungen Geistlichen. Voran ging der Pastor im Kirchenornate, dann folgte eine Reihe weißgekleideter Mädchen mit Kränzen in den Haaren; aus den Körben, die sie je zwei und zwei trugen, sollten sie Laub und Blumen auf den Weg streuen. Die kleine Nichte des jungen Priesters war besonders fein geschmückt, sie ging einzeln hinter den Blumenmädchen einher und trug in der einen Hand einen schönen Brautkranz, in der andern eine weiße bis zur Hälfte mit Grün umwundene Wachskerze. Dies niedliche Kind war die „Braut" des geistlichen Herrn. Nach den Mädchen folgten wir Knaben je zwei und zwei, das Gesangbuch in der Hand. Als wir bei dem Hause angelangt waren, wurde Halt gemacht. Der Pastor und die kleine Braut gingen allein hinein. Letztere mußte dem Herrn Ohm den Brautkranz aufsetzen; dann wurde die Kerze angezündet, und der mit vollem Meßornate bekleidete Priester schickte sich an, zur Kirche zu gehen. Wir hatten Spalier gebildet: zwischen uns durch schritten die Blumenmädchen, dann kam die Braut mit der brennenden Kerze, hinter derselben der junge Priester, den Myrtenkranz auf seinem Haupte, die Augen andächtig zur Erde niederschlagend; zu seiner Rechten ging der Pastor, dann folgte der Vater in dem langen blauen von Geschlecht zu Geschlecht forterbenden Staatsrocke, neben ihm die Mutter, vor Rührung schluchzend. Unter dem Gesange: „Komm heiliger Geist", bei dem wir Knaben

uns aus Leibeskräften anstrengten, um unsern Eifer und guten Willen zu bekunden, und unter feierlichem Glockengeläute wurde der Priester zur Kirche geleitet. Wenige Zuschauer sahen, sich ehrerbietig verneigend, zu, denn alles, was abkommen konnte, war zur Kirche geeilt, um noch Platz zu erhalten. Bei der Kirche schwieg der Gesang, und der Zug bewegte sich durch die dichtgedrängte Menge, die ohne Berücksichtigung der Kränze und andern Zierathen auf die Bänke stieg, um nur den Priester zu sehen. Sobald dieser von dem Thurm aus in die Kirche trat, schallte ihm ein rauschender Tusch entgegen. Die Messe war äußerst feierlich, es dienten unser wol zwölf Chorknaben am Altare, der Weihrauch wurde nicht gespart, die kleine Braut stand immer mit brennender Kerze, doch eine Stufe tiefer, neben dem Priester, dem der Pastor assistirte. Die Predigt war kurz, das gesammte Volk sang heute mit wahrer Herzenslust, und einige von den Musikanten vorgetragene Stücke verherrlichten die Feier. Nach der Messe wandte sich der junge Priester zum Volke, es zum ersten mal zu segnen; mit einem solchen Segen ist großer Ablaß verbunden, weshalb sich alle so tief wie möglich verneigten. Nun legten Priester und Messediener ihre Gewänder und Chorröcke ab; das Volk verließ während dessen die Kirche; der junge Priester aber kniete mit dem Pastor noch einige Zeit lang auf der Communionbank des Chores, seine Danksagung zu beten, verließ dann mit jenem ohne

weitere Begleitung die Kirche und ging nach dem Pfarrhaus. Dort war ein ungewöhnlich reichliches Mittagsmahl zugerichtet. Auch die Aeltern des Festkönigs waren geladen. Während des Essens sprach der Pastor viel von dem unblutigen Opfer am Altare und dergleichen Dinge mehr; der junge Geistliche meinte aber, die vielen Ceremonien seien für ihn andachttödtend und ermüdend gewesen. Einige Gesänge unter der Leitung des Schullehrers und ein Ständchen der Musikanten beschlossen den festlichen Tag. Kränze und Guirlanden, Maien und Gesträuch welkten bald und wurden wieder beseitigt. Verhältnißmäßig rasch welkten auch die Hoffnungen des jugendlichen Priesters dahin; die Glut der Begeisterung erkaltete bald, als er in dem priesterlichen Leben und in dem Verkehr mit seinen Amtsbrüdern das Ideal, welches ihm vorgeschwebt hatte, immer mehr verblassen sah. Des Herrn Gnade führte ihn zum Evangelium; er legte nach einigen Jahren sein Amt nieder, entsagte dem römischen Bekenntniß, und wirkt jetzt noch segensreich als Oberlehrer am evangelischen Gymnasium zu G.

So nahte denn der Tag heran, an welchem wir zum ersten mal die heilige Communion feiern sollten. Je näher derselbe kam, um so mehr steigerte sich der Ernst der an uns vom Pastor gerichteten Ermahnungen, der nun jedesmal seinen Religionsunterricht mit den Worten begann: „Kinder, der große Tag naht heran.“ Wir

mußten sehr häufig beichten. Endlich am Abend vor dem Festtage legten wir nochmals eine Generalbeichte ab. Als wir nach Beendigung derselben zu Hause ankamen, fanden wir daselbst unsern guten Vater, der eingetroffen war, um unserer Confirmation beizuwohnen. Wir freuten uns sehr, und alle im Hause schienen unsere Freude zu theilen, selbst die Mamsell war wieder so freundlich, wie ich sie seit der Abreise meiner Schwestern nicht gesehen hatte. Vor dem Vater irgendeine Klage laut werden zu lassen, hätten wir für Sünde gehalten. Der Abend verfloß unter allerlei frommen Gesprächen, Gebeten und geistlichen Gesungen; ob und in welcher Weise mein Vater sich daran betheiligte, ist mir nicht mehr erinnerlich. Ich selbst freute mich wol anfangs, daß, wie man mich gelehrt hatte, Jesus Christus sich mit mir vereinigen sollte; indessen war mein Alter von zehn und einem halben Jahre noch zu kindlich, als daß ich die Bedeutung des heiligen Mahles auch nur annähernd hätte erfassen können. Allmählich aber überwog alle Gefühle meines Herzens die Angst, ich möchte in der Beichte noch eine Sünde vergessen haben, meine Vorbereitung sei nicht mit dem gehörigen Fleiße geschehen, und ich sei somit in Gefahr, unwürdig zum Tische des Herrn zu gehen. Ich gerieth in niedergedrückte Stimmung, betete viel, und nur die Aufmunterung meines heitern Vaters hielt meine Thränen zurück. Am folgenden Morgen versammelten wir uns in der Schule, von

wo aus die übrigen an der Feier theilnehmenden Kinder mit dem Pastor und dem Küster uns abholen sollten. Dies geschah unter Glockengeläute. Singend, von Fahnen und hohen Kreuzen umgeben, zogen wir paarweise in die wieder mit Laubgewinden verzierte Kirche, in welcher sich eine große Menschenmenge versammelt hatte. Vor jedem Confirmanden ging ein kleines Kind mit brennender Wachskerze, das sogenannte Engelchen. Die Musikanten auf dem Orgelchore fehlten nicht; mit ihren Posaunen fielen sie in den Choral ein. Die Confirmandinnen begannen zu weinen, und steckten mit ihrem Schluchzen auch viele Knaben und darunter mich an, desgleichen manche ältere, gerührte Beterin. Der Pastor war ein großer Freund von Ceremonien und hielt darauf, daß sie mit Genauigkeit ausgeführt wurden. Daß er die Gelegenheit einer ersten Kindercommunion nicht vorübergehen ließ, ohne möglichst viel Ceremoniell anzubringen, läßt sich denken. Tagelang waren uns von ihm und dem Lehrer in der Kirche die Wendungen, Kniebeugungen u. s. w. eingeübt worden, und wir hatten alles sehr gut inne; nach dem Takte knieten wir nieder, erhoben uns, schritten zum Altare, gingen um denselben herum, alles in schönster Ordnung. Selbst das Weinen nahm die Kinder nicht so in Anspruch, daß sie darüber irgendeine Ceremonie vergessen hätten. Störend wirkten dabei nur dann und wann die Kleinen mit den Wachskerzen, wenn sie das geschmolzene Wachs auf unsere

Kleider tröpfeln ließen. Die Messe begann. Ich bebte in meinem Innersten bei dem immer wieder auftauchenden Gedanken, unwürdig zu communiciren. Der Pastor hatte uns gelehrt, daß in die Seele eines solchen Unglücklichen statt Christi der Teufel einzöge. Meine Vorstellungen von der Sache waren so materiell, wie die Lehre selbst. Ich schämte mich nicht, während der Epistel vor der ganzen Gemeinde plötzlich meinen Platz zu verlassen und vor den Altar zu dem Pastor zu eilen, weil mir noch eine Sünde einfiel, die ich ihm sagte, damit er mich absolvire. „Es ist gut, liebes Kind", erwiderte er mir, „wir wollen jetzt alle Sünden, die dir noch einfallen sollten, mit einschließen, und nun richte dein Herz ganz auf Christus hin, den du bald empfangen sollst." Viermal hielt der Pastor vom Altare aus eine Anrede an uns: zu Anfang der Messe, nach dem Evangelium, vor der Communion und am Schluß der Messe. Seine Ansprachen waren kurz, feurig und eindringlich. Nach dem Credo mußten wir uns um den Altar stellen; ein Confirmand las mit lauter Stimme das tridentinische Glaubensbekenntniß bis zur Hälfte vor, die zweite Hälfte las mit zitternder Stimme eine Confirmandin; dann mußten wir die Hand erheben und diesem Bekenntniß Treue schwören. In demselben wurden gleichzeitig alle Irrlehren verdammt, von denen uns die meisten bis dahin nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Dann folgte die Erneuerung des Taufbundes, und wir kehrten

auf unsere Plätze zurück. Nun ging die Messe wieder unter Gesang und Musik in gewöhnlicher Weise weiter, bis nach der Communion des Priesters auch der Augenblick heranrückte, wo wir communiciren sollten. Von der nun folgenden Anrede des Pastors habe ich wenig gehört, ich weinte und betete, mein Herz schlug in fieberhafter Erregung. Nach der Anrede traten meine zwei Brüder an die rechte Seite des Altars, knieten auf der untersten Stufe nieder und sangen in lateinischer Sprache das allgemeine Sündenbekenntniß mit klartönender Stimme. Dann nahmen sie ihren Platz in unserer Mitte wieder ein, und der Pastor wandte sich zu uns, um in lateinischer Sprache nochmals die Sündenvergebung auszusprechen. Darauf erhoben wir uns, um am Altare zu je zweien die heilige Communion zu empfangen. Wenn ich die Stunde ausnehme, in welcher ich zum ersten mal die Messe las, so habe ich, wie ich glaube, in meinem ganzen Leben keine größere Aufregung empfunden, als damals. In dieser Stimmung empfing ich die Hostie. Nach dem Gottesdienste gingen wir zwei und zwei ins Pfarrhaus zurück. Der Pastor redete uns freundlich zu, und seine ermahnenden Worte gingen zu Herzen. Er war, so oft er von religiösen Dingen zu uns sprach, wie umgewandelt. Daher rührte auch die unwiderstehliche Macht, mit der er uns beherrschte, ohne daß wir ihn liebten. Der Nachmittagsgottesdienst, dem alle Confirmanden beiwohnten, schloß mit Absingung des

Ambrosianischen Lobgesangs. Nach demselben gingen alle Confirmanden nochmals zum Pfarrhause, statteten dem Pastor ihren Dank ab und schieden unter seinen Segenswünschen. Mein Vater, der uns recht herzlich umarmte und unter Thränen küßte, sprach über die Feier nicht mit uns.

Am folgenden Tage gingen die Confirmanden, geführt von dem Pastor und dem Lehrer und von vielen Dorfbewohnern begleitet, nach B., um von dem daselbst anwesenden Bischof gefirmt zu werden. Wir waren stets um unsern guten Vater, der den Weg mitmachte. In B. herrschte ein gewaltiges Durcheinander. Aus den benachbarten Gemeinden hatten die Pfarrer die Firmlinge herangeführt. Nach festgesetzter Reihenfolge sollten sie zur Kirche gehen; es waren viele hundert Kinder anwesend. Das Wogen und Treiben in den Straßen bildete einen großen Gegensatz zu der feierlichen Stille des gestrigen Tags. Auf dem Kirchhofe wurde uns mitgetheilt, daß wir nach etwa zwei Stunden an die Reihe kommen sollten. Der Pastor entfernte sich, um seine Familie (B. war seine Vaterstadt) zu besuchen; der Lehrer ging mit seinem Sohne zu dem dortigen Collegen, mein Vater mit uns in den Gasthof, die andern Knaben trieben sich im Freien umher. Frühzeitig genug fanden wir uns alle auf dem Kirchhofe wieder zusammen; endlich gingen wir in die Kirche. Von einer andächtigen Stimmung war kaum die Rede; man sam-

melte sich, so gut es nach solchen Zerstreuungen gehen wollte. Der Bischof machte mit dem heiligen Oel das Kreuz auf unsere Stirn, gab uns den Backenstreich, und nach Befragen unsers Schulmeisters, welcher Pathe war, den Firmelnamen Liborius. Dann sprach er das Gebet, und wir gingen auseinander. Ich muß gestehen, daß keine Feier der römischen Kirche mich unbefriedigter gelassen hat, als diese Ertheilung des Sakraments der Firmung.

Von B. reisten wir mit unserm Vater auf einige Wochen in die Ferien nach Hause. Der Pastor versprach, bald nachzukommen. In P. blieben wir zwei Tage, um unsere Nonnenschwestern und sonstigen Freunde zu besuchen. Wie schlug unser Herz vor Freuden, als wir die geliebte Vaterstadt erblickten! Wir konnten vor Ungeduld kaum den Augenblick erwarten, wo wir Mutter und Geschwister wiedersehen sollten. Welch ein Umarmen und Herzen! In den Kreisen, in welchen wir uns bewegten, glaubten wir etwas Besonderes vorzustellen; wir hoben die Lichtseiten des kleinen Germanicums pflichtmäßig hervor, von den Schattenseiten war keine Rede. Nicht einmal unsern Aeltern und Angehörigen klagten wir das überstandene Leid. In der folgenden Woche kam der Pastor. Nun folgte eine Festlichkeit der andern, Spazierfahrten in die Umgegend wurden gemacht, und alle nahm der Pastor mit seiner ungezwungenen Fröhlichkeit und seinen Erzählungen über Rom für sich ein.

Mitunter wurden fromme Zusammenkünfte gehalten; auch die Kanzel bestieg er eines Sonntags, und nach der Kirche kam eine adeliche Dame zu uns, um seine Bekanntschaft zu machen. Das sei ja ein Mann, der einem mit beiden Händen in den Himmel helfe. Die Ferienzeit verstrich nur zu rasch; der Tag des Abschieds rückte heran. Wir waren traurig, weinten aber nicht; denn man hatte uns gesagt, daß uns Hunderte von Kindern um das Glück beneideten, in dem wir uns befänden. Auch war der Pastor zugegen, der allerlei lustige Einfälle vorbrachte, welche bis in das nächstgelegene Dorf anhielten; von da ab war er wieder der gestrenge Herr. Endlich befanden sich noch drei neue Zöglinge für das kleine Germanicum in unserer Begleitung, welche der Pastor während der Ferienzeit angeworben hatte. Die Prophezeiung, daß sein Germanicum sich schon binnen Jahresfrist erweitern würde, war also erfüllt.

Als wir nach glücklich zurückgelegter Fahrt wieder in D. ankamen, fanden wir zu unserm höchsten Erstaunen noch mehrere andere Lebens- und Leidensgefährten vor. In den nächsten Tagen kam die volle Zahl der Zöglinge des kleinen Germanicums zusammen und belief sich auf nicht weniger als vierzehn Knaben. Sie stammten aus den verschiedensten Gegenden unserer Provinz, und waren in dem verschiedensten jugendlichen Alter. Ich, der jüngste, zählte damals noch nicht elf Jahre; der älteste

unter uns war beinahe zwanzig Jahre alt und erst Quartaner des Gymnasiums in P. gewesen, als seine Mutter für den ungerathenen Sohn einzig und allein bei unserm würdigen Erzieher Rettung zu finden glaubte. Noch mehrere unter den Zöglingen waren besserungshalber von hier und da unserm Pastor zugeschickt worden, sodaß sogar Geistliche unsere Anstalt nicht kleines Germanicum, sondern schlechtweg die D.er Zuchtschule nannten. Ein langer, hagerer Mensch, der seine Studien sehr spät begonnen hatte, dieselben aber seiner zerrütteten Gesundheit wegen nicht fortsetzen konnte, war vom Pastor nach D. berufen und wurde uns als Präceptor vorgestellt. Die Hausordnung blieb wesentlich dieselbe, nur fand kein Besuch der Elementarschule mehr statt. Zur Ueberwachung der Studien, sowie überhaupt zur Aufrechthaltung der Disciplin war der Präceptor bestimmt.

Wir wurden nun in zwei Ordnungen eingetheilt, in die Großen und die Kleinen. Jene genossen viele Vorrechte und bildeten dem Präceptor gegenüber einen eximirten Stand. Sie saßen bei Tische obenan, links und rechts neben dem Pastor, empfingen dieselben Gerichte wie dieser, und durften selbst zulangen, was uns damals als der beneidenswertheste Vorzug erschien. Das ganze Leben war etwas angenehmer als im Jahre vorher, denn bei der so großen Anzahl von Zöglingen gingen trotz der strengen Aufsicht geringere Uebertretungen eher

durch. Am elendesten war es um unsere Schlafstätten bestellt. Die bisherige Schlafstube räumte man den Großen ein, wir Kleinen wurden in die Rauchbühne oberhalb der Küche verwiesen. Die Bettstellen waren starke, aus rohem Holze zusammengeschlagene Kästen, in denen wir je zwei und zwei schlafen mußten. Die Wände waren im alten Zustande geblieben, und der Ruß legte kräftiglich von der frühern Bestimmung des Zimmers Zeugniß ab. Die Betten waren dichter als schicklich nebeneinander gestellt, das Kopfende an die Wand; zwischen der Fensterwand und dem Fußende blieb noch ein schmaler Gang. Weil wir unruhigen Burschen aber des Nachts sehr häufig mit vielem Gepolter aus den Betten zur Erde stürzten, wurden dieselben noch an beiden Seiten mit in sich verschiebbaren Gittern, sogenannten Bettscheren, eingefriedigt.

Die Exercitien bildeten die unumgängliche Einleitung im Beginne des Semesters. Alle Zöglinge, auch die Externen, d. h. einige unsere Unterrichtsstunden besuchende Bauerknaben, und das Hauspersonal, so weit es anging, machten dieselben mit. Es waren viel fromme Geberden dabei zu sehen, aber nicht jeder von uns bewahrte den Ernst, den der Exercitienmeister von allen forderte. Einer der Großen schien sich besonders Mühe zu geben. Da er wegen leichtfertiger Streiche durch die Geistlichen seiner Vaterstadt schon mehreremal von der ersten Communion ausgeschlossen worden war, so sollte er sich jetzt

unter des Pastors Zucht bessern. Er that das auch sichtlich, denn er verstand es meisterlich, andere, vielleicht auch sich selbst, zu täuschen. Während der Exercitien lag er so viel wie möglich auf den Knien. Einst hatte er dabei das Fußgestell eines Crucifixes angefaßt und das Haupt tief herniedergebeugt. Er blieb in dieser Stellung so lange, daß einer von uns auf den Gedanken kam, der Beter sei eingeschlafen. Diese Vermuthung bestätigte sich bei näherer Untersuchung. Nun zogen wir das Kreuz mit dem Christusbilde leise aus dem Fußgestell heraus. Der wunderliche Heilige blieb ruhig in seiner Stellung vor dem Klotze liegen. Unser Lachen weckte ihn aus seinem Schlafe; er suchte sich dem Gespötte mit der Behauptung zu entziehen, alles recht gut bemerkt zu haben.

Ich übergehe Ereignisse, wie sie in jeder Pensionsanstalt vorkommen. Ich will auch nicht ausführlicher erzählen, wie der Pfarrer Mundvorräthe, die uns von zu Hause heimlich zugeschickt wurden, confiscirte und in seine Küche wandern ließ. Nur eines Vorfalls will ich noch gedenken, der uns länger als gewöhnlich beschäftigte. Einer der Zöglinge, ein gewisser H., hatte von einem Schinken, der in dem Raume vor dem Schlafzimmer an einer Stange befestigt herabhing, zu wiederholtenmalen vermittelst eines Federmessers kleine Stückchen ausgeschnitten und verzehrt. Die Mamsell kam auf die Meinung, es hätten Mäuse an dem Schinken genagt, obschon

sie sich nicht zu erklären wußte, wie diese Thiere daran kommen konnten. H. wurde nun um so kühner, da die Mäuse ihn vor Entdeckung zu sichern schienen. Das Glück blieb ihm aber nicht hold. Bei einem spätern Versuche riß das leicht kenntliche Band, mit dem der Schinken befestigt war, sodaß derselbe herabfiel. F. und A. waren Zeugen dieses traurigen Vorgangs, verpflichteten sich aber, nichts sagen zu wollen. Den Schinken mit einem ähnlichen Bande wieder zu befestigen, war vor der Hand unmöglich. Die Mamsell fand das Corpus delicti, erklärte, sie wisse nun, was das für Mäuse seien, und warf ihren Verdacht zunächst auf den Hausknecht, welcher denselben aber entschieden zurückwies. Der Delinquent und die Mitwisser glaubten hiermit die Sache abgethan, aber es sollte anders kommen. Wir mußten einige Wochen nach diesem Vorfalle beichten; dieses geschah nämlich nicht mehr alle acht Tage, sondern etwa alle vier bis fünf Wochen. Da ging es dem F. zu Herzen, daß der Hausknecht in dem bösen Verdacht stehe, und er beichtete dem Pastor den Hergang des Vorfalls, dessen Zeuge er gewesen war. Nun durfte der letztere von dem, was er in der Beichte gehört hatte, außer derselben keinen Gebrauch machen. Der schlaue Jesuit aber wußte ein Auskunftsmittel. Er befahl dem F., ihm den Vorfall nach der Beichte auf seinem Zimmer noch einmal zu erzählen. Daß der dreizehnjährige Knabe ahnungslos gehorchte, ist nicht zu verwundern. Der

Pastor verbot ihm, von dem abgelegten Geständniß weiter zu reden. Darauf wurde H. vorgenommen und bekannte seine Schuld offen. Schlimmer erging es dem A., welcher nun ins Verhör kam. Da er von dem, was geschehen war, nichts wußte, so wollte er seinem Versprechen getreu bleiben, nichts zu verrathen, und leugnete seine Zeugenschaft hartnäckig. Er wurde entlassen und mochte sich innerlich des Erfolgs seiner Lüge freuen. Wie groß war unser Erstaunen, als der Pastor abends während des Silentiums mit einer großen Ruthe in unser Arbeitszimmer trat! Er deponirte das Schreckensinstrument auf dem Pulte des Präceptors und hub eine Standrede an, bei welcher uns Kleinen angst und bange wurde. H. war ein etwas dicker Junge und infolge dessen, besonders an heißen Tagen, einigermaßen träge und schläfrig, sonst aber äußerst gutmüthig und willig. Die letztern Eigenschaften schwanden bei der Behandlungsweise des Pastors immer mehr und verwandelten sich demselben gegenüber fast in Störrigkeit. Der Knabe wurde bald bei jeder Gelegenheit als Sündenbock behandelt, auch in diesem Falle kam er trotz seines Geständnisses übel weg. Nach der Standrede wurden H. und A. beim Schopfe gefaßt und mitten in die Stube gezogen, wo sie niederknien mußten. Nun nahm der Pastor die Ruthe und gab dem A. einige Streiche in die flache Hand. Da derselbe laut aufschrie, kam er mit einem halben Dutzend Hiebe davon. Dann aber ging

es schlimmer über den armen H. her. Dieser reichte stumm und ohne eine Thräne zu vergießen abwechselnd die eine und die andere Hand hin. Der Zorn des Pastors steigerte sich, und mächtiger fielen die Streiche in die blutrünstigen Hände des armen Knaben. Viele von uns weinten laut, er weinte nicht. Endlich ergriff ihn der Pastor beim Haar, schlug mit dem dicken Ende der Ruthe noch einigemal seinen Rücken und hörte dann mit der Execution auf. A. durfte auf seinen Platz zurückgehen, H. mußte knien bleiben und wurde noch aufgefordert, Abbitte zu thun. Als aber kein Wort über seine Lippen kam, fand es der Pastor für gut, ihm noch Bedenkzeit zu geben, und verließ das Zimmer. Er brachte die Sache nicht weiter zur Sprache und behandelte sogar von da ab den H. etwas gelinder.

Es fehlte uns nicht an Vergnügungen, obgleich im ganzen eine gedrückte Stimmung bei uns allen vorherrschte. Die Spaziergänge im Sommer waren sehr schön. Auch vertrieben wir uns die Zeit häufig mit Angeln. Im Winter fuhren wir öfter mit dem Pastor Schlitten nach den benachbarten Ortschaften hin, wozu derselbe seine beiden Pferde hergab. Das Frühjahr blieb dort gewöhnlich lange rauh und kalt; der Sommer und Herbst aber waren meist prachtvoll. In den Wäldern fanden wir solche Mengen von Erd- und Heidelbeeren, wie ich sie anderwärts nicht gesehen habe. Auch kamen oft Besuche an; dann wurde uns meist freigegeben,

immer aber veränderte sich dann das Aussehen des kleinen Germanicums in vortheilhafter Weise. Sehr langweilig für uns waren die alljährlich einigemal anlangenden Besuche von allerlei frommen Frauen, die bei uns Exercitien abhielten. Wir wurden dann noch enger zusammengepfercht, und mußten uns jedes lauten Spiels in und bei dem Hause enthalten. Dem R. fiel es unter solchen Umständen einmal ein, sich eine kurzweilige Beschäftigung zu suchen. Er schlich mit dem Spitzhunde des Pastors in die Ziegenställe der Nachbarhäuser, welche ihre Eingangsthürchen nach der Straße hin hatten. Etwa ein Dutzend scheuer Ziegen hatte er mit Hülfe des Hundes aus den Ställen getrieben, als eine Frau den Unfug bemerkte. Rasch lief er durch das Scheunenthor in den Pfarrhof zurück; die Frau hatte ihn zum Glück nicht erkannt. Bald waren alle Nachbarinnen auf der Straße; vor lauter Aerger dachten sie nicht an ihre Ziegen, sondern schalten laut durcheinander über Pastors ungezogene Jungens. Bald standen einige keifend unter dem Fenster des Zimmers, in welchem die exercirenden Frauen der Betrachtung oblagen. Eine von diesen öffnete das Fenster und ermahnte die Leute zur Ruhe, damit sie drinnen nicht gestört würden. Da wurde der Lärm aber noch schlimmer und wandte sich gegen die frommen Beterinnen, die einen solchen Unfug beschützten. Diese aber wollten sich auch nichts gefallen lassen und erwiderten von den Fenstern aus die gegen sie gerichteten Schmähungen

reichlich. Erst der Pastor machte der Aufregung ein Ende.

Fastnachtscherze hatte dieser streng untersagt. Einen Stock unter dem Mantel durchstrich er die Straßen, und wehe der Maske, die ihm begegnete; auch die Wirthshäuser besuchte er, um sie von Maskirten zu säubern. Sein Wille mag gut gewesen sein, aber seine Praxis war nicht empfehlenswerth. Die Bauern ließen sich unter der Gewalt seines Einflusses einige Jahre lang in so demüthigender Herrschaft halten. Endlich aber belehrte eine Ohrfeige in Erwiderung seines Stockhiebes den Pfarrer, daß dieses mit der Zeit anders geworden sei.

Nach dreiundeinhalbjährigem Aufenthalte verließ ich diesen Ort, ich sollte das Gymnasium in P. besuchen. Die Nachricht von der bevorstehenden Abreise erfüllte mein Herz mit Wonne und Jubel. Viele Jahre später habe ich den guten Schullehrer wiedergesehen und ihm einen Anker des berühmten Altbieres meiner Vaterstadt geschickt.

Die knechtische Furcht, in welcher wir auf dem kleinen Germanicum gehalten wurden, war nicht geeignet, den Zöglingen eine wahrhaft sittliche Grundlage zu geben. Nur wenige meiner damaligen Gefährten sind gute Christen und brauchbare Staatsbürger geworden. Die meisten sind verkommen, drei haben in Amerika ihr Heil gesucht und zwei sich selbst entleibt.

Viertes Kapitel.

Auf Gymnasien und in der Lehre. Wallfahrt nach Trier.

Meine Schülerzeit auf dem Gymnasium in P. war von nur halbjähriger Dauer. Ich wurde in die Untertertia aufgenommen, einige andere Zöglinge des Pastors zu D. kamen nach Quarta. Ich wohnte in P. mit meinem ältern Halbbruder W. zusammen, der, von der Schweiz zurückgekehrt, ebenfalls das Gymnasium in P. besuchte und später Theologie studiren sollte. Das im Vergleich mit D. freiere, fröhlichere Leben gefiel mir sehr. Ich besuchte meine Schwester Theresia sehr häufig; Katharina war bereits gestorben, nachdem sie von meiner Mutter kurz vor ihrem Tode aus dem Kloster nach Hause zurückgeholt war. Auch Theresia war sehr leidend, zuletzt so schwach, daß sie nicht mehr ins Sprechzimmer gehen konnte, weshalb uns gestattet wurde, sie auf ihrer Zelle zu besuchen. Meine Mutter kam herüber, um auch sie mit nach Hause zu nehmen. Der Abschied aus dem von ihr geliebten Kloster, dessen Schwelle die Schwester seit ihrem Eintritte nicht wieder überschritten und in

ihrem Leben auch nie wieder zu überschreiten gehofft hatte, war rührend. Sie schied ungern von der ihr heiligen Stätte und ihren geistlichen Schwestern. In solchen Augenblicken ist es der menschlichen Natur eigen, vergangene Widerwärtigkeiten zu vergessen. So war es mit ihr. Schwach, ja todesmatt wurde sie in den bereitstehenden Wagen getragen. Ich umarmte Mutter und Schwester, und langsam entfernte sich das Fuhrwerk. Auch diese geliebte Schwester hatte ich zum letzten mal gesehen, sie starb nach sechs Wochen im älterlichen Hause, am Blutsturz erstickend.

Während meines Aufenthalts in P. kam auch der Erzbischof Droste Vischering durch diese Stadt, um auf dem benachbarten Gute M. einige Wochen zu verweilen und dann die Bäder in L. zu gebrauchen. Dazumal war dieser eigensinnige, starre Priester der Held des Tags; er kehrte eben aus seiner Haft zurück. Die echt katholischen Bewohner der Stadt machten von seinem Erscheinen in ihren Mauern mehr Aufsehen, als wenn ein Kaiser oder König gekommen wäre. Häuser und Straßen waren festlich geschmückt, und wer konnte, eilte hinaus, ihm entgegen. Man wollte die Pferde vor dem Wagen ausspannen und den Bischof in die Stadt ziehen, aber dies verweigerte er ganz entschieden. Die P.er hatten gehofft, ihn einige Tage bei sich zu sehen, deshalb war für den Abend Illumination und ein Fackelzug bestellt. Ihr Verdruß war daher groß, als der Prälat darauf

bestand, nach einer Stunde Aufenthalt seine Reise nach M. fortzusetzen. Die standhaften P.er beschlossen deshalb, ihm gegen Abend nach dem anderthalb Stunden entfernten M. nachzuziehen. Eine unabsehbare Menschenmenge wogte mit einbrechender Nacht zum Thore hinaus. Wir Knaben fehlten nicht. Vorwärts ging es über die Heide, über Gräben und durch Büsche. In M. war das Wirthshaus als Sammelplatz bezeichnet. Ueber dreihundert Fackelträger hatten sich eingefunden, außerdem aber waren so viel neugierige Zuschauer erschienen, daß das kleine Dorf für sie zu eng wurde. Gegen 10 Uhr abends setzte sich der Fackelzug nach dem großen Meierhofe, in welchem der Bischof abgestiegen war, in Bewegung. Vorauf ging ein Musik- und Sängerchor. Vier Männer trugen an Stangen ein kolossales Transparent mit einem Willkommensgruß. Darauf folgten die Fackelträger, begleitet von Männern, Weibern und Kindern. Der Bischof trat ans Fenster und dankte, indem er die Ehre von sich ablehnte und der heiligen Sache der Kirche überwies, die wir alle verträten. Bald waren die Fackeln abgebrannt, und in den wunderlichsten Gruppen kehrten wir nach Hause zurück. Der Heimweg wurde mir sehr lang; ich kam äußerst ermüdet an; indessen hatte ich die Genugthuung, den Bischof, den duldenden Märtyrer der Kirche, gesehen zu haben. Dieses frohe Bewußtsein drängte alles überstandene Ungemach in den Hintergrund.

In den Herbstferien reiste ich nach Hause. Meine Aeltern wollte es doch unzweckmäßig dünken, uns fernerhin mit so vielen Kosten in einer fremden Stadt zu lassen, während in der eigenen Vaterstadt ein Gymnasium bestand. Unsere Vermögensverhältnisse waren schon derartig, daß selbst die Rücksicht auf die protestantische Confession der Lehrer an der einheimischen Anstalt nicht mehr durchschlug. Es wurde beschlossen, wir sollten zu Hause bleiben, worüber ich nicht wenig erfreut war, da ich nun wieder in dem trauten Kreise der Meinigen leben konnte. Aber ich mußte es nur zu sehr empfinden, wie sich dies Familienleben ganz anders gestaltet hatte, als ich mir vorstellte. Meine älteste Schwester hatte eine Mädchenpension errichtet, und etwa acht Pensionärinnen wohnten nun mit in unserm Hause. Die Leitung der Anstalt lag der Schwester ob; unterstützt wurde sie darin von dem Kaplan, welcher dem alternden Dechanten als Gehülfe oder Wächter beigegeben war und ebenfalls in unserm Hause wohnte. An dem Unterrichte betheiligten sich einige Lehrer der Stadt. Wir bekamen die Mädchen selten anders zu sehen, als bei Tische, oder wenn sie zum Spazierengehen und in die Kirche geführt wurden. Bälle, Concerte, Theater blieben ihnen, so lange sie in der Pension waren, natürlich fremd. Was für fromme Uebungen die Kinder etwa unter sich anstellen mußten, weiß ich nicht, denn wir blieben von ihren Gemächern streng ausgeschlossen. Die Thätigkeit

meiner bereits schon kränkelnden Schwester war vollständig in Anspruch genommen, sodaß sie gehindert war, uns ihre Sorgfalt und Ueberwachung zuzuwenden. Im zweiten Jahre nach meiner Rückkehr zu den Aeltern starb auch diese meine älteste Schwester. Nach einem kurzen vergeblichen Versuch, die Pension unter Leitung einer Anverwandten fortzusetzen, welche der Schwester helfend zur Seite gestanden, löste sich dieselbe auf. Meine jüngste, damals etwa elfjährige kleine Schwester schickte man durch Vermittelung einer befreundeten Familie in ein französisches Mädcheninstitut, welches von Nonnen geleitet wurde. Das übliche Pensionsgeld wurde meinen Aeltern erlassen, ein Umstand, der ihnen bei den bereits vollständig zerrütteten Vermögensverhältnissen wohl zu statten kam. Meine Brüder, welche sämmtlich Unlust zum Studiren zeigten, widmeten sich bürgerlichen Fächern. Da unser eigenes Geschäft schon eingestellt war, so beschäftigte sich mein Vater mit Commissionen. Er war den größten Theil des Tags außerhalb des Hauses; sein sonst unerschöpflich scheinender Humor schwand dahin, Gram zeigte sich auf seinen Zügen. Wir sahen ihn meist nur bei Tisch. Selten bahnte sich seine frühere heitere Laune einen Weg durch den Druck und den Kummer, dem er bald erliegen sollte. Die Mutter besorgte das Hauswesen mit einer Emsigkeit und Geduld, wie sie nur Frauen eigen ist. Wie war sie bemüht, das dem Einsturz nahe Gebäude von allen Seiten zu stützen!

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend rastlos thätig, mußte sie sehen, wie ihr Mühen und Sorgen den Ruin zwar noch eine kurze Zeit aufhielt, aber den endlichen Einbruch desselben nicht verhindern konnte. Man kann sich leicht denken, wie gestört unter solchen Umständen das Familienleben war. Die Unzufriedenheit und Misstimmung mußten wir alle theilen, weil wir sie bei den Aeltern hervortreten sahen. Die häufigen Besuche der Priester begannen nachzulassen. Nur der alte Dechant hielt in dieser und der spätern traurigen Zeit allein treu aus, und brachte gern zum Opfer, was er besaß. Mir wurde der Aufenthalt in der Vaterstadt sehr bald verleidet. Da ich mir den meisten meiner Mitschüler gegenüber wegen unserer äußern Lage beklagenswerth genug erschien, so wurde mir der Schulbesuch zuwider. Ohne alle häusliche Anregung und Aufmunterung, vernachlässigte ich meine Studien sehr bald. In jugendlichen, sehnsüchtigen Träumen von Freiheit und Glück verlangte ich nach andern Sphären. Im Genusse größerer Ungebundenheit, im Umgange und Ideenaustausch mit andersgläubigen Schülern und Lehrern kam mir der Formalismus meiner Confession abhanden. Ohne einen andern festen Haltpunkt zu gewinnen, fühlte ich mich allmählich äußerst unglücklich.

Meine Aeltern waren überrascht, als ich ihnen eröffnete, ich hätte nicht mehr Lust zum Studiren und wolle Kaufmann werden. Besonders die Mutter wurde

darüber sehr traurig; sie hatte zu fest gehofft, daß ich Weltgeistlicher werden und als solcher der Aeltern Stütze im Alter sein sollte. Da ich indessen bei meiner Erklärung beharrte, gingen die Aeltern auf meinen Wunsch ein und sahen sich nach einem Lehrherrn um. Einen solchen glaubte mein Vater bald in einem Kaufmann K. aus B. gefunden zu haben, den er zufällig auf einer Durchreise durch meine Vaterstadt kennen lernte, und der sich erbot, mich sogleich zu sich zu nehmen. Da dieser Mann, dessen Verhältnisse meinem Vater bisher ganz unbekannt waren, sehr zungenfertig redete und sein Engrosgeschäft mit den glänzendsten Farben schilderte, so war man bald über die Bedingungen einig, unter denen ich die Lehre antreten sollte. Daß nicht einmal bei einheimischen Handlungshäusern über den Lehrherrn Erkundigungen eingezogen wurden, mag von der Zerrüttung unsers häuslichen Wesens einen Begriff geben. Man war froh, daß er bei vierjähriger Lehrzeit keine Geldzulage forderte. Ich verließ nun die Secunda des Gymnasiums und fühlte mich gewaltig in der interimistischen völligen Freiheit, die ich in der kurzen Zwischenzeit bis zu meiner Abreise genoß. Meine Ausstattung war rasch vollendet, und ich reiste nach meinem neuen Bestimmungsorte ab. Mein Bruder H., der in W. Handlungsdiener war, begleitete mich nach B. Unterwegs schon erzählte er mir allerlei Wunderliches über meinen großen Kaufherrn, sowie über seinen Principal, zu dem

er in ähnlicher Weise gelangt war, wie ich zu dem meinigen. Der Engrossist bewohnte in B. ein äußerst bescheidenes kleines Häuschen. Die enge Flur, die Aermlichkeit der ganzen Wirthschaft, der kalte Empfang der unmanierlichen Hausfrau, der Schmuz in den Zimmern, alles das zerstörte mit eisig kaltem Hauche meine Phantasiegebilde. Der neue Principal fing gleich ein Gespräch an, das bestimmt war, mir einen Begriff von den Vorzügen des Kaufmannsstandes vor jedem andern Stande und von der Vortrefflichkeit seines Geschäfts beizubringen. Schließlich rühmte er besonders seine eigene kaufmännische Tüchtigkeit. Als mein zukünftiges Gemach wurde mir ein Verschlag auf dem Bodenraum angewiesen; das obere Stockwerk des Hauses war vermiethet. Da saß ich nun am Abend des ersten Tags spät bei der Oellampe oben auf meinem Dachstübchen, gedachte vergangener Zeiten und grübelte über die Zukunft, bis geistige und körperliche Ermattung mich zur Ruhe mahnten. K. fuhr mit mir in den nächsten Tagen in einem gemietheten Cabriolet, das er für sein Eigenthum ausgab, in B. und E. umher. In den Gasthäusern, in welchen wir abstiegen, war er sehr splendid, entfernte sich auf kurze Zeiträume, Geschäfte halber, wie er sagte, und dann fuhren wir weiter, bis der anbrechende Abend zur Heimkehr mahnte. „Nicht wahr“, meinte er dann wol, „ein solches Leben ist doch angenehmer, als das eines Pastors? Schade, wenn Sie Priester geworden wären!

Bei allen diesen Annehmlichkeiten habe ich Geschäfte abgeschlossen, welche unsere Ausgaben hundertfach ersetzen.“ K. war Protestant; ich, aus echt katholischer Familie stammend, hielt mich für verpflichtet, in religiösen Dingen ihm die Widerpart zu halten, ohne daß von einer innern Ueberzeugungstreue recht bei mir die Rede war.

Nach Verlauf der ersten Tage wurde ich in das Geschäft eingeführt. Mein Lehrherr hatte wenig zu thun. Ein kleines Zimmer stellte das Comptoir vor, auf welchem außer uns beiden kein Mensch thätig war. Und unsere Thätigkeit kam mir eben nicht besonders ersprießlich vor. In Ermangelung einer bessern Beschäftigung ließ mich der Principal alte Hauptbücher revidiren und die Richtigkeit der Additionen prüfen. Dann und wann mußte ich Briefe copiren oder auch wol selbständig verfassen, die Post besorgen, ja sogar häufig an einer auf dem Bodenraum befindlichen Maschine Garn haspeln. Wie rasch schwanden meine kaufmännischen Gelüste! Die Revision des Hauptbuchs, welches zehn Jahre vorher schon abgeschlossen war, bestand bald darin, daß ich ohne weiteres die Rechnung als stimmend bezeichnete; die Briefe wurden, weil mit Unlust, schlecht geschrieben, und die Gänge nach der Post zu allerlei Besuchen benutzt; beim Haspeln endlich fielen manche Gebinde zu stark, andere zu schwach aus. Die vielfachen Zureden meines Principals schlugen nicht mehr an, ich befaßte mich mit der Lectüre von allerlei Büchern und ließ meine kaufmännischen Ge-

schäfte ihre Wege gehen. Zwischen K. und mir entspannen sich nicht selten allerhand Gespräche über religiöse Gegenstände. Suchte ich auch, in der Meinung, es sei Ehrensache für mich, ihn zu widerlegen, so waren doch seine Gegengründe mächtig genug, um meinen Glauben an die katholischen Dogmen für jene Zeit wankend zu machen. Die Kirche besuchte ich bald gar nicht mehr, und gefiel mir in der Negation ohne innere Befriedigung. Alle diese Verhältnisse wirkten indeß so auf mich ein, daß meine Körperkraft erlag, und ein sichtbares leibliches Verfallen meinen Lehrherrn bewog, mich nach etwa drei Monaten zur Erholung nach Hause zu schicken. Allgemein glaubte man, ich habe das Heimweh. Ja, ich hatte es, ich sehnte mich nach den duftenden, grünen Matten eines nur geahnten, nicht gekannten Glaubenslebens, nach einer dem Geiste mehr Nahrung bietenden Welt, nach einem unbekannten Lande.

Sonderbar war der Eindruck, den meine Ankunft daheim machte, wo man von derselben so wenig wie von meiner Erkrankung vorher erfahren hatte. Alle glaubten, als ich eintrat, ich sei aus der Lehre gelaufen. Während mein Vater mich kalt und finster empfing, umarmte mich meine Mutter mit den Worten: „Jetzt gehst du nicht wieder fort, du mußt studiren", was mir sehr wohlthat. Erst als ich von der Veranlassung meiner unverhofften Rückkehr gesprochen und man mich nun beim Kerzenscheine etwas näher betrachtete, gewahrte

man die blassen, kranken Gesichtszüge. Nun wurde auch der Vater theilnehmend. Ich mußte mich bald zu Bette legen, ein nervöses Fieber schüttelte meine bisher so gesunden Glieder, ich wurde sterbenskrank und mußte über ein Vierteljahr das Bett hüten. Allmählich genas ich wieder, und nun wurde überlegt, was zu beginnen wäre. Dem Principal hatte man gleich geschrieben, ich würde nicht wiederkommen; er war damit auch einverstanden, denn er hatte wol während der Zeit meines Aufenthalts in seinem Hause die richtige Ueberzeugung gewonnen, daß ich mich nicht zum Kaufmann eigne.

Das Gymnasium meiner Vaterstadt sollte ich nicht wieder besuchen; man wählte das katholische Gymnasium in M. Eine reichliche monatliche Unterstützung des dortigen Domherrn K., eines in jeder Beziehung edlen Mannes, dessen Liebe und Sanftmuth allen wohlthat, die mit ihm in Berührung kamen, machte die Ausführung dieses Plans möglich. Von meinem Aufenthalte in M. habe ich wenig zu sagen. Es wurde mir trotz meiner guten Vorsätze und trotz meiner Anstrengung schwer, den alten kindlichen Glauben, der uns im älterlichen Hause und in D. gepredigt worden war, wieder zu erlangen. Auch wirkte dabei ein anderer Umstand hemmend ein. Wir mußten alle Monate beichten und, damit der Ordinarius unserer Klasse (ich besuchte die Obersecunda) Controle führen konnte, einen sogenannten Beichtzettel abgeben, auf welchem unser und des Ordi-

narius Name und das Datum geschrieben stand. Die Beichte mußte unter allen Umständen abgelegt werden, man mochte Lust haben oder nicht. Der betreffende Beichtvater gab dann den ihm eingehändigten Zettel dem darauf bezeichneten Lehrer. Ich unterließ einmal die pflichtschuldige Beichte in der Hoffnung, diese Unterlassung werde vielleicht nicht bemerkt werden; indessen ich täuschte mich, der Lehrer rügte vor der ganzen Klasse, daß er noch keinen Beichtzettel von mir erhalten habe und drohte mit Strafe, wenn solcher nicht binnen drei Tagen in seinen Händen sei. In meiner Unlust mochte ich zu meinem gewöhnlichen Beichtvater, der alles sehr streng nahm, nicht gehen, denn etwas zu verschweigen hätte ich nicht gewagt. So unterblieb die Beichte, und der verhängnißvolle dritte Tag nahte. Eine gelinde Schulstrafe wurde mir mit dem Bemerken auferlegt, daß, wenn nach abermals drei Tagen kein Beichtzettel einliefe, eine schärfere Strafe nachfolgen werde. Nach der Stunde sagte mir ein Mitschüler: „Geh doch zu dem alten B., da wirst du rasch fertig.“ Ich folgte diesem Rath. Der geistliche Herr, ebenfalls Gymnasiallehrer, hörte meine Beichte auf seinem Zimmer. Als ich dieselbe geendet hatte, wartete ich vergebens auf seine Ermahnungen, er war eingeschlummert. Ich las ein gutes Stück der vor mir auf dem Tische liegenden Zeitung, bis der alte Herr erwachte und nun, als habe er alles angehört, in allgemeinen Worten mich ermahnte, dann

absolvirte und meinen Beichtzettel in Empfang nahm. Darf das bei einem Priester vorkommen? dachte ich, und so viel ich mir auch vorhielt, es seien ja nicht alle so wie dieser: es wollte mir damals nie recht gelingen, den alten Glauben, die alte Kirchlichkeit wieder zu gewinnen.

Im Laufe des Sommers starb mein Vater. Ich eilte auf die Nachricht von seiner schweren Erkrankung nach Hause, traf ihn aber nicht mehr am Leben, und konnte nur an seiner Leiche weinen. Bei seiner Beerdigung waren alle meine noch lebenden Geschwister, mit Ausnahme des Jesuiten, mit mir um unsere liebe, tiefgebeugte Mutter versammelt; es war das letzte mal, daß sich die zerstreute Familie zusammenfand. Außer dem alten treuen Dechanten war kein Priester zugegen, um Trost und Ermuthigung zu spenden. Mein ältester Bruder, welcher damals schon in Rom war, schrieb nun, daß er mir Geld senden wolle, um noch ein Jahr lang irgendein deutsches Gymnasium zu besuchen. Auch wolle er, wenn ich solches vorziehe, dafür sorgen, daß ich zum Herbst in ein Jesuitenpensionat aufgenommen würde; nach diesem Jahre sei mir schon auf seine Verwendung die Aufnahme in das deutsche Collegium zu Rom zugesichert. Ohne langes Bedenken entschied ich mich dahin, mich in eine Jesuitenpension zu begeben, ein Entschluß, der meines Bruders höchste Billigung fand, zumal um des von mir angegebenen Grundes willen, daß ich mich

hier in Deutschland gar nicht, wie ich es doch sehnlich wünschte, im Glauben der katholischen Kirche zurechtfinden könne. Er schickte mir Geld zur Ausstattung und zur Reise nach dem Pensionat der Jesuiten zu Freiburg in der Schweiz, die ich im Herbste desselben Jahrs antreten sollte. Das Gymnasium in M. besuchte ich nach dem Tode meines Vaters nicht mehr, sondern blieb bis zu meiner Abreise im älterlichen Hause.

Es war gerade um die Zeit der Ausstellung des heiligen Rocks zu Trier, als ich in Begleitung des Dechanten und eines alten D.er Bürgers, welche mit mir den heiligen Rock verehren wollten, von Hause schied, um über Trier nach Freiburg zu reisen. Die Trennung wurde mir sehr schwer; ach, meine gute arme Mutter, die mich jetzt vor allen andern Geschwistern liebte! In einem Dorfe unweit C. war ein Oheim von mir Pastor. Wir besuchten ihn. Hier sah der alte D.er Bürger zum ersten mal in seinem Leben den Rhein; einen größern Fluß, als die zehn Fuß breite einheimische C. war, hatte er noch nicht zu Gesicht bekommen. Ich sehe den alten Mann noch, wie er, im Anblick des Stroms beide Hände ausstreckend und den Mund weit öffnend, einen Augenblick wie versteinert dastand und dann in einem fort rief: „Wat Water, wat Water!“ Uebrigens hatte sich dieser Mann auf nicht immer ehrbaren Wegen vom Schäferknecht zum reichen Wollhändler emporgearbeitet und als solcher meinen Aeltern aus christlicher Barmherzigkeit Geld gegen

wucherische Zinsen geliehen. Wahrscheinlich machte er daher jetzt die nach seiner Meinung alle Sünden tilgende Rockfahrt mit. Von Köln nach Trier reisten wir mit der Post, mußten aber schon von einer der nächsten Stationen aus den Weg auf einem von der Post gestellten Leiterwagen fortsetzen, da wegen des unglaublich großen Zudrangs frommer Wallfahrer alle bessern Wagen besetzt waren. Mit uns zugleich hatte die Post ungefähr hundert Personen auf einmal zu befördern.

Von dem damaligen Treiben und Wogen in Trier hat niemand einen Begriff, als wer es selbst mit angesehen. Durch Tausende von Menschen arbeiteten wir uns von einem Gasthof zum andern, da alle so überfüllt waren, daß wir kein Zimmer mehr erhalten konnten. Nach vielen vergeblichen Versuchen fanden wir endlich ein Unterkommen bei einem Bäcker, in dessen Hause wir mit noch zwei Fremden eine Stube gemeinschaftlich bewohnten. Um in den Dom zu gelangen, mußte man sich der Procession anschließen, die in schneckenförmigen Windungen den ganzen Domplatz einnahm und sich noch weit in die angrenzenden Straßen hinein ausdehnte. Die Ordnung bei derselben hielt im Verein mit der Polizei und Gensdarmerie die Ehrenbürgerwache aufrecht, die besonders dafür sorgte, daß sich niemand in die Reihen eindrängte, sondern jeder sich an das Ende des Zuges anschloß. Da nun die eifrigen Wallfahrer sich schon um 2 Uhr nachts vor dem Dome einfanden, so

mußten diejenigen, welche sich gegen 7 Uhr morgens aufmachten, mindestens bis 10 Uhr warten, ehe man die Pforten des Doms für sie öffnete, denn es wurden nur höchstens hundert Personen jedesmal gleichzeitig eingelassen. Außerdem war noch die Einrichtung getroffen, daß etwa alle Stunden die Thüren der Domcurie geöffnet wurden; von der außen versammelten Menschenmenge drang dann eine Anzahl hinein, bis die Thür mit Gewalt wieder gesperrt wurde. Die glücklich eingedrungenen empfingen darinnen eine Karte. Vermittelst derselben verschafften sie sich auch ohne Anschluß an die Procession Einlaß in den Tempel. Sonst aber gelangte niemand hinein, es sei denn, daß er besondere Verbindungen gehabt hätte. Letzterer erfreuten wir uns durch unsern Dechanten, der an seiner Tracht als Geistlicher zu erkennen war. Vor der Domthür stand nämlich ein runder Domherr, welcher ruhig und behaglich in das bunte Volksgewühl dreinschaute. Eine kurze Unterredung mit diesem seitens unsers geistlichen Führers öffnete uns die Thür, und wir traten ein.

Die in dem Dome zu je zweien langsam vorschreitende Menge, der wir uns anschließen mußten, bewegte sich unter Gesang und lautem Gebet dem Chore zu. An der rechten Seite desselben führte eine Treppe empor; dann wandte man sich links und ging eine Galerie entlang bis zur Mitte, wo sich nach dem mittlern Kirchenschiffe hin eine Einbucht befand. Dieser gegenüber im

Hintergrunde des Chors stand der gläserne Kasten mit dem heiligen Rocke. Die Processirenden gingen paarweise zu demselben hin und reichten den an beiden Seiten sitzenden Domherren ihre Rosenkräuze, Bilder, Medaillons u. s. w., welche diese durch Oeffnungen an den Seiten des Kastens gegen den heiligen Rock anschlugen und dann zurückgaben; worauf die Andächtigen ohne Unterbrechung weiter schritten. Wir hatten es der unserm geistlichen Begleiter gezollten Rücksicht zu verdanken, daß man uns erlaubte, uns in die Bucht zurückzuziehen, von wo aus wir den etwa fünf Schritte entfernten wunderthätigen Rock mit Muße betrachten konnten. Als ich dieses unscheinbare Kleidungsstück hinreichend besehen hatte, wandte ich mich nach meinen Begleitern um, weil es mir Zeit schien, weiter zu gehen. Beide lagen hinter mir auf ihren Knien, der alte Wollhändler und der Dechant, die Hände gefaltet und Thränen in den Augen. Noch heute freut es mich, daß mich der Anblick dieses grauen Kleides, des sogenannten heiligen ungenähten Rockes Christi, ohne alle Rührung ließ. Wir gingen endlich weiter, die Galerie entlang, links die Treppe hinab durch ein Seitenzimmer, wol die Sacristei, zum Dom hinaus. In dieser Sacristei saß ein Geistlicher hinter einer Theke, links und rechts neben ihm lagen große Haufen Geldes, die von Zeit zu Zeit in Truhen weggetragen wurden. Dies waren die Opfergaben der Pilger für die Messen, die zu Ehren des heiligen Rocks

in bestimmten Meinungen gelesen werden sollten, welche der Geistliche nach Angabe der Bittsteller sorgfältig niederschrieb.

Uebrigens muß ich gestehen, daß einzelne in Trier ankommende Processionen einen großen Eindruck auf mich machten. Besonders schön erschien mir eine Procession, welche ich in einiger Entfernung über die Moselbrücke nach der Stadt hin wallfahren sah. Voran gingen drei Mädchen in weißen Kleidern, welche vergoldete Symbole des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe trugen. Die von ihren geistlichen Führern begleitete singende und betende Menge mit ihren vielen Fahnen und Kränzen nahm sich im Vorüberziehen auf der Brücke malerisch aus, und das Schauspiel war, wie so vieles Ceremoniell der römischen Kirche, wol geeignet, den Beobachter zu fesseln. Gewiß aber bleibt es ein Gegenstand ernsten Nachdenkens, wie die Priester eine solche Gewalt auf das Volk ausüben können, daß dieses ihnen folgt, sei es zur Anbetung einer Hostie, sei es zur Verehrung von Kleidern und Knochen. Unter den Wallfahrern trafen wir sogar einige Landleute aus Spanien an. Arg war der Handel mit allerlei Heiligthum: da waren Buden innerhalb der Häuser und Buden auf den Straßen, angefüllt mit Rosenkränzen, Weihwassernäpfchen, Denkmünzen, Abbildungen des heiligen Rocks auf Seide, Papier u. s. w., alles mit der Inschrift: Angerührt an den heiligen Rock zu Trier

im Jahre 1844. Die Händler machten gute Geschäfte, alles drängte sich heran, so unschätzbare Heiligthümer für Geld zu erhalten.

Nach drei Tagen reiste ich die Mosel hinauf nach Frankreich. Ein Besuch bei meiner jüngern Schwester in S., dann die Trennung von ihr und dem guten Dechanten, und ich stand allein, geschieden von allen Lieben, die ich auf Erden hatte. Ueber Metz, Strasburg und Basel fuhr ich ohne Unterbrechung nach Freiburg. Die Gegend, welche die Eisenbahn von Strasburg nach Basel durchschneidet, ist wundervoll, übersäet mit Ruinen alter Ritterburgen, die von kleinern und größern Bergen malerisch in die schöne Ebene hinabschauen. Diese Fahrt bleibt mir in lieblichem Andenken. Ich kam um 12 Uhr nachts in Freiburg an und kehrte im Gasthofe ein. Kaum konnte ich den folgenden Morgen abwarten. Mein Schlaf dauerte nur kurze Zeit; ich war von brennender Neugier ergriffen, das Pensionat und die Jesuiten kennen zu lernen. Ohne mich daher um irgendeine Sehenswürdigkeit der Stadt zu kümmern, stieg ich bald nach eingenommenem Frühstück empor auf die ganz Freiburg beherrschende Bergeshöhe, von deren Gipfel die großen herrlichen Gebäude der Jesuiten auf die zu ihren Füßen liegende Stadt stolz hinabsahen. In dem Pensionsgebäude fand ich nur einige Jesuiten und gar keine Zöglinge vor. Alles war in die Ferien gereist, nach Hause, nach irgendeiner

fremden Gegend oder nach der drei Viertelstunden von Freiburg gelegenen Villa Belfaux. Ich bin der Schreibung dieses Namens nicht recht sicher.

Der Pförtner, ein Italiener mit Namen Visconti, verstand so viel deutsch, daß ich mich ihm mittheilen konnte, indem ich meine paar Brocken französisch dazu mengte. Er führte mich zum Pater Rector. Dieser, ein sehr freundlich aussehender Mann mit silberweißen Haaren, bewillkommnete mich durch eine zärtliche Umarmung, meine Wangen küssend. Bei dieser mir ganz neuen Art stutzte ich sehr freudig. Zu unserm Leidwesen aber merkten wir, eine Unterhaltung sei unmöglich. Deutsch konnte er nicht, Französisch verstand ich nicht; von einem deutschen Secundaner gewöhnlichen Schlags ließ sich Fertigkeit in dieser Sprache auch gewiß nicht verlangen. Mit dem Latein aber ging es auch nicht; denn abgesehen davon, daß ich in dem mündlichen Gebrauch desselben damals keine Uebung hatte, wurde mir das Latein des Rectors durch dessen französische Aussprache ganz unverständlich. Er rief daher einen jungen Pater herbei, der den Dolmetscher abgab. Nach einigen sehr liebevollen Worten und der Einladung, nachmittags mit ihm nach Belfaux zu fahren, wurde ich entlassen. Der junge Pater, ein Baier von Geburt, führte mich ein wenig durch die verschiedenen Räumlichkeiten des Hauses, deren Beschreibung ich später geben werde. Als die Mittagszeit nahte, und ich mich ver-

abschieden wollte, lud er mich höflich zur Tafel. Nach derselben gedachte ich in die Stadt hinabzusteigen, meine Sachen im Gasthofe zu packen, die Zeche zu bezahlen, noch einige Kleinigkeiten zu kaufen und bis zur Abfahrt nach Belfaux die Stadt zu besichtigen. Mein Erstaunen war nicht gering, als ich bedeutet wurde, meine Sachen seien schon heraufgeholt und die Zehrung bezahlt, um mir die Mühe des Hinabwegs zu sparen. Das Ding kam mir sonderbar vor; jedoch bedankte ich mich bestens für die Freundlichkeit. Vor meiner Abfahrt nach Belfaux, wo ich mit siebzig bis achtzig andern Zöglingen den Rest der Ferien zubringen sollte, führte man mich zum Pater Procurator Mercian; derselbe sagte mir in sehr zärtlicher Weise, die Hausordnung schreibe vor, daß sämmtliche Ausgaben von ihm regulirt würden, und forderte mich auf, ihm mein Geld einzuhändigen. Diese Aufforderung kam mir so unerwartet, auch war mir von all dem Neuen, was ich gesehen hatte, so wirr im Kopfe, daß ich, ohne auch nur einen Pfennig zu behalten, all mein Geld abgab, welches immerhin noch gegen zwanzig bis dreißig Thaler betragen mochte. Nachher that es mir manchmal leid. So stand ich nun da, ohne recht einzusehen, woran ich war, als ich die Weisung erhielt, alles sei bereit zur Fahrt nach Belfaux. Ich war in den Händen der Jesuiten; vor meiner Abreise nach Italien bin ich allein und ohne Aufsicht nicht wie-

der in die Stadt gekommen; Tag und Nacht wurde ich, wie alle Zöglinge, bewacht; und dennoch muß ich es bekennen, daß das Jahr, welches ich in Freiburg verlebte, von mir zu den angenehmsten meiner Jugendzeit gerechnet wird.

Fünftes Kapitel.

Die Pension der Jesuiten zu Freiburg.

Freiburg, die Hauptstadt des Cantons gleichen Namens erhebt sich terrassenförmig auf beiden Felsenufern der Saane. Der Ort besteht aus meistentheils wohlgebauten Häusern, hat einen beträchtlichen Umfang, und ist zu zwei Drittheilen mit starken festen Mauern umgeben. Nur nach Bern zu fehlt die Ringmauer, weil hier die Natur selbst durch eine steil hinabhängende Felswand die Stadt befestigt hat. Um das Auf- und Absteigen zu sparen, ist über die Tiefe hinweg nach der Berner Landstraße hin eine Drahtbrücke erbaut worden, welche 818 Fuß lang und in einer Höhe von 157 Fuß über die sich durch die Schlucht windende Saane gespannt ist. Etwas weiter hinauf verbindet eine zweite kleinere Drahtbrücke die beiden Ufer in noch bedeutenderer Höhe. Die Stadt mit einer Einwohnerzahl von 9000 Seelen zerfällt in zwei Theile, deren Bewohner durch ihre Sprache geschieden sind. Im obern Theile der Stadt ist die französische, im untern die deutsche

Sprache herrschend. Die Nikolaikirche ist die schönste unter den vier Kirchen der Stadt, der Thurm derselben ist 365 Fuß hoch. Die von Mooser gebaute Orgel ist eine der größten und trefflichsten ihrer Art; wir wurden öfter zu Orgelconcerten in den Dom geführt, welche besonders für uns gegeben wurden. An dem Portal der Kirche befindet sich ein Hautrelief: Christus, wie er im jüngsten Gericht die Menschen mit ihren guten oder bösen Werken abwägt; bei diesem Amte sind ihm die Engel behülflich, welche die Menschen heranführen und Gewichte auf die Wagschale legen oder davon wegnehmen. Je nachdem einer schwer genug oder zu leicht befunden wird, führen ihn die Engel zur Rechten, woselbst ein kleines Häuflein dieser schwer wiegenden Seligen steht; oder lauernde Teufel zur Linken schlagen gierig ihre Krallen in die Gestalten der Gottlosen, um sie zu den übrigen Verdammten zu gesellen, deren eine bedeutende Zahl zur Linken geschart ist.

Hoch auf der Höhe liegen, wie schon gesagt, das Collegiat, die Kirche, das Lyceum und das Pensionat der Jesuiten, nicht unähnlich einer riesigen Feste, die sich von der Berner Landstraße her schön ausnimmt. Wandern wir denn auf ein Jahr in die Festung hinein. Gesellschaft ist dort viel. Im Collegiat wohnten mindestens 120 Jesuiten; die in demselben befindlichen Gymnasien, das deutsche und das französische, wurden von etwa 600 Schülern besucht; das für philosophische und theo-

logische Vorlesungen bestimmte Lyceum zählte gegen 100 Zuhörer, darunter die Zöglinge des Priesterseminars, welches sich in einem Flügel des großen umfangreichen Pensionatgebäudes befand. In diesem wohnten unter Aufsicht und Dienstleistung von etwa 50 Jesuiten 320 Pensionäre, vorzugsweise Söhne bourbonisch gesinnter französischer Familien; doch gab es daselbst Vertreter fast aller Nationen: Engländer, Russen, Ungarn, Polen, Griechen, Aegypter, Deutsche, Amerikaner u. s. w.

In den ersten Tagen des October wurde das Pensionat wieder eröffnet, und bald hatten sich alle Zöglinge, die in ihre Heimat oder unter Aufsicht eines Jesuiten nach irgendeiner andern Gegend hingereist waren, wieder eingefunden und trafen mit den in Belfaux zurückgebliebenen Zöglingen, sowie mit den neuen Ankömmlingen im Pensionat zusammen. Wir wurden in drei Divisionen getheilt, deren erste die Größern enthielt und manche Vorzüge vor den beiden andern genoß; ich hatte das Glück in dieselbe eingereiht zu werden; wir zählten unser achtzig und einige. Die einzelnen Divisionen waren streng voneinander geschieden. Zwei Jesuiten waren als Surveillanten einer jeden Division vorgesetzt; der erste Surveillant durfte in Sachen der Beaufsichtigung dem zweiten als seinem Untergebenen Befehle ertheilen. Tag und Nacht waren diese Wächter um uns: sie geleiteten uns zum Speisesaal, zum Spielplatze, zur

Schule, zum Studiensaal, überwachten uns, oder holten uns zur bestimmten Stunde wieder ab.

Der oberste Jesuit, welcher im Pensionat unumschränkt gebot, war der Pater Rector; er bildete in allen Angelegenheiten die letzte Instanz, und war nur dem Ordensprovinzial verantwortlich. Den Zöglingen gegenüber habe ich an ihm stets nur ein väterliches Benehmen wahrgenommen; er verkehrte nicht viel, aber immer sehr freundlich mit uns. Ihm zunächst stand der Pater Minister. Demselben lag ob, die sittliche Aufführung sämmtlicher Pensionäre zu überwachen, auch war er Vorsteher der Congregation zur heiligen Gottesmutter, über welche ich später berichten werde. Während meines Aufenthalts in Freiburg bekleidete ein ehemaliger Privatdocent der bonner Universität dieses Amt. Derselbe war infolge der jesuitischen Einflüsse, die von dem in der Nähe meiner Vaterstadt gelegenen adelichen Gute aus unterhalten wurden, dem Glauben seiner protestantischen Vorfahren untreu geworden, zur römisch-katholischen Kirche übergegangen und in den Orden der Jesuiten getreten. Auch ihn konnten wir im allgemeinen wohl leiden; doch war sein ganzes Wesen etwas strenger als das des Pater Rector, obschon nie unfreundlich. Er verstand es, sich das Vertrauen der Zöglinge zu erwerben, und versuchte dies namentlich bei den größern mit Erfolg. Mein Zutrauen zu ihm war so unumschränkt, daß ich ihm, nicht etwa in der Beichte,

sondern im sonstigen gewöhnlichen Verkehr alles sagte, was ich auf dem Herzen hatte. Einzelne beschuldigten ihn, daß er sich durch die Zöglinge „rapportiren" lasse; aber ich habe dieses nie bemerkt, und er hat nie versucht, mich zu einem Rapporteur zu machen. Obgleich das ganze Getriebe jesuitischer Erziehung schließlich doch auf dem geordnetsten Rapportiren beruht, war unter uns der Name eines Rapporteurs infam, und zwar mit Zustimmung der Jesuiten.

Dem Pater Minister zunächst stand der Pater Präfect. Er leitete den Organismus des Unterrichtswesens, hatte für die Aufrechthaltung der ganzen äußern Hausordnung zu sorgen und nöthigenfalls in den Studiensälen öffentliche Rügen zu ertheilen oder Strafen zu dictiren. Er war ein schöner Mann, der mit seinem vollen, blühenden Gesichte, aus dem zwei große freundliche Augen leuchteten, vergnügt in die Welt schaute, soweit dies die Schranken des Ordens zuließen. Mußte er rügen oder strafen lassen, so setzte er mittelst seiner klangreichen festen Stimme die Menge augenblicklich in Ernst und Furcht.

Die Obliegenheiten des Aufsehers im Studiensaale oder Unterpräfects bestanden in nichts anderm, als daß er von dem Katheder aus auf Ruhe hielt. Wir sahen ihn nur während der kurzen Studirzeit. Der Inspector der Infirmerie oder Krankenstube, ein sanfter liebevoller Elsasser, verstand es, leichtere Krankheiten durch Be-

sprechung zu heilen. Der Procurator des Hauses hatte sämmtliche Geldangelegenheiten, Ankäufe u. s. w. in seinem Ressort. Dieses Amt bekleidete ein ehemaliger Offizier der Ehrenlegion. Von den Surveillanten habe ich bereits gesprochen. Das übrige Personal bestand aus mehreren den obigen Priestern noch zugesellten Beichtvätern, aus den für die Infirmerie, Lingerie, Küche, den Weinkeller, die Brotdispense u. s. w. angestellten Brüdern, deren Zahl sich im ganzen auf etwa 20 bis 25 belaufen mochte, und aus einer Anzahl Hausbedienten, deren es etwa 10 gab. Außerdem war noch ein Bruder angestellt, der in einem am Spielplatze befindlichen Laden allerhand Waaren feil bot, wie junge Leute solche zu begehren pflegen. Die Einrichtung war getroffen, um den Verkehr der Zöglinge mit der Stadt unnöthig zu machen, und in der That waren wir von allen nicht innerhalb der Pensionatsgrenze befindlichen Dingen hermetisch abgeschlossen.

Die Jesuiten zahlten das Taschengeld nicht in gangbarer Münze aus, sondern in eigens von ihnen geprägten, verhältnißmäßig werthlosen Kupfermünzen, auf welchen ihr Wahrzeichen stand:



d. h. In Hoc Signo Vinces, nach einem freiburger Volks-

witz: „Jesuiten Heißen Schelme"; die Figur unter den Buchstaben stellt eigentlich drei Nägel vor. Der Werth, den das Stück haben sollte, war etwa ein oder ein halber Franc. Diese Münze nahm der Jesuitenbruder in dem erwähnten Laden für vollen Werth, in der Stadt galt ein solcher Franc an vollem Werth höchstens zwei Pfennige, respective gar nichts.

Des Jesuiten, dem man beim Eintritte in das Haus zuerst begegnete, habe ich schon früher gedacht: es war der freundliche, höfliche aber doch sehr zurückhaltende Portier Visconti, ein wohlgenährter Italiener, der von dem feurigen Temperament seiner Landsleute wenig übrig behalten zu haben schien. Derselbe führte die Fremden durch ein weitläufiges Entrée in ein äußerst elegant und geschmackvoll eingerichtetes Sprechzimmer, in welchem sie die schönen Kupferstiche und Oelgemälde besehen konnten, bis der von ihnen herbeigewünschte Jesuit oder Zögling, nach der beim Pater Rector eingeholten Erlaubniß, zu ihnen kam. Einer ausdrücklichen Erlaubniß bedurfte es auch, wenn man einen Fremden in das sonstige Innere des Hauses einführen wollte. Unerlaßliche Vorbedingungen einer solchen Erlaubniß waren, daß der einzuführende Fremde sich bei Tageszeit einfand, und daß er nicht zu dem schönen Geschlecht gehörte. In dem ganzen Erdgeschoß befanden sich Zimmer für die Jesuiten, die große geräumige Küche und der auf vier Säulen ruhende, gewölbte, für 350 Mann

gut ausreichende Speisesaal der Pensionäre, sowie ein kleinerer Nebensaal für die Patres und Brüder. Von dem südlichen Flügel, der den Seminaristen des freiburger Bischofs eingeräumt war, wurde nur das im französischen Rococostil fein ausgeschmückte Kirchlein bei besonders feierlichen Gelegenheiten benutzt. Im ersten Stockwerk befanden sich die Wohnungen für den Rector und den Minister, die Studiensäle für die einzelnen Divisionen, eine gemeinschaftliche größere Kapelle, und eine besondere kleinere für die Bruderschaftsmitglieder der ersten Division. Das zweite Stock endlich nahmen die Schlafzimmer der verschiedenen Divisionen, die Infirmerie und Hausapotheke, zwei Kapellen für die zweite und dritte Division, sowie die Lingerie ein, in welcher unter Aufsicht eines Jesuitenbruders und einiger Diener die Kleidungsstücke und die Wäsche der ganzen Schar in musterhafter Sauberkeit und schönster Ordnung aufbewahrt wurden. Verlangte jemand außer der für gewöhnlich verabreichten Kleidung etwas Besonderes, so hatte er den Wunsch auf einen Zettel zu schreiben und diesen auf sein Schreibpult im Studirzimmer zu legen, dann fand er das Gewünschte abends vor seinem Bette. Dasselbe Verfahren wurde beobachtet, wenn man außer dem gewöhnlichen Taschengelde, das monatlich fünf Francs betrug und von dem Jesuitenkaufmann ausgetheilt wurde, sonst noch Geld verlangte. Der Zweck der Verwendung mußte dabei angeführt werden.

Um die Zöglinge, welche von der Ferienzeit her noch mehr Freiheitsgelüste hegen mochten, als den Jesuiten lieb war, gleich in die rechte Stimmung zu versetzen, wurde das Schuljahr mit einer dreitägigen heiligen Uebung begonnen. Dabei herrschte aber nicht jene Strenge, wie bei den eigentlichen Exercitien. Die Uebungen bestanden hauptsächlich darin, daß man alle Tage zweimal eine Predigt hörte und darüber in stillem Gebete etwa eine Viertelstunde nachdachte. Die übrige Zeit des Tags wurde auf Lectüre frommer Schriften verwandt; doch blieb die übliche Recreation nach dem Mittagessen und um 4 Uhr nachmittags nicht ausgeschlossen. Die Unterhaltung war nicht verboten, doch wurde eine stille Sammlung sehr empfohlen; auch fielen die gewöhnlichen Spiele aus. Den Beschluß der Uebungen bildete die Beichte und gemeinschaftliche Communion.

Nach Ablauf der drei Tage wurden die Lectionen eröffnet. An den Wochentagen war die Ordnung etwa folgende: um 5 Uhr morgens gab der Surveillant einer jeden Division mit der Glocke auf dem Schlafsaal das Zeichen zum Aufstehen. Jeder mußte sich sofort erheben und die Thür seines kleinen Schlafcabinets öffnen. Die beiden Aufseher machten dann die Runde, um sich zu überzeugen, daß niemand versuchte, länger liegen zu bleiben. Die Säumigen wurden aufgerüttelt; nur Krankheit entschuldigte. Zum Ankleiden

wurde eine Viertelstunde bewilligt. Ein zweites Zeichen mit der Glocke forderte uns auf, das Schlafzimmer zu verlassen und uns auf den Seiten des Corridors in festgesetzter Reihenfolge aufzustellen. Eine erneute Revision des zweiten Aufsehers diente dazu, die Zurückgebliebenen aus den Cabineten hervorzuholen; nicht selten zog einer unterwegs noch Weste und Rock an. Auf das dritte Zeichen mit der Glocke wanderten wir in Reihe und Glied zum Studiensaale. Es war verboten, in gleichem Tritt und Schritt zu marschiren. Ehe wir uns im Saale auf unsere bestimmten Plätze niederließen, wurde kniend ein Morgengebet gesprochen, und dann begann das Studium unter steter Aufsicht. In jedem Saale befand sich ein großes verziertes Standbild der Mutter Gottes. Nachdem wir etwa bis sieben Uhr mit der Vorbereitung für die nachfolgenden Lectionen zugebracht hatten, wurde das Zeichen zur Messe gegeben. An der Thür des Studiensaals wurden wir von unsern Surveillanten empfangen und begaben uns in geordneter Reihe in die gemeinsame Kapelle. Die Aufseher duldeten nicht, daß wir ohne Gebetbuch oder Rosenkranz waren. Einem stillen Herzensgebete vielleicht meistens mit Recht nicht trauend, hielten sie auf den Mechanismus des Lippengebets. Nach Beendigung der Messe wurden wir in den Speisesaal geführt, wo wir mit allen Divisionen zusammentrafen. Auf zwei gegenüberstehenden Kathedern

saßen zur Aufsicht der Präfect und der Unterpräfect. Die Glocke gab das Zeichen zum Gebet; nach dem Gebet war Frühstück. Dieses bestand in Milchsuppe oder einer andern Suppe, Miaffa genannt, deren Zusammensetzung mir unbekannt geblieben ist, zwischen welchen jeder die Wahl hatte. Weißbrot wurde reichlich aufgetragen. Während des Frühstücks durfte nicht gesprochen werden. Nur an bestimmten Festtagen war dieses erlaubt, dann bekamen wir auch Chocolade oder Kaffee, und zum Brote wurde Butter gereicht. Nach dem Frühstück wurden die einzelnen Divisionen der Reihe nach auf die Spielplätze geführt, um nach funfzehn Minuten zurück in den Studiensaal und nach Ordnen der Bücher um 8 Uhr in das Gymnasium oder Lyceum geleitet zu werden. Um 10 Uhr holte man uns von da wieder ab; von 10 bis halb 11 Uhr war Recreation, von 11 bis 12 Uhr Privatstudium oder Unterricht in der Musik, im Zeichnen und in den neuern Sprachen. Das Mittagsessen fand um 12 Uhr statt. Jeder hatte beim Eintritt in die Pension einen silbernen Löffel, Messer, Gabel und Becher zu gestellen. Ein Zögling v. S. aus Köln brachte einen Becher mit, welcher mit einem Bacchantenzuge in Basrelief geschmückt war; die Jesuiten nahmen diesen Becher in Beschlag und setzten einen andern glatten an seine Stelle. Das Essen war gut, bei einzelnen festlichen Gelegenheiten fein. In der ersten Division wurde für je zwei Mann eine halbe Flasche

schweizer Landwein aufgesetzt; die andern erhielten nur Wasser. Während wir aßen, las ein Pensionär von dem der Thüre gegenüber befindlichen Katheder aus einem Buche vor; ich habe viel davon gehört, selten etwas verstanden. Nach Tische war bis 2 Uhr Recreation auf dem Spielplatze oder in den Spielsälen. Dann gingen wir bis 4 Uhr wieder zur Schule. Nach derselben erhielt jeder, der Lust zu essen hatte, ein Stück Weißbrot; Obst, Chocoladentafeln und dergleichen Dinge, wie besonders die Franzosen sie lieben, konnte man sich dazu kaufen. Bis 5 Uhr war Recreation, dann bis 7 Uhr Studium, darauf Abendessen; dann in den einzelnen Studiensälen gemeinschaftliches Abendgebet mit Gewissenserforschung; um 9 Uhr gingen wir unter Stillschweigen hinauf in die Schlafsäle zu Bette.

Unsere Schlafstätten waren folgendermaßen eingerichtet. Von beiden Seiten der Eingangsthür aus alle Wände entlang waren kleine breterne aber festgezimmerte Verschläge errichtet, zwischen denen nur die Fenster frei blieben. In der Mitte des Saals, doch so, daß rund herum ein etwa fünf Fuß breiter Gang blieb, waren zwei Reihen ähnlicher Verschläge angebracht, sodaß man von den beiden Längsseiten des Saals zu den Thüren derselben gelangen konnte. In der Mitte zog sich eine dicke feste Breterwand hindurch, welche das ganze längliche Viereck in zwei Theile theilte. Zu jedem einzelnen

dieser etwa auf hundert sich belaufenden hölzernen Alkoven führte eine eigene Thür. Die Alkoven selbst waren nicht viel länger als die Betten, welche in denselben standen. Zwischen dem Bette und der gegenüberstehenden Breterwand, an der sich einige Haken zum Anhängen der Kleidungsstücke befanden, war ein etwa zwei Fuß breiter Raum; am Fußende des Bettes stand ein Nachttisch mit dem Waschgeschirr, über dem Kopfende war noch ein Bret zum Aufstellen kleiner Gegenstände angebracht. Die Höhe der Alkoven betrug sechs Fuß; ihre Decke bestand aus schmalen hölzernen Latten, welche ungefähr je zwei Zoll voneinander entfernt waren. Die Schlösser an den Thüren waren so eingerichtet, daß wir sie von innen nicht schließen konnten. Deshalb wurden sie funfzehn Minuten nach dem Schlafengehen von dem Surveillanten vermittelst eines eigenen Schlüssels abgeschlossen; öffnen konnten wir dieselben allerdings von innen, dies geschah aber jedesmal mit einem durch angebrachte Mechanik verursachten Gekrach. Alle diese Einrichtungen waren, wie man sieht, in der Absicht getroffen, daß niemand unbemerkt sein Cabinet des Nachts verlassen konnte; entweder wurden die an entgegengesetzten Enden des Saals schlafenden Surveillanten durch das beim Oeffnen der Thür entstehende Getöse wach und eilten herbei, oder bei ihren allnächtlich zwei auch wol dreimal stattfindenden Rundgängen bemerkten sie die offenstehenden Thüren. So waren denn Tag und Nacht alle

Zöglinge unter der wachsamen Obhut der frommen Väter; nicht die kleinste Ordnungswidrigkeit ereignete sich, ohne von denselben vermerkt zu werden.

In der Infirmerie wurden die Kranken der einzelnen Divisionen in ihren besondern Sälen streng voneinander getrennt gehalten, wiewol diese zusammenhingen. Sie wurden mit vieler Sorgfalt gepflegt; vielleicht behandelte man die aus Trägheit Kranken, deren es besonders unter den Franzosen nicht wenige gab, mit zu großer Schonung und Zartheit.

Die Unterrichtsanstalten der Jesuiten haben lange Zeit in dem Rufe gestanden, als ob sie bei ihren Zöglingen die glänzendsten Resultate zu erzielen vermöchten. Die Jesuiten selbst werden von manchen Seiten als Koryphäen in den Wissenschaften gepriesen und hoch erhoben. Indessen ist ihr Ruf in beiderlei Hinsicht sehr übertrieben. Der Jesuitenorden hat seit seiner Restauration wenige oder gar keine besonders hervorragende Capacitäten auf irgendwelchem Gebiete der Wissenschaft aufzuweisen. Die strenge Organisation des Ordens, die Gewandtheit, aus allem Nutzen zu ziehen, schlaue Berechnung, feine Manieren im Auftreten, richtige Auswahl geeigneter Individuen für die einzelnen Posten: diese Umstände haben den Jesuiten jenen unverdienten Ruf gesichert, zu dessen Ausbreitung gewiß nicht wenig ihre eigentliche ultramontane Ordenstendenz beiträgt, nach welcher sie nicht die Wissenschaften zu befördern, sondern

römische Herrschaft zu begründen und sich selbst zu Hauptträgern dieser Herrschaft zu machen suchen. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich der Ansicht bin, daß daher auch in den Erziehungsinstituten ihr Ziel und Streben zunächst darauf gerichtet ist, sich durch ein freundliches, anscheinend herablassendes und doch immer streng gemessenes Benehmen die Zuneigung und Hochachtung ihrer Zöglinge zu sichern, damit diese eine recht hohe Idee von dem sittlichen Wirken der frommen Väter mit ins Leben nehmen. Die wissenschaftliche Bildung bleibt oberflächlich; man bemüht sich, den Zöglingen die Meinung einzuimpfen, daß die nicht jesuitische Gelehrsamkeit nur Schein und Prunk sei, während man ihnen für gewöhnlich nichts als eben dieses Scheinwesen beizubringen sucht, und sie höchstens mit einer schlagfertigen Dialektik auszurüsten bemüht ist. Vorzüglich wird die Philosophie unter den Händen der Jesuiten gemishandelt. Schon an dem geringen Zeitmaß, welches dem häuslichen Studium gewidmet wurde, sieht man, wie es um unsere Ausbildung bestellt sein mußte. Ich war in meinem Vaterlande ein äußerst mittelmäßiger Obersecundaner, bestand aber meine Prüfung für die erste Gymnasialklasse in Freiburg, Rhetorica genannt, ganz gut. Es mag sein, daß ich in dem Jahre meines Aufenthalts daselbst nicht unfleißig gewesen bin; allein der Umstand, daß ich schon zu Ostern desselben Schuljahres der Beste der Klasse war und es auch späterhin blieb, daß ich bei der

Prämienvertheilung zu Ostern mit dem ersten Preise bedacht und zum Herbst sogar mit vier Prämien belohnt wurde, ist mir das sicherste Zeichen, daß die Jesuiten von ihren Schülern weder den angestrengtesten Fleiß noch ausgezeichnete Leistungen verlangen. Man halte, was ich sage, nicht für erheuchelte Bescheidenheit.

Die Unterrichtsanstalten befanden sich in den vom Pensionat etwa fünf Minuten entfernt liegenden Gebäuden, die zu dem eigentlichen Collegiat der Jesuiten gehörten. Es gab zunächst daselbst zwei Gymnasien, das deutsche und das französische; letzteres war an Frequenz das bedeutendere, es zählte mindestens dreimal so viel Schüler als das deutsche. Die Unterrichtsmethode in beiden Schulen war aber völlig dieselbe und ziemlich mangelhaft. An der Spitze des Unterrichtswesens stand der Pater Präfect. Für jede Klasse war nur ein Lehrer angestellt, welcher die sämmtlichen Lectionen darin zu ertheilen hatte. Der Präfect bestimmte gemeinschaftlich mit den Klassenlehrern die durchzunehmenden Pensa und Paragraphen; im übrigen stand ihm nur die Oberaufsicht über Zucht und Ordnung u. s. w. zu; in den Klassen selbst erschien er nur bei den halbjährigen Prüfungen. Er war ein eigentlicher Zuchtmeister. Während der Stunden vigilirte er in den Corridoren umher, oder er saß in seinem am Eingange des Gymnasialgebäudes angebrachten Kämmerlein, von wo aus ihm das Inspiciren durch die nach drei Richtungen

angebrachten Fensterchen erleichtert wurde. Er hörte Klagen der Lehrer und Schüler an, und entschied definitiv. Auch fiel es in den Kreis seiner Wirksamkeit, die Zahl der Stockhiebe zu bestimmen, welche den Schülern der untern Klassen bei schwerern Vergehen applicirt wurden. Die Hiebe wurden den kleinen Delinquenten in einem besondern Zimmer unter der Aufsicht des Präfecten vom Bidellus aufgezählt; diese Strafe kam jedoch selten vor, ich glaube in dem Jahre meiner Anwesenheit zweimal. Unter den Zeugnissen und Prämien fungirte der Name des Präfecten als der einer Hauptperson am ganzen Gymnasium.

Daß der Unterricht, zumal in den obern Klassen, unzulänglich und mangelhaft sein mußte, wird jedem einleuchten, der mit dem Schulwesen vertraut ist. Ein einziger Lehrer ertheilte in den Sprachen, in der Mathematik, Geschichte, Geographie, u. s. w. den Primanern Unterricht. Wir hatten einen Hannoveraner zum Professor; wenn ich etwa die lateinische Sprache ausnehme, so besaß er in keinem Lehrfache die Fähigkeit zum Unterricht in der obersten Klasse. Ich kann daher auch die Prima des Jesuitengymnasiums höchstens auf die Stufe einer preußischen Obersecunda stellen. Gelesen wurden Cicero, Livius, Virgil und Muret, der Jesuit und feine Latinist; im Griechischen Homer's Odyssee. Auf letztere mußte der Professor sich wol präpariren, denn er hatte die grammatische Erklärung auf einem

Zettel verzeichnet neben sich liegen. Wir versuchten es mehrmals, die eine oder andere Stelle, welche nicht zu der aufgegebenen Lection gehörte, als Parallele heranzuziehen, und überzeugten uns, daß er alsdann jedesmal stockte. Die deutsche Literatur kam übel weg. Klopstock's Messiade, Denis' Uebersetzung des Ossian, Mamoser's schlechte Schauspiele und eine von einem Franzosen herausgegebene Anthologie bildeten die einzige Lectüre, welche geboten wurde. Von den übrigen Fächern kann ich füglich schweigen. Das einzige, was mit besonders großer Vorliebe betrieben wurde, war die Rhetorik nach einem in lateinischer Sprache abgefaßten Leitfaden. Die Einrichtung, außer den schriftlichen deutschen Aufsätzen besonders den freien mündlichen Vortrag zu üben, dürfte sich sehr empfehlen. Dem Katheder des Lehrers gegenüber befand sich eine eigene zu diesem Zwecke angebrachte Rednerbühne. Von derselben herab wurde wöchentlich ein- auch zweimal über ein bestimmtes Thema eine freie Rede gehalten; die minder begabten und die Schüler der untern Klassen trugen auswendig gelernte fremde Aufsätze oder Gedichte vor. In unserer Klasse ereignete es sich wol dann und wann, daß einer aufgefordert wurde, aus dem Stegreif zu reden; einzelne brachten es darin zu einer förmlichen Fertigkeit.

Der Verkehr mit unserm Lehrer war ein sehr freundlicher. Ohne sich etwas zu vergeben, war derselbe, wie alle Jesuitenlehrer, sehr herablassend; Schimpfworte,

zornige Reden oder gar Ohrfeigen kamen in den Jesuitenschulen nicht vor. Die etwa nöthigen Strafen wurden durch Vermittelung des Präfecten vollzogen. Waren die Unterrichtsstunden vorüber, so verkehrte der Lehrer auf das freundlichste mit den Schülern; die große Kluft, welche hier zu Lande oft zwischen Lehrern und Schülern herrscht, war dort ausgefüllt; der hier oft völlig mangelnde zutrauliche Verkehr war dort häufig vorhanden, und nie habe ich seitens der Schüler Ungebührlichkeiten gegen den Lehrer wahrgenommen. Witzige Einfälle lieben die Jesuiten an ihren Zöglingen; selbst Freimüthigkeit, welche die Grenze der Dreistigkeit berührt, wird oft nicht geahndet. Ich will zwei Fälle der letztern Art erzählen, die sich in unserer Klasse zutrugen.

Die Schüler zerfielen in zwei Abtheilungen, die Pensionäre und die Externen; letztere waren Zöglinge, die in der Stadt Freiburg wohnten. Die Sitze beider Abtheilungen waren von einander getrennt, und der gegenseitige Verkehr streng verboten. Gegen die Externen, welche größtentheils den ärmern Ständen angehörten, zeigten die Jesuiten größere Strenge, besonders was ihr Leben außerhalb der Schule betraf; Wirthshausbesuch z. B. war aufs strengste verpönt. Einer unter ihnen wurde von dem Lehrer, ich weiß nicht wegen welchen Vergehens, zur Rede gestellt. Er benahm sich dabei empfindlich und gab das durch Grollen und äußere Geberden zu erkennen. Der Lehrer wurde ausnahmsweise

zornig und vergaß sich so weit, dem Schüler eine Strafe zu dictiren, wie sie den Jesuiten selbst von ihren Obern zur Uebung in der Demuth ertheilt wird. „Castella, stehen Sie auf und knien Sie dort nieder!“ Alle waren erstaunt; mir aber, einem Neuling in Israel, verging Hören und Sehen; ich traute meinen Sinnen nicht. Wird er Folge leisten? dachte ich. Eine zweite Aufforderung, und in der That, Castella erhob sich und kniete auf dem bezeichneten Platze nieder. „Ich will Ihren Hochmuth beugen; küssen Sie den Boden!“ Er küßte ihn. „Nochmals und nochmals.“ Und wieder und wieder senkte der Jüngling seinen Mund zum Fußboden hernieder. „Jetzt gehen Sie auf Ihren Platz!“ Da vergaß ich mich und sagte, in meinem sittlichen Gefühle verletzt, laut genug: „Das hätte ich nicht gethan.“ Der bereits wieder ruhige Jesuit wandte sich zu mir mit den Worten: „So würde man Sie entlassen haben.“ Die Sache ist damit erledigt gewesen, ich habe wenigstens nichts mehr darüber gehört.

Derselbe Lehrer hatte in Erfahrung gebracht, daß ich wider das Verbot dann und wann eine Cigarre rauchte. Eines Tags bestimmte er als Gegenstand der nächst bevorstehenden deutschen Disputation das Tabackrauchen. Ich wurde auserkoren, als Hauptredner gegen dasselbe aufzutreten, ein anderer Pensionär wurde zum Opponenten erwählt. Der bestimmte Tag kam; ich bestieg die Rednerbühne; an dem Lächeln des Lehrers

und der Schüler sah ich, wie man sich freute, mich, den Liebhaber des Tabacks, als unfreiwilligen Gegner desselben auftreten zu sehen. Ich begann ruhig meinen Vortrag und sprach von den Nachtheilen, welche der Taback dem Geldbeutel, der Gesundheit u. s. w. zufüge. Plötzlich aber schienen solche Worte nicht mehr von meinen Lippen zu wollen, ich durfte den Taback nicht mehr wider meine bessere Erkenntniß verleumden. Ich wurde burschikos inspirirt, pries Apollo, der uns Knaster den gelben präparirt, und versetzte mich nach Heidelberg in die Gesellschaft rauchender Studenten. Kurz, ich fing an, eine Lobrede auf den Taback zu halten. Diese nach gewöhnlicher Beurtheilung dreiste und unstatthafte Inversion hat mir das volle Lob des Lehrers eingetragen; alle Schüler, mit Ausnahme des etwas verblüfften Opponenten, lachten herzlich; der Aufsatz, den ich im Manuscript bei mir hatte, wanderte in den nächsten Tagen von Hand zu Hand.

Die studirende Jugend zur Sittsamkeit und zum Fleiße anzuspornen, dienen den Jesuiten die vielen religiösen Andachten in und außerhalb der Schule, die öftern Zwangsbeichten und besonders die Sodalitäten als Hauptmittel. Durch Ertheilen von Auszeichnungen und Prämien suchen sie aber auch Ehrgeiz und Eifersucht zu wecken; davon später. In den beiden obern Gymnasialklassen bestand eine gemeinschaftliche Akademie, d. h. ein Verein von Jünglingen, die durch Talent,

Fleiß und Frömmigkeit hervorragten. Präfect dieser Akademie war der Klassenlehrer; derselbe hatte aber nur Beaufsichtigung zu üben. Präses war ein von den Mitgliedern gewählter Schüler, ebenso wurden der Scriba und die beiden Assistenten von den Schülern selbst gewählt. Der Präses war als Kritiker der akademischen Leistungen mit gleicher Machtvollkommenheit versehen, wie etwa der Lehrer in seiner Klasse. Die Akademie hatte unter seiner Leitung, aber unter steter Oberaufsicht des Professors, regelmäßige Zusammenkünfte, in denen jeder die Producte seines Genies vorbringen konnte. Es kamen oft recht gelungene Aufsätze und Gedichte zum Vorschein. Ich wurde in unserer Klasse zum Präses der Akademie gewählt, darf aber hinzufügen, daß ich mir auf diese Wahl nichts einbilde. Ob auf dem französischen Gymnasium mehr geleistet wurde als bei uns, kann ich nicht sagen. Der Umstand, daß Schüler der ersten Klasse bei Anfertigung ihrer Arbeiten einigemal ihre Zuflucht zu mir nahmen, spricht dafür, daß es dort nicht besser aussehen mochte als hier. Ueber den am Lyceum in der jesuitischen Philosophie und Theologie ertheilten Unterricht schweige ich, weil ich mir darüber aus persönlicher Anschauung kein Urtheil bilden konnte, dann aber auch, weil ich bei der Schilderung meines Aufenthalts in Rom Gelegenheit haben werde, auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Jede Division hatte ihren eigenen Spielplatz. Der

unserige lag zunächst am Ausgange des Hauses, über denselben hinweg führte der Weg zu dem tiefer gelegenen Platze der zweiten Division; den Spielplatz der dritten bildete der zwischen dem nördlichen und südlichen Flügel des Hauses liegende freie Raum. Es war ein fröhliches Leben auf diesen Plätzen. Wenn wir in Reihe und Glied das Haus verlassen hatten, und das Zeichen „Rührt euch“ mit der Klingel gegeben war, so stürmten wir auf das Geländer zu, welches den Platz an der einen Seite einfriedigte, wo derselbe steil abschüssig war. Am Fuße dieses kleinen Abhangs zog sich eine schöne Lindenallee hin, in deren Mitte auf einer Erhöhung unter einem Baldachin ein großes Standbild der Mutter Gottes errichtet war. Wir knieten an dem Geländer nieder, verrichteten ein kurzes stilles Gebet, und begannen die verschiedensten Spiele und Unterhaltungen, wobei die beiden Surveillanten Wache hielten und bald hierhin bald dorthin gingen. In der guten Jahreszeit waren das Ball- und das Ballonspiel am meisten beliebt, in welchem die Engländer sich besonders hervorthaten. Es war ein buntes Durcheinander, und selbst die steifen Holländer, die meistens in unzerstörbarem Gleichmuth auf und ab spazierten, trugen dazu bei, den Anblick des Ganzen anziehend zu machen. War aber schlechtes Wetter, so flüchtete alles unter die große, weite Galerie, die den dem Geländer gegenüber liegenden Theil des Platzes abgrenzte. Viele eilten in die Billardsäle. Das Billard-

spiel war das Lieblingsspiel des heiligen Ignatius, also auch uns vorzugsweise gestattet. Andere ergriffen das Fleuret, um, Brust und Hand gesichert, ihre Fechtkünste zu versuchen; andere gingen in die hinter der einen Seite des Hauses befindliche Reitschule, wo unter der Aufsicht eines ehemaligen Stallmeisters des letzten Bourbonenkönigs Unterricht in dieser edeln Kunst ertheilt wurde. Ueberall freilich traf man Jesuiten als Wächter an.

Im Winter wurde auf dem Spielplatz ein russischer Berg aufgezimmert, ein hölzernes mit Bretern belegtes Gerüst, welches etwa zwanzig Fuß hoch war und ziemlich steil abschoß. Es wurde abends mit Wasser begossen, sodaß wir am folgenden Tage die Fläche mit einer Eisdecke überfroren fanden. Gleichzeitig wurde am Fuße des Bergs bis an die unterste Grenze des Platzes hin eine Eisfläche gebildet. Vermittelst einer Treppe bestieg man diesen Berg, um auf kleinen niedrigen Schlitten mit Blitzesschnelle die Fahrt bis an den untern Theil des Hofraums zu machen, an dessen Geländer große Strohsäcke angebracht waren, um etwaige Verletzungen beim Anrennen zu verhindern. Oft zog ein Schlittenfahrer eine lange Reihe von Kameraden, die einander angefaßt hatten, hinter sich mit hinunter. Eine andere sehr geräumige künstliche Eisfläche war neben dem Berge angelegt und für die Schlittschuhläufer bestimmt. Die es vorzogen, sich zu ergehen, fanden unter der Galerie sowie auf einem freigelassenen Seitenwege hinreichend Raum.

Diese Galerie bildete die Fronte eines nach schweizer Art aus Holz errichteten länglichen und sehr geräumigen Gebäudes. In dem untern Theile desselben befand sich ein großer Saal, in welchem eine stattliche Bühne aufgeschlagen war; dieselbe diente zur Aufführung von Schauspielen, Concerten, zu Prämienvertheilungen u. s. w. In den obern Räumen waren Zeichen- und Musiksäle. An zwanzig Musiklehrer ertheilten Unterricht auf den verschiedensten Instrumenten; sie selbst und eine ausgewählte Schar tüchtiger Zöglinge bildeten ein Orchester, das mehr als Gewöhnliches leistete. Jährlich fanden etwa sechs bis sieben Concerte in dem obigen Saale statt, denen alle Zöglinge beiwohnten. Nicht selten geschah es, daß bei festlichern Mahlzeiten plötzlich vom Hofe her die herrlichste Musik zu den Tafelfreuden erschallte. Besonders war es ein gut arrangirtes Potpourri, welches die Zöglinge elektrisirte. Die Composition enthielt die Nationalmelodien der verschiedenen Völker. Da applaudirten die Franzosen, die Engländer erhoben sich, die Polen wurden unruhig, der Russe trank erregt sein Glas leer. Alle Nationen kamen an die Reihe, nur wir Deutschen nicht; kein Preußenlied, kein „Gott erhalte Franz den Kaiser“, kein Lied vom deutschen Vaterland erklang. Aus den Mitgliedern des Orchesters wurde ein besonderer Chor für die Militärmusik ausgewählt.

Wir machten wöchentlich an den freien Nachmittagen

auch während des Winters längere Spaziergänge. Je drei und drei Mann konnten sich nach Belieben zusammenthun, und so zogen wir durch die Stadt, eine Strecke vor das Thor hin, der erste Surveillant voran, der zweite hinterdrein. Ein Zeichen mit der Glocke erlaubte uns, durcheinander zu laufen; jedoch aus dem Gesichtskreise beider Jesuiten durfte sich keiner entfernen. In Ordnung ging es wieder zur Pension zurück. Außer diesen Spaziergängen, zu denen noch außerordentliche kamen, machten wir im Sommer alle Donnerstage des Morgens nach dem Frühstück einen Ausflug nach der Villa Belfaux, wo wir den ganzen Tag zubrachten, da an demselben die Lectionen ausgesetzt wurden. Bei solchen Ausflügen waren wir mit unserer Sommeruniform bekleidet. Dieselbe bestand aus einer dunkelgrünen Mütze mit großem Deckel, auf dessen Mitte ein breiter platter Sammtknopf angebracht war, weißem Halstuche, schwarzer Weste und Hose und einer weißen Bluse mit breitem blauen Gürtel. Die Festtagsuniform, die an allen Feiertagen getragen werden mußte, war dieselbe mit der Ausnahme, daß an die Stelle der Bluse ein blauer Frack mit schwarzem Sammtkragen und gelben Knöpfen trat. Lustig zogen wir zu einem Seitenthore hinaus, um uns auf dem geräumigen Platze vor der Vorderfronte des Hauses aufzustellen. Unmittelbar am Eingange des Hauptthors stand der Musikchor. Die Thorflügel wurden geöffnet, der Fähnrich erschien mit

der großen flatternden Fahne, von zwei Adjutanten begleitet. Diese drei, sowie der ganze Musikchor, trugen zu der Uniform blaue Tschakos mit weißen Federbüschen. Die Fahne wurde mit einem Tusch empfangen, und dann zogen wir, an der Spitze die Musik mit dem Schellenmond und der großen Trommel, in militärischem Schritte auf einem Umwege mitten durch die Stadt nach Belfaux. Daß es an Zuschauern nicht fehlte, versteht sich.

Die geräumige große Villa bot alles dar, was ländliches Vergnügen bereiten kann. Haupt- und Nebengebäude waren aus Holz gezimmert; jenes enthielt außer den Räumen für die Vorsteher der Pension, den Verwalter u. s. w., die Küche, den großen Speisesaal, die Kapelle und die großen Schlafsäle für die während der Ferienzeit zurückbleibenden Zöglinge. Die Nebengebäude dienten zum Billardspiel, ein kleiner Saal zur Aufführung von Charaden, Vaudevilles u. s. w., wie sie die Franzosen lieben, und wie sie öfters improvisirt wurden. Turnplätze mit den nöthigen Geräthen fehlten nicht; auch war ein großes Bassin zum Baden hergerichtet. An dem obern Ende des einige hundert Fuß langen Teiches stand auf einem hohen Sockel die Statue des heiligen Johannes von Nepomuk, dem Gott das Amt eines Schutzpatrons derjenigen übertragen hat, welche sich dem nassen Elemente anvertrauen, weil er selbst in der Moldau ertrunken ist. Auf beiden Seiten neben dieser Statue waren Sprungbreter angebracht. Auf der

rechten Seite des Teichs standen dreißig bis vierzig verschlossene zum Entkleiden der Badelustigen bestimmte Häuschen. Etwa ebenso viel Mann wurden an das Bassin geführt. Dort knieten sie zunächst um den heiligen Nepomuk nieder und flehten dessen Beistand an; dann ging man in die Badehäuschen. Damit die Schamhaftigkeit nicht verletzt würde, waren die aus grauem Leinen verfertigten Badehosen so weit, daß die Körperformen sich nur im Allgemeinen ausprägen konnten; dazu reichten sie bis an den Hals und ließen nur den Kopf und die Arme frei; nach unten hin gingen sie bis an die Knie. Den Nichtschwimmern waren die seichten Stellen des Teichs bezeichnet. Zwölf Minuten hielt man sich im Wasser auf, dann ertönte die Glocke, damit sich jeder bereit hielte, auszusteigen. Bei dem folgenden Zeichen mußten alle heraus; nach dem Ankleiden wurde an den getreuen Nepomuk ein Dankgebet gerichtet und dann der Zug zur Division zurückgeführt, um einem folgenden Platz zu machen. Das Wasser war köstlich frisch und erquickend, denn es wurde direct von den benachbarten Bergen in den Teich geleitet. An den Nachmittagen machten die einzelnen Divisionen mit ihren Surveillanten größere Spaziergänge. Auf den weiten prächtigen Triften, in dem Schatten, den der angrenzende Wald auf das prangende Grün warf, wurden großartige Ballspiele u. s. w. angestellt. Nicht selten überraschte man uns auf einem größern Bauerhofe mit einer ländlichen Mahl=

zeit. Da gab es Kaffee mit Brot, Butter und Honig, Käse, kalte gebratene Hühner mit Salat und Eiern, und einmal auch Spanferkel. Letztere verursachten einem äußerst gierigen Ungar zwar große Freude, doch konnte er nicht soviel davon essen, als er wünschte, weil er auf dieses Gericht nicht mehr gezählt und vorher schon weidlich zugelangt hatte; übrigens aber verzehrte er doch noch größere Portionen davon als irgendein anderer. Zuweilen trieben wir auf der Villa auch solche Spiele, wie sie bei unsern deutschen Volksfesten gebräuchlich sind: Sacklaufen, brennende Kerzen Tragen u. s. w. Der Preis bestand gewöhnlich in einer Ente, Gans und dergleichen, welche der glückliche Sieger mit seinen fünf Tischgenossen bei der Mahlzeit zu verzehren pflegte. Gegen Abend wanderten wir wieder nach Freiburg; kurz vor dem Thore wurde Halt gemacht; in derselben Ordnung und auf demselben Umwege zogen wir unter klingendem Spiel durch die Stadt zum Pensionat zurück.

Einigemal im Sommer wurden größere Ausflüge in die umliegenden Gegenden vier bis sechs Stunden weit unternommen; morgens, wenn der Tag kaum graute, brachen wir in Uniform auf. Wir wurden mit allen schönen Partien des freiburger Cantons bekannt gemacht, und litten dabei nie Hunger oder Durst. Die zweite und dritte Division wurde von solchen weitern Ausflügen meistens ausgeschlossen. Ich erinnere mich, wie wir einmal des Morgens etwa gegen 3 Uhr auswanderten.

Es galt, den Sonnenaufgang von der Höhe eines Bergs anzusehen. Gegen 4 Uhr langten wir am Fuße desselben an und fanden ein reichliches Frühstück aufgetischt; die leckern Franzosen steckten allen übrig gebliebenen Zucker in die Taschen ihrer Blusen. Unter Anführung eines kundigen Landmanns stiegen wir den Berg hinan. Seine Mahnung, nicht voraus zu eilen, wurde von einigen jener Franzosen wenig beachtet, ihre Courage war zu groß. Wir mochten etwa eine Stunde lang gegangen sein, als wir die voreiligen Söhne der großen Nation ermattet am Boden fanden. Nun folgten sie mit Mühe und Noth dem Zuge in einiger Entfernung nach. An Sennhütten, weidenden Kuhheerden und jodelnden Hirten vorüber gelangten wir höher und immer höher. Wir kamen durch dichte Nebel oder Wolken, und befanden uns endlich an dem Gipfel des Bergs, der, frei von Dünsten, noch zu erklimmen war. Nun fingen die zu unsern Füßen lagernden unabsehbaren Nebelschichten an, sich allmählich zu röthen, bis endlich die aufgehende Sonne durchbrach; ein prachtvolles Schauspiel. Die Dünste zerstreuten sich, und die herrlichste Landschaft lag vor unsern Augen: Bergkuppen, Wälder, Seen, Dörfer und Städte. Beim Hinabsteigen löschten wir dann und wann an den klaren aber überaus kalten Quellen unsern Durst, indem wir das Wasser mit unserm ledernen Trinkgefäße, Cocco genannt, schöpften. Die Franzosen wollten sich den Trunk versüßen, aber ach, der vom

Nebel erweichte Zucker kam nur in Gestalt einer klebrigen, unangenehmen Masse aus ihren Taschen. Sie wurden tüchtig ausgelacht. Auf dem Wege erquickten wir uns auch an den reichlich umherstehenden Heidel- und Erdbeeren.

Ein Hauptvergnügen der Zöglinge bestand in der Aufführung von Schauspielen, welche mehrmals im Jahre stattfand. Alle Gattungen der dramatischen Poesie kamen zur Aufführung, sogar die Oper fehlte nicht. Einzelne Stücke waren Originale, andere waren so umgeändert, daß man die Frauenrollen ausgeschieden oder durch einen Chorus ersetzt hatte. Die Ausführung der Stücke, die Costümirung, die Scenerie hätte manchem Theater mittlern Ranges keine Schande gemacht. Oefter wurden der Magistrat und angesehenere Bewohner der Stadt Freiburg, ja sogar der Bischof eingeladen, die nicht unterließen zu erscheinen. Die Externen feierten ihre Schauspiele in der Aula des Lyceums; wir hatten Zutritt zu denselben, das Umgekehrte war seltsamerweise nicht der Fall.

Wußten die Jesuiten auf diese Weise allen Zöglingen, deren Ansprüche nicht über die Gebühr gingen, das Leben angenehm zu machen, so verstanden sie es auch gleichzeitig, sie in einer solchen Weise zu beherrschen, daß der Zügel nur wenig fühlbar wurde. Eigenthümlich war es, daß sie eine Unterredung zwischen nur zwei Zöglingen ohne besondere Erlaubniß nie duldeten; sie ver-

langten, daß mindestens immer drei sich unterhielten. Einmal mochte sie zu dieser Maßregel der Umstand bewegen, daß die erregbaren Franzosen leicht in sinnliche Knabenliebe verfallen; es wurden während meines Aufenthalts in der Pension zwei Zöglinge aus diesem Grunde entlassen; dann aber sind die Jesuiten in ihrer kosmopolitischen Tendenz geschworene Feinde von allen Particularfreundschaften, wie sie es nennen. Und sicher ist obige Bestimmung nicht unwichtig, um den Gemeingeist rege zu halten. Wenn sie daher bemerkten, daß auf den Spaziergängen oder sonst dieselben drei Mann sich zu oft zusammenfanden, so wurde ein solches Kleeblatt sofort getrennt.

Die Anspornung des Ehrgeizes ist ein anderes Mittel ihrer Herrschaft über die Geister. Alle Monate fand vor dem versammelten Hauspersonal in dem Schauspielsaale Prämienvertheilung statt. Aus jeder Klasse erhielten drei Schüler, welche sich durch Fleiß und Sittsamkeit ausgezeichnet hatten, eine Belohnung. Dieselbe bestand in einem kleinen silbernen Palmzweig an weißem, blauem und rothem Bändchen. Erst mußten das weiße und das blaue Bändchen der Reihe nach errungen sein, ehe man mit dem rothen geschmückt wurde. Die Palmen mußte man nach acht Tagen wieder abgeben. Die Bändchen trug man als Abzeichen bis zur nächsten Prämienvertheilung im Knopfloch. Der Pater Rector selbst spendete diese Belohnungen; Musik durfte dabei nicht

fehlen. Jedes Ostern, sowie am Schlusse des Schuljahrs fand eine Prämienvertheilung von Büchern in der großen Kapelle des Hauses statt. Der Bischof und die Noblesse der Stadt wurden dazu geladen, ersterer theilte die Bücher eigenhändig aus. Die Feier wurde mit einem Gottesdienste angefangen und beschlossen. Ferner wurde in allen drei Divisionen eine besondere Jahresprämie ertheilt, welche in einem prachtvoll gebundenen Werke bestand. Die Wahl des mit dieser Auszeichnung zu Beglückenden lag theilweise in dem Willen der Zöglinge. Wir hatten auf einen Zettel die Namen derjenigen drei Zöglinge zu verzeichnen, die wir für die würdigsten hielten. Stimmenmehrheit entschied, bei etwaiger Stimmengleichheit gab der Rector den Ausschlag. Uebrigens machten die Jesuiten die Namen der Aufgeschriebenen nicht bekannt. Da über zwei Drittel der Zöglinge aus Franzosen bestand, so war es kein Wunder, daß der würdigste fast jedesmal ein Franzose blieb. Auch am Lyceum gab es zu Ostern und Michaelis Prämien. Der Bischof, die Magistratsmitglieder und sonstige Standespersonen waren bei der Ertheilung zugegen, um den Auserwählten nach der Reihe die Prämien zu reichen und das Ordensband anzulegen. Wer in drei Fächern prämiirt wurde, war dabei so glücklich, mit einem Tusch begrüßt zu werden, den die Zöglinge nach schweizer Sitte mit einem donnernden Füßestampfen zum Zeichen ihrer freudigen Beistimmung begleiteten.

Außer den geringern, etwa in Abschreiben und dergleichen bestehenden Schulstrafen gab es für die untern Klassen noch Stockhiebe, sonst gleich schwere Carcerstrafe oder Relegation. Auch in der Pension waren verschiedene Arten von Strafen üblich, die aber äußerst selten zur Vollziehung kamen. Für die erste Division galt ein öffentlich im Studiensaal ertheilter Verweis schon als eine schwere Strafe; körperliche Züchtigung war bei derselben ausgeschlossen. Einsperrung bei schmaler Kost kam einmal in dem Jahre meiner Anwesenheit vor. Fruchteten bei ältern Zöglingen Ermahnungen nicht, so wurden sie alsbald fortgeschickt; dieser Fall ereignete sich öfter. Die Zöglinge der andern Division empfingen Verweise im Speisesaal und mußten an einem Tische allein essen. Die Execution der Stockhiebe fand in eigenthümlicher Weise statt: der kleine Delinquent wurde von dem Präfecten hinauf in ein dunkles Kämmerlein geführt, welches auch als Carcer diente; ein Diener, welcher eine Maske trug, ertheilte auf Commando des Präfecten die Hiebe. Die Maske sollte jenen unkenntlich machen, damit der Sträfling ihn unter den vielen Domestiken nicht wieder herausfände und sich vor ihm nicht zu schämen hätte.

In dem Zuerkennen von Strafen beobachteten die Jesuiten oft Maximen, welche unsern Pädagogen unrichtig vorkommen dürften. Wir gingen innerhalb des Hauses immer in Reihe und Glied. Unmittelbar hinter mir

hatte ich einen schiefbeinigen kleinen Franzosen; derselbe war sehr hämischen Charakters und trat mich nicht selten wie aus Versehen auf die Fersen. So oft ich mich dann unwillig umsah, sprach er mit anscheinend aufrichtiger Miene ein obligates „pardon, Monsieur!“ Ein Landsmann aus J. machte mich aufmerksam, daß die Tritte absichtlich erfolgten, und daß die andern schon oft über meine deutsche Einfalt gelacht hätten. Als ich mich in dem nächsten Falle der Art wieder umdrehte und das pardon, Monsieur! des Franzmännleins vernommen hatte, gab ich ihm einen derben Backenstreich mit den Worten: „pardon, Monsieur!“ Der kleine Kerl wollte an mich heran, aber schon war der Surveillant herzugeeilt, der ihn der Wiederholung meiner deutschen Replik entzog. Sofort wurde ihm ein anderer Platz angewiesen. Der Präfect untersuchte die Sache und ertheilte dem Franzosen öffentlich einen derben Verweis; ich ging trotz meiner Selbsthülfe ungestraft aus. Derselbe Franzose saß mit dem schon früher erwähnten gierigen Ungar zu Mittag an einem Tisch. Die Diener mußten der Reihe nach heute diesem, morgen dem folgenden die Schüssel zuerst reichen. Einst hatte der Ungar das Glück, die zinnerne mit Kartoffeln und Sauce gefüllte Schüssel zuerst zu erhalten. Er hielt dieselbe so schräg, daß, während er Kartoffeln nahm, gleichzeitig die Brühe im Strom auf seinen Teller floß. Darüber ward der kleine Franzose so entrüstet, daß er mit einem „prenez tout,

cochon!" der Schüssel einen heftigen Stoß versetzte. Eine Menge Kartoffeln fielen auf den Teller des Ungars und die Brühe bespritzte sein Gesicht. Erzürnt nahm er die Schüssel, schüttete den ganzen Inhalt über den Kopf des Franzosen und stülpte sie ihm umgekehrt aufs Haupt. Ein homerisches Gelächter schallte durch den Saal. Präfect und Unterpräfect läuteten zur Ruhe, aber erst nachdem solches zweimal vergebens geschehen war, stellte sich dieselbe wieder her. Währenddeß hatte der Franzose den Saal verlassen. Der Ungar aß mit Appetit weiter, wie wenn nichts vorgefallen wäre. Die später eingeleitete Untersuchung mit Zeugenverhör fiel wieder ungünstig für den Franzmann aus. Er durfte drei Tage lang nicht mit zu Tische gehen, dem Ungar geschah nichts.

Die größte Strafe war die Relegation. Hatte ein Zögling sich Vergehen zu schulden kommen lassen, die bei den Jesuiten für schwer galten, oder wollte er überhaupt trotz aller Ermahnung nicht recht einschlagen, so wurde ganz im stillen seine Entlassung beschlossen. Die Angehörigen erhielten davon Kenntniß mit dem Bemerken, daß der Zögling an einem festgesetzten Tage das Institut zu verlassen habe. Ihrem Ermessen wurde anheimgegeben, ob ein Jesuit ihn begleiten solle, ob sie ihn abholen wollten, oder ob er allein zu reisen habe. Nachdem alles vorbereitet, auch die Sachen in der Stille gepackt worden waren, wurde dann der oft wie aus den

Wolken fallende Verurtheilte zum Pater Rector beschieden, und ihm der Befehl zur sofortigen Abreise mitgetheilt. Er durfte nicht einmal von seinen Mitschülern Abschied nehmen. Einmal ereignete es sich, daß, als wir zum allgemeinen Spaziergange aus dem Thore traten, mein dritter Compagnon vom Portier mit den Worten angehalten wurde: „Pater Rector verlangt Sie zu sprechen.“ Bei der Rückkehr rief der über seine Entlassung vergnügt scheinende Franzose uns aus der Diligence seinen Abschiedsgruß zu; ein Jesuit begleitete ihn.

Ein wesentliches Mittel zur Beherrschung und Leitung der großen Schülerzahl fanden die Jesuiten in den eingeführten religiösen Gebräuchen. Täglich mußten alle Zöglinge der Messe beiwohnen, der übrigen sich oft wiederholenden täglichen Gebetsübungen nicht zu gedenken. Bei allen feierlichen Gelegenheiten aber war der Gottesdienst in einer so sinnenreizenden Weise eingerichtet, daß ihm ein bezaubernder Eindruck auf jugendliche Gemüther kaum abgehen konnte. Stattliche Zöglinge aus allen drei Divisionen bildeten den Levitenchor; es war ein Vorzug, zu demselben zu gehören; an gewissen Tagen hatten sie ihre besondern Gouters. In der Kirche erschienen sie in langen rothen Talaren, mit Weihrauchfässern u. s. w. am Altare, in der Mitte der Ceremonienmeister, der alle die Verbeugungen und ähnlichen Dinge leitete. Ein Meer von Kerzen umstrahlte den Altar. Auserwählte Sänger- und Musikchöre begleiteten den Gottesdienst,

den ein hochstehender Jesuit oder auch wol der Bischof selbst abhielt. Alle Monate wenigstens einmal mußte jeder Pensionär beichten. Vermittelst abzugebender Beichtzettel wurde die Ausübung dieser Vorschrift streng controlirt. Die Marienandachten waren vorwiegend. In der großen Kapelle wurde im Altar der Mutter Gottes ein Stücklein von ihrem Hemde zur Verehrung aufbewahrt. Am Fußgestell des Marienbildes standen die Worte: Mariae immaculatae conceptioni, welche eine doppelte Uebersetzung zulassen, die eine im Sinne der unbefleckten Empfängniß, wiewol dieselbe damals noch nicht zum Dogma erhoben war.

In allen drei Divisionen bestanden besondere Bruderschaften oder Congregationen: in der dritten die Congregation zu den heiligen Schutzengeln, in der zweiten die zum heiligen Aloysius, in der ersten die zur heiligen Mutter Gottes. An der Spitze der letztern, der Congregatio B. M. V., d. i. Beatae Mariae Virginis, stand der Pater Minister, ihm zur Seite der Präses, die Assistenten, die Lectoren u. s. w., sämmtlich Zöglinge der Anstalt. Die Congregation hatte ihre besondern Andachten in ihrer eigenen kleinen, aber äußerst elegant geschmückten Kapelle. Die Vorsteher kamen alle vierzehn Tage zusammen, um über den Zustand der Congregation, die Aufnahme neuer Mitglieder u. s. w. zu berathen. Für gewöhnlich fanden allgemeine Versammlungen der ganzen Congregation alle Monate einmal in der Kapelle statt. Außerordentliche Sitzungen wurden selten gehalten;

die nicht unbedeutenden Kosten wurden durch die in wiederholten Collecten eingezahlten Beiträge der Mitglieder gedeckt. Durch diese Beiträge wurde auch der Schmuck der Kapelle unterhalten; alles strahlte in Damast, Seide, Sammt und Vergoldung; kostbare Teppiche bedeckten den Fußboden, Altar und Muttergottesbild waren schön und kunstgerecht. Wollte jemand in die Congregation aufgenommen werden, so mußte er zunächst drei Monate lang in der Pension gewesen sein. Während dieser Zeit, in welcher der Präses, die Assistenten und Mitglieder der Congregation ihn genau beobachteten und erforschten, mußte er sich gut geführt haben. Die Anmeldung geschah bei einem der Assistenten. Diese entschieden im Verein mit dem Pater Minister und dem Präses über die Annahme oder Ablehnung derselben; der Pater Minister gerirte sich übrigens in allen Dingen nur als Tribun, der sein Veto einzulegen hat. Wurde die Anmeldung angenommen, so machte man sie der Congregation bekannt, damit innerhalb vierzehn Tagen jeder seinen etwaigen Einwand gegen die Aufnahme geltend machen konnte. Wurde während dieser Frist keine Einsprache erhoben, so schritt man zur Abstimmung vermittelst Abgabe von Stimmzetteln, welche mit der Namensunterschrift der Stimmenden versehen sein mußten. Eröffnet wurden sie vom Präses und den Assistenten, welche die Stimmen zählten und dann die Zettel dem Pater Minister einhändigten. Zur Aufnahme war ab-

solute Stimmenmehrheit erforderlich. Erlangte der Candidat dieselbe, so wurde ihm solches durch einen der Assistenten mitgetheilt, welche ihn auch bei nächster Versammlung als Novizen in die Congregation einführten. Die Probezeit war unbestimmt, durfte sich aber nicht über drei Monate ausdehnen. Während derselben wohnte der Candidat nur den zu gottesdienstlichen Zwecken, als Anhören der Messe, Communion, Absingen der Psalmen u. s. w. bestimmten Versammlungen bei. Sein Betragen wurde fortan einer besonders strengen Controle seitens aller Bruderschaftsglieder unterworfen, die in ihren Zusammenkünften darüber offen zu berichten hatten. Ließ er sich nichts zu schulden kommen, so erfolgte seine feierliche Aufnahme als Mitglied der Congregation. Nach Anhörung der Messe und einer Exhortation seitens des Pater Minister knieten die Aufzunehmenden mitten in der Kapelle nieder. Nachdem sie geschworen, Maria zu verehren und gleiche Verehrung von allen ihren zukünftigen Untergebenen zu fordern, wurden sie von dem Präses mit Handschlag und Umarmung in den Bund aufgenommen, und empfingen dann aus der Hand des Pater Minister die geweihte Hostie zur Besiegelung ihres Schwurs. Die Mitglieder dieses großen Bundes überwachten sich gegenseitig. Jede Gesetzesübertretung und unfromme Aeußerung wurde nun nicht „rapportirt", sondern in den Versammlungen der Congregation vor dem gegenwärtigen Jesuitenminister aus Gewissenspflicht des

Eides wegen zur Anzeige gebracht. Es war gewissermaßen entehrend, nach längerm Verweilen in der Pension nicht Mitglied der Congregation zu sein; nur einzelne schlossen sich hartnäckig ab gegen alle Zureden, die Aufnahme nachzusuchen, und ertrugen die scheelen Blicke ihrer frömmern Mitschüler; nur etwa zwanzig blieben der Congregation fern, weil sie trotz ihres Wunsches keine Aufnahme finden konnten.

Aber die Congregatio B. M. V. genügte den frommen Vätern noch nicht. Es gab noch eine andere dem Mariendienst gewidmete Bruderschaft unter den Zöglingen, die Congregation vom heiligen Scapulier, in welche nur auserwählte und erprobte Pensionäre von reiferm Alter aufgenommen wurden. Diese Bruderschaft gehört ihrer geistlichen Verbindung nach zum Orden der Karmeliter, die über ihren weißen Talar vorn und auf dem Rücken herabhängend einen breiten schwarzen Tuchstreifen tragen, welcher den Namen Scapulier führt. Für die erwähnte Bruderschaft hat man diesen Streifen dahin beschnitten, daß er jetzt nur noch aus zwei viereckigen Läppchen von der Größe eines Quadratzolls besteht, welche durch Bänder zusammenhängen und unter den Kleidern so zu tragen sind, daß das eine Läppchen auf die Brust, das andere auf den Rücken fällt. Unter Gebetsformeln und Einsegnung sowie Besprengen mit Weihwasser geschah die Aufnahme in diesen Bund. Man hatte dann weiter nichts zu thun, als von dem Tage an

die zwei Läppchen zu tragen und zu sorgen, daß der Talisman nicht abfiel. Deshalb konnte das Scapulier von Zeit zu Zeit durch ein neues ersetzt werden, denn die Weihe haftete an der Person. Außerdem mußte man alle Tage eine bestimmte Anzahl Ave Maria sprechen, und damit war alles abgethan. Ueber Ursprung und Zweck dieser Bruderschaft belehrt uns der Pater Maurel in einem zu Lyon mit Genehmigung des Erzbischofs vor wenigen Jahren erschienenen Buche, in welchem ich also lese: „Die Verehrung, welche wir unserm Ordensgewande zollen, schreibt sich auf eine glänzende Erscheinung der Mutter Gottes zurück, mit welcher der Ordensgeneral der Karmeliter, der heilige Simon Stock, am 16. Juli des Jahres 1251 zu Cambridge in England begnadigt wurde. Die heilige Jungfrau weihte ihm ein Ordensgewand, das sie in ihren Händen hielt, und sprach: „Mein Sohn, nimm dies Gewand als Zeichen meines Ordens und zum Schutz gegen alle Gefahren. Jeder, der mit diesem Gewande bekleidet stirbt, wird der höllischen Verdammniß entrinnen.“ Gemäß dieser Offenbarung glauben wir, daß alle, die das Glück haben, im Augenblicke des Todes unser Ordensgewand zu tragen, bei Gott begnadigt und von dem ewigen Feuer erlöset werden. Ja, um gewiß zu sein, daß man selig sterben werde, muß man zu unserer Bruderschaft gehören, das Ordensgewand tragen und es im Augenblicke des Todes um sich haben: weiter ist

nichts nöthig zur Seligkeit. Man kann zwar auch ohne unser Ordensgewand in den Himmel kommen, aber trotzdem ist allen ein sicherer Reisepaß auf dem Wege in die Stadt der Auserwählten u. s. w." Wie beglückt fühlten wir uns, aus der Hand unserer besorgten Väter solch ein Schutz- und Trutzmittel wider die Hölle zu erhalten! Ich habe mich nie schlafen gelegt, ohne mich zuvor zu überzeugen, daß beide Scapulierläppchen noch fest an ihren Bändern hingen.

Die Jesuiten hatten bei dem allen wol nur den Zweck, unsere Phantasie zu erregen und uns einen Schatz von Geheimnissen ahnen zu lassen, zu welchem sie den Zugang öffnen könnten. Damit aber ein solches Arcanum wider die höllischen Brandwunden uns nicht veranlasse, sündhaft zu leben, so ermahnten uns die Väter, trotz dieser Sicherheitsmaßregeln fromm und rechtschaffen zu sein, unter Vorhaltung folgender abschreckender Historie, die ich mehrmals als unzweifelhafte Thatsache und mit solchem Ernste habe vortragen hören, daß ihr Schluß uns mit nicht geringem Schauder erfüllte. Ein Jesuitenzögling hatte, nachdem er die Pension verlassen, im Strudel des Lebens die Grundsätze bald vergessen, die ihm gelehrt waren, und aus dem in der Pension so musterhaften Jüngling war ein Ausbund des Leichtsinns und des Lasters geworden. Seine Verirrungen kamen auch zu den Ohren der Jesuiten, und da diese ihre Zöglinge, auch wenn sie die Anstalten

verlassen haben, von ihrer sorgfältigen Liebe nicht ausschließen können, so bemühte sich einer der Väter mit besonderm Eifer um dieses verirrte Schaf. Aber seine Bemühungen waren vergeblich; der Lebenswandel des armen Jünglings wurde täglich schlimmer, bis er endlich den Ausschweifungen erlag und bedenklich erkrankte. Der gute Pater eilte sofort an sein Schmerzenslager und wollte ihn bewegen, zu beichten und Gott um Verzeihung zu bitten, aber umsonst. Auch als der Pater mehr und mehr in ihn drang, widerstand ihm der dem Tode bereits nahe Kranke mit Hartnäckigkeit, indem er sagte: „Guter Pater, als ich noch in Ihrem Collegium Zögling war, wurde ich in die Bruderschaft vom heiligen Scapulier aufgenommen. Seit der Zeit trage ich das Scapulier sehr sorgfältig und spreche die vorgeschriebenen Ave Maria jeden Tag. Die Väter haben mir damals gesagt, daß, wer mit diesem Scapulier bekleidet stirbt, nicht verdammt werden könne.“ Der Pater stutzte anfangs, dann entgegnete er dem vermessenen Jüngling: „Aber wie, wenn Sie im Todeskampfe ringend sich die Bänder des Scapuliers abrissen? Der Frevelmuth, den Sie zeigen, verdiente eine solche Strafe des Himmels!“ — „Wohlan, lieber Pater, da Sie so besorgt um mich sind, will ich von heute an die Scapulierlappen an meiner goldenen Uhrkette befestigt tragen.“ Wirklich ließ der Jüngling das Scapulier also befestigen und trug es wie zuvor. Der Pater in seiner

unermüdlichen Sorge für das Heil des Jünglings hörte nicht auf, ihn zu ermahnen; aber dieser trotzte immer auf sein Scapulier und lachte dabei nicht selten den Pater aus. Der Kranke kam zum Sterben; taub gegen jede Ermahnung wollte er nicht beichten, bespöttelte die Sterbesakramente und starb ohne schweren Todeskampf ruhig und sanft. Auf die Nachricht von seinem Tode eilte der Pater gleich herbei; die Glaubenswahrheit, daß jeder mit dem Scapulier bekleidete selig wird, war ihm unumstößlich, und dennoch konnte er es mit der Gerechtigkeit Gottes nicht vereinbaren, daß ein solch verstockter Sünder in den Himmel oder auch nur in das Fegefeuer aufgenommen würde. Er ließ sich zur Leiche führen und fand zu seinem und aller Umstehenden Entsetzen, daß die starke goldene Kette zerrissen war, und das Scapulier neben der Leiche des armen Verstorbenen lag!

Diese Erzählung, an deren Wahrheit wir nicht zweifelten, machte auf uns den beabsichtigten Eindruck. Ich übertreibe nicht. Man höre eine Exclamation des Pater Chais in einer über das Scapulier gehaltenen Predigt: „Die Erlösung aus der höllischen Verdammniß ist durch die Verheißung der Himmelskönigin so gewißlich verbürgt, daß man entweder an der Erscheinung des Simon Stock zweifeln oder zugeben muß, daß nächst den Glaubenswahrheiten es nichts Gewisseres in der Religion geben kann. Wir sind ja durch die Taufe sämmtlich Kinder der Maria geworden, sollten wir

darum nicht dem von ihr verliehenen Ordensgewande alle jene Eigenschaften einer vollkommenen Gnadenmittheilung zuschreiben, wie sie nur der Maria zukommen?“

Selbst an Wundern ließen es die Jesuiten nicht fehlen, um die Verehrung der Gottesmutter ihren Absichten gemäß zu steigern. Hier ein Beispiel. Harry Clifford, der Sohn einer vornehmen englischen Familie, lebte mit mir gleichzeitig in der Pension. Er hatte einen offenen freimüthigen Charakter, war ohne Hochmuth, und gewann durch sein freundliches Wesen die Liebe und Achtung seiner Obern wie seiner Mitschüler. Er hatte in der ganzen Pension keinen Gegner, war bieder und entschlossen, und gewandt im Reiten, Fechten und Ballonspiel. Kühn glitt er auf Schlittschuhen die Höhe des russischen Bergs hinunter, zu unser aller Erstaunen, bis ihm die Aufseher dies Wagniß untersagten. Er war den Jesuiten ergeben, aber nur durch die harmlose Verehrung seines kindlichen Gemüths an sie gebunden. Plötzlich erkrankte er an einem Fußleiden. Die Wunde auf der Firſt des rechten Fußes schien anfangs unbedeutend; es war gestattet, ihn zu besuchen. Aber das Leiden verschlimmerte sich von Tag zu Tage, und die Besuche der Mitschüler bei ihm wurden verboten. Traurig und voll herzlicher Theilnahme hörten wir alle die täglich übler lautenden Krankheitsberichte. Endlich erschien der Rector in den einzelnen Studiensälen und verkündete den betrübten Zöglingen, es sei

um den guten Clifford so schlimm bestellt, daß das Aufstreichen der Salbe auf seine Fußwunde mittelst einer dünnen Feder bei ihm die heftigsten Krämpfe hervorrufe und deshalb ganz unterbleiben müsse; er sei in Lebensgefahr und wenig Hoffnung zur Besserung vorhanden. „So lasset uns denn unser Vertrauen auf die heilige Jungfrau und Gottesmutter Maria setzen. Zu ihr wollen wir beten. Gewiß sind Sie alle einverstanden, wenn das gesammte Haus sich vereint, in dieser Absicht zur heiligen Maria eine dreitägige Andacht zu halten.“ Nun hieß es, jeder Pater solle in dieser Meinung eine heilige Messe lesen, jeder Bruder und wir alle sollten täglich den Rosenkranz beten, dann beichten und am dritten Tage das Abendmahl empfangen. Das geschah denn auch alles. Tiefe Betrübniß herrschte im Hause, nur dann und wann äußerte ein Jesuit: „Die Mutter Gottes vermag viel, sie kann und wird auch unserm Clifford helfen.“ Ein Strahl von Hoffnung leuchtete in das Dunkel unserer Besorgnisse. Der dritte Tag kam heran. Wir empfingen in der großen Kapelle gemeinschaftlich die Communion. Dann wurde das heilige Stück Hemde der Gottesmutter aus dem Altar genommen und von einigen Jesuiten feierlich zur Infirmerie hinaufgetragen. Wir gingen nach Verrichtung der üblichen Dankgebete zum Frühstück. Schon gleich nach demselben verbreitete sich das Gerücht, durch Auflegen des heiligen Linnens auf die Wunde sei plötzlich Besse-

rung eingetreten. Gegen Mittag hieß es, Clifford sei vollkommen genesen, er liege auf seinen Knien dankend in der Kapelle der Congregation der Gottesmutter. Während der Recreation nach Tische erschien Harry plötzlich in dünnen Saffianschuhen auf dem Spielplatze, begrüßte die einen und umarmte die andern unter Thränen. Alle umringten ihn, Jubel herrschte auf dem ganzen weiten Platze. Um seine vollständige Genesung zu zeigen, forderte er zum Fußballonspiel auf und trieb, ein gewandter Spieler, mittelst des krank gewesenen, nur durch einen dünnen Schuh bekleideten Fußes den Ballon kraftvoll in die Höhe fast bis an das Dach des Hauses. Der ganze Hof hallte wider von Jauchzen und dem Freudenruf: Vive Marie, vive la sainte Vierge!

Was war denn nun an der Sache? wird man fragen. Ich kann diese Frage nicht beantworten. Harry Clifford zeichnete ein Muttergottesbild, das, in kostbarem Rahmen eingefaßt, Maria geweiht wurde; er ließ es lithographiren mit der Unterschrift: Magna mihi fecit quae potens est. (Luc. 1. 49 mit der nöthigen Aenderung.) Diese Bilder verschenkte er an seine Freunde; auch ich habe eins mit seinem Namenszug und einem frommen Wunsche für mich erhalten. Soviel ist sicher: Clifford war eines absichtlichen Betrugs nicht fähig und hätte sich von den Jesuiten nicht wissentlich dazu gebrauchen lassen. Ich überlasse es dem Leser,

Vermuthungen darüber anzustellen, wie das Räthsel zu lösen sei; aber das weiß ich, daß die Jesuiten zur Ausübung ihres Kunststücks sich keines edlern Zöglings hätten bedienen können, als des Harry Clifford, wenn er unbewußt das Werkzeug ihres Betrugs werden sollte. Clifford, sonst ruhig und gelassen, gerieth in Feuer und Flammen, wenn er auf seine wunderbare Heilung durch Maria zu sprechen kam. Wehe, wenn einer den leisesten Zweifel äußerte! Der Funke hatte die Menge elektrisirt; wir glaubten und riefen: Sancta Maria, ora pro nobis, und schauten mit heiliger Ehrfurcht auf die Jesuiten, in deren Hause Maria das Wunder gewirkt hatte.

Junge Leute nichtkatholischer Confession fanden in den Anstalten der Jesuiten keine Aufnahme. Nur einer unserer Mitschüler, ein geborener Russe — Fisher war sein freilich nicht russisch klingender Name —, gehörte zur griechisch-schismatischen Kirche. Vergebens hatte die Mutter desselben seinen Eintritt in das Pensionat zu erwirken gesucht. Als unerlaßliche Bedingung wurde sein Uebertritt zur römischen Kirche gefordert. Da man diesen verweigerte, so wurde ausnahmsweise gestattet, daß der junge Mann sich den Tag über in der Pension aufhalten und an allem theilnehmen durfte. Seine Mutter brachte ihn selbst morgens und holte ihn abends an der Pforte wieder ab.

Einzelne Zöglinge blieben nach Absolvirung ihres

Cursus noch längere Zeit in der Pension; es mochten ihrer zehn bis fünfzehn sein. Sie zählten im allgemeinen zur ersten Division, waren der Hausordnung unterworfen, hatten ihren eigenen Studiensaal, wohnten den Lectionen bei, die ihnen zusagten, und erfreuten sich mancher Vorrechte, um welche wir sie beneideten. Diese Abtheilung trug den Ehrentitel „Veteranen".

Ich habe schon erwähnt, daß unter den Zöglingen besonders der legitimistische Adel Frankreichs stark vertreten war. Mehrere solcher vornehmen Familien waren um ihrer Söhne willen nach Freiburg gezogen. Es ist mir jedoch interessant gewesen, später auch unter den Führern der liberalen Partei in verschiedenen Ländern ehemalige Mitschüler aus der Jesuitenpension in Freiburg wiederzufinden. Politik trieben die Väter natürlich nicht mit uns. Die Kirche mit ihren hierarchischen Institutionen wurde als die allein beglückende Mutter der Völker gepriesen. An allerlei Anspielungen auf ketzerische Länder mit ihren Regierungen fehlte es indessen nicht; manche dieser Anspielungen gingen auf Preußen.

Der Protestantismus wurde uns als eine Ausgeburt der Hölle geschildert. Wir haben oft Gott gemeinschaftlich gedankt, daß er uns vor diesen Millionen verlorener Seelen bevorzugt und dem sichern Schutze der heiligen Schar anvertraut habe. Der berühmte Jesuitenpater und päpstliche Theolog Perrone sagt in seinem jüngst

erschienenen Büchlein „Protestantismus und Kirche“ wörtlich: „Der Protestantismus und seine Verbreiter sind in religiöser Hinsicht das, was in natürlicher Hinsicht die Pest ist.“ Ob der jesuitische Klopffechter, Pater Roh, auf seiner Mission in Hannover auch wol so zu Werke gegangen ist?

Aber während wir an dem Gängelbande der Jesuiten sorglos unsere Tage dahinlebten, eine junge Saat, zu reifen für ultramontane Früchte, zogen gewitterschwangere Wolken am Himmel der Gesellschaft Jesu herauf. Die Väter sahen es, wir nicht; doch merkten wir dann und wann einige dunkle Zeichen. Im Kampfe der Freischärler wider die Sonderbündler blieben die letztern in jenem Jahre noch siegreich; wir haben dafür der Mutter Gottes gedankt; aber welch ein Sturm brauste im folgenden Jahre daher! Die Jesuiten stoben auseinander; über die Grenzen der Schweiz verwiesen, haben sie das Land bisjetzt nicht wieder betreten dürfen. Was aus dem schönen Pensionat in Freiburg, dem Schauplatze des heftigsten Kampfs, geworden ist, weiß ich nicht. Ich habe nur gehört, daß die Greuel des Kriegs durch seine Räume gezogen sind und Verwüstung angerichtet haben. Schwerlich wird ein so großartiges Institut, wie das freiburger war, von einer andern Corporation ins Leben gerufen und erhalten werden können; es gehört eben eine Gesellschaft dazu wie der Jesuitenorden mit all seinem Einfluß und seinen Mitteln.

In Deutschland nahm während des Jahrs, welches ich in Freiburg zubrachte, die Ronge'sche Bewegung ihren Anfang. Wir hörten und sahen wenig davon. Mir schickte mein bereits heimgekehrter Landsmann aus J. mehrere Broschüren darüber. Die Jesuiten ließen keine Befürchtungen für sich und ihre Sache infolge jener Bewegung merken, und machten die dem Ronge gezollten Ovationen in unsern Augen lächerlich. Daß sie Grund zu dieser gleichgültigen Haltung hatten, lehrte die Folgezeit bald, denn dem Katholicismus konnte Ronge nicht schaden.

Ein anderer Vorfall, welcher derselben Zeit angehört, ist weniger berühmt geworden als der Brief Ronge's an den Bischof Arnoldi von Trier und die Bewegung, welche er im Gefolge hatte, und die im Sande verlief, weil sie nicht auf den Grund des Evangeliums gebaut war. Ich meine den tollen Versuch des Pater G., in P. einen Orden der Clarissinnen zu stiften. Was ich davon erfahren habe und für glaubwürdig halte, will ich mittheilen. Bekanntlich fanden sich bei Stiftung der Mönchsorden stets auch Frauen, welche, dem Beispiele der männlichen Ordensstifter folgend, entsprechende Orden für das weibliche Geschlecht bildeten. Wir haben Benedictiner und Benedictinerinnen, Dominicaner und Dominicanerinnen; den heiligen Franciscus folgte die heilige Clara. G. wollte nun, da in P. der Franciscanerorden bestand, neben demselben ein Clarissen-

kloster stiften. Ohne seine Obern oder die bischöfliche Behörde zu Rathe 'zu ziehen, miethete er ein geräumiges Lokal in einem Scheunengebäude hinter seinem Kloster. Ein Dutzend frömmelnder Weiber, meist dem Mägdestande angehörig, war von ihm willig gemacht, in den Orden einzutreten. An dem bestimmten Tage verließen dieselben heimlich ihre Herrschaften und begaben sich in das neue Klostergemach. Dort erschien G., schnitt ihnen das Haar ab, und übergab ihnen unter dem nöthigen Ceremoniell ihre neuen aus grobem grauen Tuch gearbeiteten Gewänder. Man schritt zur Wahl einer Oberin. G. ließ, um eine bequemere Communication mit seinen neuen Klosterschwestern herzustellen, ein Loch in die Gartenmauer seines Klosters brechen, das auf Befehl des Pater Guardian wieder zugemauert wurde. Nach einigen Tagen zeigte man die Sache der Polizei an. Lange aber vergebens unterhandelte auch der Bischof mit den Nonnen, um sie zum Auseinandergehen zu bewegen; G. bestärkte sie in ihrer Hartnäckigkeit. So verflossen etwa vierzehn Tage. Als der Skandal zu arg wurde, verwies die Polizei auf Veranlassung des Bischofs die Nonnen aus der Stadt. G. eilte ihnen nach und pilgerte nun bettelnd mit ihnen durch die Welt; er wollte nach Berlin, um sein vermeintlich gekränktes Recht geltend zu machen. Auf der Reise dahin wurden ihm mehrere Schwestern untreu, sodaß er nur mit fünf derselben die Hauptstadt erreichte.

Aber auch da richtete er nichts aus, wiewol der ehemalige Assessor und jetzige Franciscanermönch mit seinen in Nonnengewänder gehüllten Begleiterinnen in dem protestantischen Berlin Aufsehen erregte und sogar bei der damaligen Königin einige Audienzen gehabt haben soll, wobei es die armen Dirnen an bäuerischen Manieren nicht fehlen ließen. Unverrichteter Sache und unerwartet zog er von Berlin ab und faßte den Entschluß, mit den Nonnen nach Jerusalem zu pilgern. Auf dieser weiten Reise verlor G. noch drei seiner Gefährtinnen. Zwei aber blieben ihm treu zur Seite. Er legte mit diesen die ganze Wallfahrt nur durch Hülfe von Almosen gläubiger Seelen zurück und ging heimwärts über Rom. Dort traten seine beiden Reisegefährtinnen in ein Kloster, und G. kam endlich allein wieder in Deutschland an. Während der wohlfeile Triumphzug Ronge's durch Deutschland seitens der Ultramontanen dem Spotte und der Verdächtigung preisgegeben wurde, hat man meines Wissens über diesen Mönchs- und Nonnenzug weislich geschwiegen. Der Phantast G., zuerst Protestant, dann fanatischer Mönch, ist als Irrsinniger im Kloster zu R. gestorben.

Nachdem ich in den Herbstferien noch einige Wochen mit meinen zurückgebliebenen Mitschülern auf der Villa verweilt und währenddeß meine Reisesachen und Papiere in Ordnung gebracht hatte, nahm ich Abschied von ihnen und den daselbst weilenden Vätern. In Frei-

burg verabschiedete ich mich bei den übrigen mir bekannten Patres und Fratres, und zuletzt beim Pater Rector, der mich mit herzlichem Segenswunsche entließ. Als ich nun so ganz allein die mir lieb gewordene Stätte verlassen hatte, schaute ich, auf dem Platze stehen bleibend, lange Zeit zurück. Das sonst so belebte Haus war jetzt wie ausgestorben, ich wurde sehr wehmüthig. Dann eilte ich rasch in die Stadt hinab; es war hohe Zeit, die Post stand schon zur Abfahrt bereit, ein Diener wartete dort mit meinem Gepäck; ich habe diesem Manne, dem letzten, den ich beim Abschiede von der Pension noch sah, so herzlich Lebewohl gesagt, als wäre ich mit ihm befreundet gewesen. Fort rollte der Wagen; ich jammerte solange ich durch die mir bekannten schönen Gegenden fuhr. Beim Einbruch der Dämmerung hatten wir die Grenzen des Cantons hinter uns. Lausanne und der schöne See erfüllten mich wieder mit Freude und Wonne. Das Leid war bald vergessen, ich sollte ja das Schönste auf der Welt sehen, die heilige Roma, wo mich ein Bruder erwartete, den ich noch gar nicht kannte, da er uns in meinem vierten Lebensjahre verlassen hatte.

Sechstes Kapitel.

Reise nach Rom.

Meine Reise führte mich durch den eigenthümlichen Canton Wallis über Sitten nach Brieg. Dort verweilte ich drei Tage bei den Jesuiten, erstieg mit einigen den berühmten Alertschgletscher, und beichtete noch einmal, da ich mich dem Meere anvertrauen mußte, bei einem Jesuiten, der ehedem Protestant und Arzt in Leipzig oder Dresden gewesen war. Dann fuhr ich weiter über den Simplon, Domo d'Ossola, am Lago maggiore vorbei, nach Novara und Genua. Hier verweilte ich zwei Tage, um mich dann nach Civitavecchia einzuschiffen. Als ich von dem vor Anker liegenden Dampfschiffe noch einmal auf die einst so mächtige Seestadt zurückblickte und die tausend Schiffe mit ihren Masten, Wimpeln und Flaggen übersah, empfand ich nichts von jener erhobenen Stimmung, welche andere Reisende beim Anblick der Königin des Mittelmeers zu ergreifen pflegt. Ich war traurig, weil ich mich so allein fühlte, ich sehnte mich nach der Heimat. Und als ich erst

der Stadt den Rücken zugewandt hatte, und das Auge, so weit der Blick reichte, auf das unruhig treibende Meer sah, gesellte sich zu meiner Wehmuth ein ängstliches Gefühl. Ich faltete unwillkürlich meine Hände und betete im stillen. In einem Kahn kam ein Mädchen an unser Schiff herangefahren, hielt an der Seite desselben und stimmte unter Begleitung des blinden Geigers, der bei ihr im Nachen saß, ein Lied an, von dem ich verstand', daß es an die bella Madonna gerichtet war, deren Schutz sie uns Reisende empfahl. Ich wurde so gerührt, daß ich der Sängerin ein größeres Geldstück zuwarf, als ich mit Rücksicht auf meine Kasse hätte thun sollen. Wir kamen, ohne daß uns etwas Besonderes zustieß, glücklich im Hafen von Livorno an, um nach einigen Stunden Aufenthalt unsere Fahrt nach Civitavecchia fortzusetzen. Von Livorno aus reisten unser mindestens hundert Passagiere, deren nächstes Ziel Rom war. Von der Seekrankheit, an der viele litten, habe ich nichts gespürt; anfangs zwar, als die Wellen das Schiff in Schwankungen versetzten, hatte ich ein sonderbares Gefühl, etwa wie wenn man beim Baden allmählich ins kalte Wasser steigt; aber nach Verlauf einer Stunde fühlte ich nichts mehr davon. Doch habe ich innerhalb vierundzwanzig Stunden außer einigen Apfelsinen nichts essen mögen. Auf dem Lande angelangt wollte mir indeß der Boden unter den Füßen versinken, und nach drei Tagen war es mir noch oft,

als wenn alles um mich her rundum ginge. In Civitavecchia, woselbst wir gegen 3 Uhr nachmittags anlangten, wurde ich von den päpstlichen Doganieri schmachvoll geprellt; ich weiß nicht mehr, wieviel ich bezahlen mußte, und dennoch plombirte man mein Gepäck; erst in Rom, nachdem es auf der Dogana in meiner Gegenwart geöffnet und alles für steuerfrei befunden war, konnte ich es wieder mein Eigenthum nennen. Ich mußte, da alle Posten und Privatwagen besetzt waren, leider bis zum Mittag des folgenden Tags in dem langweiligen Orte bleiben. Während ich die Straßen durchschlenderte und alles mit jener gleichgültigen Neugier betrachtete, welche durch wenig sehenswerthe Gegenstände geweckt wird, war ich bei einem Kaffeehause angelangt. Die meisten Gäste saßen im Freien unter dem weiten Zeltdache. Als ich mir dieselben ansah, sagte ein kleiner stämmiger Mann mit gewaltigem Schnurr- und Backenbarte zu seinem jugendlichern bartlosen Gesellschafter auf Englisch: „Das ist ein Deutscher." Ich ging auf ihn zu, grüßte höflich und sagte auf Französisch: „Getroffen, mein Herr, ich bin ein Deutscher, der nach Rom will." Der Angeredete stand auf, reichte mir die Hand und redete mich in deutscher Sprache an, die ich zum letzten mal im Hotel Feder zu Genua gehört hatte, wo die Wirthin und ein Kellner deutsch sprachen. Jener Mann war ein Deutscher von Geburt, sein Gefährte ein Engländer, beide in

Amerika ansässig und jetzt auf einer Vergnügungsreise durch Europa begriffen. Da auch sie morgen nach Rom reisen wollten, machten wir nähere Bekanntschaft, stiegen in demselben Gasthofe ab und fuhren Tags darauf in demselben Postwagen weiter. Vorher aber erlebten wir noch einige kleine Abenteuer.

Der Engländer schlug vor, einen Wagen zu miethen und gleich nach Rom abzufahren, die Nacht werde schön sein. Wir gingen zu mehreren Vetturinhäusern, erreichten aber unsern Zweck nicht. Etwas verdrießlich darüber waren wir auf dem Wege nach dem einzigen anständigen Gasthofe begriffen, als ein großer langer Mann hinter uns hergelaufen kam und in einem Gemisch von Italienisch und Französisch zu uns sagte, er habe gehört, wir wollten heute nach Rom, er besitze einen cavallo superbo und eine schöne carrozza und wollte uns schneller als jeder Vetturin nach Rom fahren. Wir wurden um den Preis einig und nahmen den Mann mit in die am Hafen befindliche Wachtstube. Dort setzte ich einen schriftlichen Contract auf, welchen der des Schreibens unkundige Mensch mit drei Kreuzen unterzeichnete; als Zeuge fungirte der wachthabende Caporale. Wir gaben dem Manne das ausbedungene Handgeld von zwei Scudi, etwa 2 Thlr. 22½ Sgr. Nun eilte er fort, um Pferd und Wagen zu holen. Wir waren froh, keine Nacht in dem Orte zubringen zu müssen und warteten am Thore auf unsern Kutscher.

Als wir gut anderthalb Stunden gestanden hatten, kam derselbe an, ein müdes und am Vorderfuß lahmes Pferd mit der Peitsche zur letzten Kraftanstrengung antreibend. Der Wagen war ein hölzerner, auf zwei Achsen angenagelter Kasten. Beim Anblick desselben stand unser Entschluß fest, mit diesem Fuhrwerk den weiten, dazu etwas unsichern Weg nicht zu wagen; aber nun gab es einen weitläufigen Streit, in den sich unberufenerweise ein uns bald umzingelnder Volkshaufe mischte. Ich verlangte das Handgeld zurück; der Kerl behauptete mit Recht, der Contract sei nicht von ihm gebrochen, er also zur Rückzahlung nicht verpflichtet. Der Caporale war derselben Ansicht. „Wollen Sie fahren oder nicht?" — „Nimmermehr mit einem solchen Gespann." — „Avanti." Der Kerl lenkte um und fuhr nach Hause. Der deutsche Amerikaner sandte dem abfahrenden Italiener und dessen Landsleuten ähnlichen Gelichters einen kräftigen Fluch nach.

Während des Streits hatte sich der Engländer, der den Ausgang wol richtig vorhersah, misgestimmt abseits gewandt und war, um seinen Ingrimm zu verschmerzen, zu einem Händler getreten, der unter dem Rufe „Ecco portugali!" seine duftenden hochrothen Apfelsinen feil bot. Er erhandelte sich um einen für dortige Gegend hohen Preis zwei derselben. Als er die erste öffnete, fand er unter der schönen Schale eine zusammengeschrumpfte welke Frucht, ein Umstand, an

dem der Verkäufer gewiß unschuldig war. Der Engländer aber, noch über den Vetturin erbost, hielt ihn für den Schuldigen, und als alle Versuche, durch beredtes Mienenspiel und ausgestoßene Worte eine andere Frucht von dem Verkäufer zu erlangen, vergeblich ausfielen, gab er ihm mit seinem Stocke einen Hieb auf den Rücken, was gewiß nicht zu billigen war. Sofort entstand Tumult; alle Facchini ergriffen die Partei des Händlers, und der Streit drohte ernstlich zu werden. Wir beiden andern requirirten die Wache, die gleich einschritt und uns alle drei unter dem Zischen und Hohngelächter der Menge nach dem nahe gelegenen Gasthof escortirte, in welchem wir verdrießlich unser Absteigequartier nahmen. Wir mußten ein gehöriges Trinkgeld für diese Dienstleistungen zahlen. Auf den Rath des Engländers accordirten wir mit dem Wirth um Zimmer und Essen, ein Umstand, der uns wieder recht nachtheilig werden sollte. Gewissen Reiseberichten folgend hielten wir das Accordiren überall in Italien für nothwendig. Man thue es aber ja nicht in anständigen Gasthöfen, wo die Preise fest sind, und jedes derartige Ansinnen als eine Beleidigung angesehen wird. Wir mußten am andern Morgen ein Bedeutendes mehr zahlen, als wir ausbedungen hatten. Als wir befremdet nach dem Grunde fragten, zählte uns der Wirth eine Menge von nicht ausbedungenen Dienstleistungen auf, als Stiefelputzen, Kleiderreinigen, Waschwasser holen u. s. w.

Wir mußten zahlen, und der Wirth lachte uns sicherlich im stillen aus.

Gegen Mittag reisten wir mit der Post von Civitavecchia ab. Wir wurden in den Beiwagen verwiesen und fanden noch einen Reisegefährten, einen armen Irländer, der außer seiner Muttersprache nur ein wenig Englisch verstand. Aus seinen Mittheilungen entnahm ich soviel, daß er zu Rom in einem Kapuzinerkloster einen Onkel habe, der ihn eingeladen, zu ihm zu kommen und Mönch zu werden, dann sei für sein Leben gesorgt. Diesen armen Menschen hatte man in der Herberge, die er aus Sparsamkeit aufgesucht, noch schlimmer mitgenommen als uns.

Wer die unbebaute langweilige Gegend von Civitavecchia bis Rom kennt, wird es begreifen, daß der letzte Rest von Humor, den wir nach der an uns verübten Beutelschneiderei noch übrig behalten hatten, bald verschwunden war. Unser Wagen fuhr vor dem Hauptwagen. Der Postillon trieb die Pferde gut an. Bei der ersten Station, wo die Thiere gewechselt wurden und ein neuer Postillon eintrat, hielt unser bisheriger Kutscher mit dem Wunsche einer fernern glücklichen Reise seinen Hut hin, um ein Trinkgeld zu empfangen. „Wir haben genug bezahlt, entfernt Euch.“ — „Vi raccommanderó al mio compagno“ („Ich werde Sie meinem Kameraden empfehlen“). Die Empfehlung hörte ich noch recht deutlich. Indessen der Kamerad fuhr doch

noch leidlich gut, wahrscheinlich noch immer die Möglichkeit voraussetzend, ein Trinkgeld zu erhalten. Als bei der nächsten Station seine Hoffnungen trotz seines Bittens und Fluchens fehl schlugen, knurrte er uns noch zu: „Adesso l'andrá come una formica“ („Jetzt soll es gehen wie eine Ameise“). Und in der That, der Postillon, der uns von dieser Station nach Rom zu fahren hatte, ließ, nachdem das Stationsgebäude aus unserm Gesichtskreise verschwundeu war, die Pferde langsamen Schritts gehen. Wir versuchten zu schlafen, es war uns einerlei, ob wir früh oder spät nach Rom kamen. So ging es eine geraume Zeit sehr langsam vorwärts, ich konnte indeß nicht einschlafen; die übrigen schlummerten um so besser, ich sah wie der Kopf des Kutschers sich hin- und herwiegte. Wir hatten ein junges Pferd mit vor dem Wagen, das plötzlich scheute, seitwärts sprang und uns in Gefahr brachte, in den Graben geworfen zu werden, wenn nicht der erwachte Postillon noch rasch genug die Zügel angezogen hätte. Von dem Ruck fuhren alle empor und keiner schlief wieder ein. So weit bei der eingetretenen lichten Nacht der Blick reichte, war weit und breit kein Haus, sondern nur dann und wann eine elende Hütte zu sehen. „Es ist doch gut, daß wir mit der Post gefahren sind, meinte der deutsche Amerikaner; wer weiß, was für ein Mensch das war, der Vetturin von gestern. Wenn er seine Kumpane bestellt und uns hier mitten in der

Nacht ausgesetzt hätte!“ Ich entsann mich, unlängst in der Zeitung gelesen zu haben, daß vor wenigen Monaten ein Weib aus Baiern, das zu Fuß nach Rom pilgern wollte, auf diesem Wege von Banditen ergriffen und getödtet sei. Während wir uns solchen unheimlichen Gedanken hingaben, kamen plötzlich auf beiden Seiten des Wagens Gestalten heran, sprangen auf den Wagentritt und hieben mit Stöcken fluchend und tobend auf Kutscher und Pferde los. Wir glaubten uns überfallen, als einer in den Wagen hineinrief: „Senza paura Signori! Ne craignez rien, Messieurs! Votre postillon est puni!“ Der Postillon schrie jämmerlich. Jetzt erst hörten wir, wie er den Herren versprach, rasch zu fahren, rasch, so rasch wie nur möglich. Diese aber forderten ihn auf, zunächst still zu halten, damit sie uns Aufklärung geben könnten. Wir stiegen alle aus, und siehe, die vermeintlichen Banditen waren Passagiere des hinter uns folgenden Hauptwagens, sämmtlich junge deutsche Maler, die, des langsamen Fahrens endlich müde, diesen Streich ausgeführt hatten. Als sie den Grund unserer Schneckenreise erfuhren, freuten sie sich, daß wir consequent gewesen waren, und empfahlen uns für die Zukunft solche Münze zu spenden, wie sie soeben an Kutscher und Pferde ausgetheilt hatten.

Wir fühlten nun das Bedürfniß nach Speise und Trank, und klagten über den Mangel an Gasthäusern auf diesem weiten Wege. Dem Uebel wurde freund-

lichst abgeholfen. Die Maler, welche schon längere Zeit in Italien weilten, hatten bei sich im Wagen, was des Menschen Herz erfreut. Wir ließen uns auf dem Boden nieder, aßen und tranken, fröhlich kreiste der Becher, und ein heiteres deutsches Lied war unser Dank- und Nachtgebet. Der Condottiere und der Postillon des Hauptwagens gingen nicht leer aus, und selbst dem Schelm, der uns gefahren hatte, wurde gegeben, nachdem er eine Weile sehnsüchtig hatte zuschauen müssen. Dann stiegen wir wieder in die Wagen. Wie fuhren die Kutscher jetzt! Bald Trab, bald Galopp, daß uns um die Pferde bange wurde.

Es war gegen 2 Uhr morgens, als wir durch das seitwärts von St.-Peter gelegene Thor in Rom anlangten. Von hier nimmt sich die Stadt am unansehnlichsten aus. Als im Thore die Pässe abgefordert wurden, und ich mich etwas umschaute, glaubte ich, wir seien in einem Dorfe, und erstaunte nicht wenig, als ich auf meine Frage hörte, wir seien in Rom. Als wir an der St.-Peterskirche vorüberfuhren, die uns als solche von dem Kutscher bezeichnet wurde, konnte ich es nicht unterlassen, ein großes Kreuz zu schlagen. Meine amerikanischen Gefährten lachten laut auf und fragten, indem sie mich befremdet, aber freundlich ansahen: „Wie? ein Jesuit?“ — „Noch nicht, aber ich gedenke es mit Gottes Hülfe zu werden.“ — „Der Gott, dessen Hülfe Sie anrufen“, sprach der Deutsche, „möge Sie davor

bewahren, es wäre schade um Sie." Die Armen, dachte ich, Gott vergebe ihnen, sie wissen nicht, was sie sagen. Nachdem wir unsern freundlichen Malern gebührenden Dank abgestattet hatten, übernachteten wir im Hotel de Russie und trennten uns am andern Morgen auf die herzlichste Weise. Ich stieg in eine Droschke: „Alla casa di Gesú!" — „Va bene." — In wenigen Augenblicken hielt der Wagen vor dem Jesuitenkloster; ich zahlte, ging in die Vorhalle des Hauses und bat den mich empfangenden Portier, den Pater **, meinen Bruder, herbeizurufen. Er gab mit der Glocke das für diesen bestimmte Zeichen; ich stand in fieberhafter Unruhe und gespannter Erwartung.

Siebentes Kapitel.

Villeggiatur auf San-Pastore.

Ich richtete meine Augen nach den beiden vordern Thüren, durch welche die Vorhalle mit dem Innern des Klosters in Verbindung stand. Bald öffnete sich eine derselben, und ein kleiner freundlicher Pater trat auf mich zu, dessen blaues Auge und blondes Haar die deutsche Abstammung verriethen. „Sind sie der Herr Pater **?“ — „Ja wohl.“ — „Ich bin Dein Bruder E.“ Mit stürmischer Umarmung küßte ich ihn, den ich zum ersten mal in meinem Leben mit Bewußtsein als meinen Bruder und Wohlthäter begrüßte, und an dem ich in der Fremde einen Halt zu finden hoffte. Auch er schien erfreut, doch war seine Freude äußerlich sehr gemäßigt, da noch mehrere Jesuiten und andere Menschen auf der Flur standen. Sanft wies er meine Umarmungen zurück und forderte mich auf, ihm in das Sprechzimmer zu folgen. Als wir so zusammensaßen, und mein Bruder auch hier ohne Zeugen zwar freundlich, aber doch ohne

jene Empfindung zu sein schien, wie sie bei solchem Wiedersehen nächster Blutsverwandten natürlich ist, kühlte sich auch die Glut meiner Gefühle allmählich ab. Ich erachtete diese Gemessenheit an meinem Bruder als eine Vollkommenheit, und sah mit einer Art von Verehrung auf ihn. Daß er mich liebte, daran konnte ich nicht zweifeln; ihm allein hatte ich das Glück zu verdanken, in Rom zu sein und in das deutsche Collegium eintreten zu können, nachdem seine Liebe mir ermöglicht hatte, ein ganzes Jahr in dem schönen freiburger Pensionat zu verweilen. Es ist leicht erklärlich, daß wir bei einem solchen Begegnen uns innerhalb weniger Minuten ausgesprochen hatten. Mein Bruder forderte mich nun auf, ihm in das Innere des Klosters zu folgen. Im Verlauf meiner Erzählung wird es sich herausstellen, daß die Jesuiten ihre Zöglinge, wie sich selbst, von der natürlichen Liebe zu ihren Aeltern und Angehörigen immer mehr abzulösen und ihrem ganzen Thun und Lassen andere als die einfachen und natürlichen Motive zu Grunde zu legen bemüht sind. So kam es denn auch, daß ich, wiewol ich in natürlicher Offenheit meinem Bruder alles aufdeckte, was in meinem Herzen vorging, und ihn herzlich lieb hatte, mich doch niemals in ein solches Verhältniß zu ihm setzen konnte, wie man es bei Brüdern in einem fremden Lande erwarten durfte, zumal wenn sie keine Differenzen in ihren Lebensansichten haben. Bei öfterm Zusammentreffen blieben unsere Gespräche auf

die Studien und den geistlichen Lebensgang beschränkt, den ich einhalten müsse, um das von den Jesuiten mir vorgesteckte erhabene Ziel zu erreichen.

Es war um die Zeit der großen Herbstferien, als ich in Rom ankam. Die Zöglinge des deutschen Collegiums befanden sich mit ihren Obern auf der etwa sechs Stunden von Rom entfernten Villa San-Pastore, woselbst sie alljährlich von den Herbstferien fünf bis sechs Wochen zuzubringen pflegten. Mein Bruder begnügte sich daher, mich ein wenig in dem Kloster umherzuführen und in der Kirche mit mir ein kurzes Gebet zu halten; dann übergab er mich einem freundlichen Jesuitenbruder, der die Inspection der Infirmerie hatte, zur fernern Obhut mit dem Bemerken, ich solle mir jetzt Rom etwas ansehen, wobei er den St.-Peter vorzugsweise empfahl; derselbe werde mir genug Sehenswerthes bieten, um die Morgen- und Nachmittagsstunden für die nächsten zwei Tage auszufüllen; am dritten Tage würde der Pater General mit seinen Assistenten und Scribas, deren letztern einer mein Bruder damals war, zum Besuche nach San-Pastore reisen, und dann könne ich mitfahren.

Ich benutzte die Zeit bis zu dieser Abfahrt, indem ich einzig und allein die tausend Sehenswürdigkeiten der Peterskirche studirte. Hierüber und über die Einrichtung des Jesuitenhauses später. Nur eine Bemerkung sei mir gestattet. Der erste Anblick der Peterskirche mit dem riesenhaften Platze und seinen vierreihigen Säulenhallen

machte auf mich keinen sonderlichen Eindruck. Es war meinem ungeübten Auge gerade wegen der harmonischen Symmetrie nicht möglich, die Großartigkeit des Ganzen gleich beim ersten Anblick zu erfassen. In der That gehört dazu eine größere Kenntniß und Uebung, als ich sie damals besaß. Erst als ich auf den Rath meines Bruders jedesmal, wenn ich den Platz betrat, nur einen einzigen Gegenstand besonders ins Auge faßte, gelang es mir, die kolossalen Dimensionen zu ermessen, und bald stand der erste aller Dome in seiner ganzen Pracht und der einen Sterblichen gleichsam vernichtenden Größe vor mir. Auf dem St.-Petersplatze angelangt, betrachtete ich z. B. über diesen hinschauend die zwei vordern Pfeiler, welche sich unter der Loggia an der Vorderfronte des Doms befinden. Ich glaubte, daß zwei Männer sie bequem würden umspannen können, und ging näher und näher. Aber der Platz wollte kein Ende nehmen; je weiter ich vorrückte, um so größer wurden jene Pfeiler. Endlich stand ich vor ihnen; sie waren so groß, daß mir der Durchschnitt den Umfang einer Tischplatte zu haben schien, an der zehn Personen bequem Platz finden. In ähnlicher Weise ging es weiter. Die Altarbilder in der Kirche, Copien der berühmtesten Meister, Rafael, da Vinci u. a. wollten auch keinen besondern Eindruck auf mich machen. Mein Bruder lächelte, als ich ihm dieses mittheilte, und bedeutete mich, daß diese Altarblätter keine Gemälde, sondern Mosaikarbeiten seien. Beim näch-

sten Besuche fand ich, schärfer blickend, das Gesagte bestätigt, und hatte nun allen Grund, die künstliche, mühevolle und feine Arbeit staunend zu bewundern.

Meine Mahlzeiten mußte ich allein in dem Speisesaal der Infirmerie einnehmen, denn in das Refectorium der Jesuiten, woselbst auch der General speiste, wollte mein Bruder aus mir unbekannten Gründen mich nicht mitnehmen; vielleicht bedachte er meine Unreife so hoher Gesellschaft gegenüber, und handelte also aus Gründen des Respects vor dem hohen Synedrium. Der mir die Speisen auftragende Bruder machte mir mit seinen mühselig erlernten deutschen Brocken manchen Spaß; der Wein war viel besser als der sauere schweizer Landwein, und ich befand mich ganz wohl an meiner isolirten Tafel.

Am frühen Morgen des dritten Tags fuhren wir von Rom nach San-Pastore ab. Der General Roothaan mit seinen vier Assistenten hatte die Plätze des ersten Wagens besetzt, im zweiten saß ich mit meinem Bruder und noch zwei andern Jesuiten. Die Fahrt bot wenig Interesse. Eine kleine Strecke fuhren wir auf der Straße, welche von Rom nach Tivoli führt; dann lenkten wir feldeinwärts und blieben auf dem ziemlich vereinsamten Landwege, der sich durch die Campagna nach unserer Villa hinzieht. Einzelne große Höfe mit herrschaftlichen Gebäuden, einige wenige Wirthshäuser, osteria cucinante, hier und da armselige Wohnungen,

Trümmerhaufen und Ruinen, das waren die Bilder, welche diese Gegend darbot. Je näher wir San-Pastore kamen, desto mehr bebauten Boden erblickten wir; Weinstöcke und Oelbäume schienen auf nahe gelegene Dörfer und fürstliche Villen zu deuten. Hunger und Durst litten wir nicht, die Jesuiten hatten für hinlänglichen Mundvorrath gesorgt, denn sie lieben es, ohne einer bei Mönchen nicht seltenen Ueppigkeit zu huldigen, daheim und draußen comfortabel zu leben. Wir fuhren quer über die Landstraße von Tivoli nach Palestrina, durch einen Hohlweg, der mit seinen uneben daliegenden großen Quadersteinen sich als eine alte Römerstraße, die Via Appia, zu erkennen gab. Als wir auf diesen alten Quadern fortfahrend die Anhöhe erreicht hatten, sahen wir die Oelgärten und Weinberge von San-Pastore vor uns liegen. Die alte Römerstraße führte mitten durch die Gärten der Villa, deren eine Seite von weiß beworfenen Mauern umgeben war, während die linke Seite ins Freie auslief.

Auf der Höhe stiegen wir aus; das Fahren auf diesem holperigen Pfade war nicht angenehm. Unsere Ankunft mußte von den in den Umgebungen der Villa spazierenden Zöglingen des Collegiums bemerkt worden sein, denn einige derselben umringten schon den eben ausgestiegenen Pater General. Ich verließ unsern Wagen zuletzt. Welch sonderbarer Anblick! Junge Leute in feuerrothen langen Talaren, die bis auf die Knöchel

herabreichten, die Hüften mit einem schwarzen Gürtel umgeben, dreieckige schwarze Hüte ehrfurchtsvoll in den Händen haltend, das Haupthaar kurz abgeschoren und mitten auf dem Scheitel die bekannte thalergroße Tonsur, drängten sich zum Pater General, um einzeln vor ihm auf die Knie sinkend, seine dargebotene Rechte demüthig zu küssen und dann sich erhebend die übrigen Patres zu begrüßen. Dabei sahen die meisten froh und frisch aus und 'schienen äußerst muntere und lustige Jünglinge zu sein. Während der Ceremonie, die wol fünf Minuten dauern mochte, und die ich wegen des Niederkniens, das ich nur für üblich vor dem Papste hielt, mit großen Augen anblickte, sah ich mit Schrecken bald auf meinen kurzen, schwarzen Rock, bald auf die langen, rothen Talare. — O, dachte ich, schon jetzt wie ein Mönch leben! — Mein Bruder rührte mich an und gab mir einen Wink, auch niederzuknien und des Generals Hand zu küssen; er konnte mich jedoch nicht rasch genug aus meinem Erstaunen aufrütteln, der General schritt bereits fürbaß; auch hatte ich keine Lust, diese Kußceremonie mitzumachen. Der papa nero war mir in seiner Würde und Macht noch zu unbekannt und auch zu unansehnlich erschienen. Papa nero heißt nämlich der Jesuitengeneral im Munde des römischen Volks gegenüber dem Papste, der papa bianco genannt wird, weil er einen weißen Talar und Hut trägt, während bei jenem beides schwarz ist.

Nach etwa fünf Minuten waren wir an dem Thore

der Villa angelangt. Wir gingen hinein und traten auf einen weiten gepflasterten Hofraum; gleich links bis an die Mauer sich erstreckend lag ein längliches zu Stallungen bestimmtes Gebäude; die wenigen für das Gesinde eingerichteten Stuben befanden sich oberhalb der Ställe; jetzt bewohnte sie auch der Verwalter mit seiner jungen Frau für die Dauer der Ferien. Vor uns lag das herrschaftliche Gebäude; unter den Säulen, welche einen an der Vorderfronte befindlichen Balcon trugen, war die Pforte; zur rechten Seite stand die durch einen verdeckten Gang mit dem Hause zusammenhängende Kapelle oder kleine Kirche, deren Haupteingang nach dem Hofraum hin war. Von der Kapelle aus begrenzte eine Seitenmauer den Platz; ein in derselben angebrachtes Gitterthor gestattete den Blick in die dahinter liegenden weit ausgedehnten Weinberge und Oelgärten. An dieser schattigen Seite wandelten einige der gamberi cotti — gesottenen Krebse, wie das römische Volk die Germaniker nennt — eifrig ihre Gebete aus dem Brevier hermurmelnd; sie sahen nicht einmal auf, oder warfen höchstens nur einen Seitenblick auf mich, um, die Augen wieder senkend, sofort weiter zu lesen. Es waren dies bereits geweihte Priester. Solche müssen aber nach den kanonischen Vorschriften täglich zu gewissen Zeiten aus dem lateinischen Gebetbuche, Breviarium romanum genannt, vorgeschriebene Abschnitte betend ablesen; gewisse Abtheilungen dieser aus Psalmen, Hymnen, Heiligengeschichten und

Schrifttexten bestehenden Gebete dürfen nicht unterbrochen werden, sonst ist der Betende verpflichtet, später wieder von vorn anzufangen.

An den Flügel des Hauptgebäudes, der sich von der Vorderfronte aus nach hinten erstreckte, schlossen sich die Gebäude für die Oel- und Weinpressen an; ein Seitenflügel dieser Gebäude ging wieder auf die Stallung zu, doch so, daß zwischen beiden ein weiter Raum blieb, der durch ein großes eisernes Flügelthor geschlossen werden konnte. Dahinter erstreckte sich ein schattiger Lorbergang wol zehn Minuten weit; an der rechten Seite desselben ganz um das Haus herum bis an die Grenzmauern lagen nur Oelgärten und Weinberge. Links von der Via Appia sah man ebenfalls noch Wein- und Oelgärten, dann aber Triften und Weideplätze und viel unbebautes mit Gesträuch bewachsenes Land; eine tiefe Schlucht bildete nach dieser Seite hin die Grenzen der Villa, die einen Flächenraum von mehr als einer halben Stunde im Umfang einnahm.

Als der General, von Jesuiten und Zöglingen umgeben, durch das Thor auf den Platz weiter ging, kamen, von der Ankunft des hohen Gastes benachrichtigt, der Rector und der Minister, die Jesuitenbrüder und alle Zöglinge, die sich gerade im Hause aufhielten, die Treppen unter dem Balcon herunter, um dem hochwürdigen Herrn ihr Willkommen zu bezeigen. Die Kußceremonie erneuerte sich, desgleichen der leise Stoß meines Bruders;

aber ich küßte nicht mit, sondern sagte ihm, durch alles, was ich hier von den Zöglingen sehen mußte, unangenehm berührt: „Ich bleibe nicht hier, sondern gehe wieder mit euch zurück.“ Mein Bruder entgegnete kein Wort, sondern lächelte. Wir gingen in das Haus. Man erwartete der mäßigen Fronte nach nicht, daß dasselbe so geräumig war. Da der General zum ersten mal auf San-Pastore erschien, so wollte er zunächst die Runde durch das ganze Haus machen. Die Villa war erst in demselben Jahre von dem Dominicanergeneral, der daselbst jährlich seine Villeggiatur gehalten hatte, für die Summe von nur 25000 Scudi an das Collegium Germanicum verkauft worden. Der Preis wurde sofort aus den Einkünften des Collegiums ohne Schmälerung der Fonds bezahlt. Es war auch das erste mal, daß die Germaniker daselbst ihren Ferienaufenthalt nahmen. Links und rechts vom Fuße der Treppe befanden sich kleine Portierzimmer. Wir schritten die Stufen hinan, wandten uns links und gelangten an mehreren Zimmern vorüber in die Kapelle. Diese war in Kreuzesform errichtet; da wo das Längsschiff vom Querschiff durchschnitten wurde, sah man hinauf bis oben in die Kuppel, von welcher herab das Licht einfiel. Nach einem kurzen, stillen Gebete erhob sich der General, mit dem wir alle niedergekniet waren, und verließ die Kapelle; wir alle folgten in Ehrfurcht nach. Nun durchschritten wir das Innere des Hauses; es enthielt außer den gewöhnlichen Speise-

sälen, Recreationszimmern, Corridoren, Schlafgemächern nichts Besonderes.

Während dieser Wanderung, bei der sich allmählich eine ungezwungene Unterhaltung Bahn gebrochen hatte, war die Zeit des Mittagessens herangenaht. Die zweckmäßige und angenehme innere Einrichtung des Hauses hatte nicht vermocht, den durch das mönchsartige Aeußere der Zöglinge in mir hervorgebrachten übeln Eindruck zu verscheuchen. Wol sahen wir oben von der hohen Terrasse aus die herrlichste Landschaft vor unsern Augen. Eine weite, freie Aussicht nach allen Seiten hin eröffnete sich uns; die umliegenden Dorfschaften Gallicano, Zaccarola u. s. w. lagen vor uns, in weiterer Ferne Palestrina, das alte Praeneste, Compatri und andere Oerter; rechts erblickten wir den Gipfel der Soracte und im Hintergrunde den Apennin. Ueber die Campagna hinweg dehnte sich die Rundschau bis an die Gestade des Meeres aus; dieses selbst mit den darauf segelnden Schiffen deutlich zu erkennen, vermochten wir mittelst des aufgestellten großen Fernrohrs, das die Jesuiten für uns aus München hatten kommen lassen. Das war viele noch nie gesehene Erdenherrlichkeit, und doch konnte ich mich nicht freuen und in die vielen „Prächtig!“, „Herrlich!“, „Maëstoso!“, „Ah che e bello!“ nicht einstimmen, der Mönchstalar schreckte mich für den Augenblick zu sehr. Die Mittagsglocke gab das Zeichen, wir gingen in die beiden kleinen Speisesäle hinab, die durch die offenstehende

Thür miteinander verbunden waren. Der General, die Jesuiten und die Theologen begaben sich in den einen größern, der Pater Spiritualis und die Philosophen, die Jesuitenbrüder und ich blieben in dem kleinern Saale. Stehend wurde ein Gebet verrichtet. Während sich alle um die Tische reihten, und einige Brüder und Diener die Suppe auftrugen, stellte sich ein Germaniker in die Mittelthür der beiden Säle und begann nach dem Martyrologium romanum die Namen derjenigen Märtyrer, ihre Todesarten, sowie die Namen und Verdienste der Bekenner in lateinischer Sprache vorzulesen, welche an diesem Tage der Verehrung der Gläubigen empfohlen wurden. Nach Beschluß dieser kurzen Lectüre wandte sich jeder zu seinem Nachbar an der Rechten und Linken, lüftete das Barret, die Priestermütze der Jesuiten und Zöglinge im Hause und in der Kirche, und sprach mit fröhlichem Lächeln: „Deo gratias". Diese Worte waren das Zeichen einer aus besonderer feierlicher Veranlassung gestatteten freien Unterhaltung über Tische, da sonst gewöhnlich während der ganzen Mahlzeit vorgelesen wurde. Es ging harmlos und heiter zu. Unter fröhlichen Gesprächen wurden die aufgetragenen Gerichte verzehrt, und diese waren sehr zahlreich; dabei ein schöner, feuriger Wein in reichlicher Fülle, zum Nachtisch eine besonders feine, alte Sorte, — das gefiel mir schon besser und söhnte mich etwas mit dem Mönchsleben und dem rothen Talar aus; hatte ich doch eher ein karges Gericht

und ernste Gesichter auch über Tische erwartet. Nach dem Essen war der erste Gang wieder in die Kapelle, auf den Knien beteten wir etwa zwei bis drei Minuten das Sakrament des Altars an, empfahlen uns der Gottesmutter, und nun begann die ungezwungenste, heiterste Recreation, in den Sälen oder Corridoren, auf der Loggia, im Hofraum, in dem schönen schattigen Lorbergang, in den Weingärten, welche die ersten reifen Trauben boten, — kein Miston herrschte, kein Zwang, überall die freiste Bewegung. Da trieb man allerhand Scherze, sprang und sang, und wenn einer der rothen Herren bei irgendeinem Sprunge, beim Ballfangen und dergleichen Dingen sich linkisch genug benahm, sodaß der Talar, der ohne Knöpfe vorn nur übereinander gelegt war und durch den Gürtel zusammengehalten wurde, auseinander flog, und dabei die schwarzen Kniehosen zum Vorschein kamen, so gab es ein allgemeines Gelächter. Nach Verlauf einer heitern Stunde, während welcher ich mit allem, was mich vorher abgestoßen hatte, fast ganz ausgesöhnt war und die Bekanntschaft einiger Landsleute und anderer Zöglinge, namentlich auch eines von Humor überströmenden lustigen Schweizers gemacht hatte, erschallte ein Zeichen mit der weithintönenden Glocke, und von allen Seiten eilte man herbei, um sich nach der Aufforderung des Ministers in den großen gemeinschaftlichen Recreationssaal zu begeben.

Da begann eine Scene, an deren Aufführung ich

nicht im entferntesten zu denken gewagt hatte. An dem Flügel gab ein Zögling mit geübter Hand die perlendsten Weisen zum besten; der General und sein Hof hatten Platz genommen, wir andern gruppirten uns nach Belieben. Nicht lange, so umstanden den Klavierspieler verschiedene Zöglinge mit ihren rasch herbeigeholten Instrumenten und Notenheften. Einer gab den Kapellmeister ab, und nun wurde unter seiner Leitung ein Concert aufgeführt. Geigen, Flöten, Cello, alles war da. Ich war gerade im Begriff, von dem großen Präsentirbret, auf dem ein Bruder Gläser mit Liqueur, Kaffee und feines Backwerk herumreichte, eine Tasse zu nehmen, als ich fühlte, daß eine Hand sanft meine Schulter von hinten her berührte. Mit heiterer Miene sah ich mich um und blickte in das fröhliche Gesicht meines Bruders, der mit Lächeln die Frage an mich richtete: „Nun, willst du hier bleiben oder mit uns zurückkehren? Es ist bald Zeit zur Abfahrt.“ Er hatte mich im stillen beobachtet und gewiß die beste Zeit wahrgenommen, um auf seine Frage die Antwort zu erlangen, welche er wünschte: „Fahrt nur ohne mich zurück!“ Eine schöne Stunde war wieder hin; die Pferde wurden bereits angespannt, die Kutscher knallten mit den Peitschen, der General gab das Zeichen zum Aufbruch.

Als wir die Treppen hinunterstiegen, kam ich durch Zufall in die unmittelbare Nähe des Generals, ich hatte ihn so nahe noch nicht sehen können. Ich schaute auf zu Johann

Roothhaan's langer hagerer Gestalt; der Talar und der schwarze Mantelüberwurf fielen über den, wie es schien, fast fleischlosen Körper in tausend Falten schlotternd nieder; sein Gesicht war abgemagert, durchfurcht von Alter und Sorgen, die Lippen in fast beständiger Bewegung, das Auge etwas trübe, die Lider beschatteten es zur Hälfte; eine Perrüke von dunkelröthlichen Haaren und darüber eine schwarze Cappa bedeckten das Haupt. Die knöcherne Rechte spielte mit dem an seiner Seite herniederhängenden großen Rosenkranz, die Linke war unter dem Mantel verborgen. Während ich mir den General, vor dem ich wegen des respectvollen Entgegenkommens aller andern große Ehrfurcht fühlte, so von der Seite anschaute, sah er zu mir hernieder, seine Augen öffneten sich ganz und voll und schienen feuriger zu blicken, um seinen Mund spielte ein harmlos freundliches Lächeln, und herablassend redete er mich plötzlich in französischer Sprache an. Ich war darauf nicht gefaßt und wurde freudig überrascht, weil er der Frage nach meinem Befinden meinen Namen hinzufügte, obgleich ich ihm nicht vorgestellt war, und er mich, soviel ich wußte, heute zum ersten mal gesehen und noch nicht gesprochen hatte. Während ich die gnädige Frage mit dem unumwundenen Bekenntniß beantwortete, daß es mir hier sehr gut gefalle, lächelte er, wünschte fernern glücklichen Verlauf und reichte mir freundlich seine Rechte. Da neigte der vorher so Unzufriedene sich in Demuth, und seine Lippen berührten die magere Hand des schwarzen Papstes.

Der Weg ging wieder erst zur Kapelle, dann begleiteten wir den hohen Gast allesammt bis an die Landstraße; ich unterhielt mich mit meinem Bruder, der mir noch mancherlei Verhaltungsregeln einschärfte. Er war jetzt sichtlich mit mir zufrieden. Die Begegnung mit dem General und der Handkuß hatten auf mich merkwürdige Wirkung; die Bresche war gelegt, ich sehnte mich nun schon nach Talar und Tonsur. Die Patres waren in ihre Wagen eingestiegen; ein lautes „Addio! Bon viaggio!“ mit Hutschwenken, die Wagen rasselten fort, und wir kehrten zur Villa zurück.

Es waren die letzten vierzehn Tage, welche wir hier zubringen sollten. Der ländliche Sommeraufenthalt auf der Villa wiederholte sich alle Jahre. Damit ich später nicht nöthig habe, auf ihn zurückzukommen, will ich jetzt schon mittheilen, was etwa weiter darüber zu sagen ist. Mitte August jedes Jahres reisten wir von Rom nach San-Pastore ab, um daselbst sechs Wochen lang zu bleiben. Die Zeit unsers Aufenthalts war in drei Theile getheilt, deren jeder zwei Wochen umfaßte. Ich habe nur von den beiden ersten Zeitabschnitten zu sprechen, weil die Lebensweise der letzten vierzehn Tage mit der in den ersten zwei Wochen übereinstimmte. Da die Speisesäle zu eng und unansehnlich waren, und der Wunsch rege wurde, daß wir alle in einem großen geräumigen Lokal zusammen speisen möchten, so wurde im zweiten Jahre der Hinterseite des Hauptgebäudes ein

prächtiges zwei Stock hohes Refectorium angefügt; die innere Einrichtung dieses schönen Speisesaals harmonirte mit seinem Aeußern. Ein in Rom als Zimmer- und Maurermeister ansässiger Deutscher hatte den Bau übernommen und mit deutschem Fleiße innerhalb Jahresfrist hergestellt. Bei den zum Fundament nöthigen Ausgrabungen fanden sich eine Menge römischer Alterthümer, Lanzenspitzen, Schwerter, ein Helm und ähnliche Dinge. Wahrscheinlich war hier ein Begräbnißplatz gewesen, wenigstens fanden wir einzelne Votivtafeln. Auf einem dieser zerbröckelten Steine konnte man noch die Worte lesen: . . . ucius conmanipulario suo. Ein gelehrter Jesuit bedeutete uns, daß das Wort conmanipularius bisher ein unbekanntes gewesen, und man mithin das Lexikon durch dasselbe bereichern könne; manipularius finde sich oft, aber nirgends bisjetzt conmanipularius. Ich verstehe mich nicht auf solche Dinge und überlasse Sachverständigen die Entscheidung. Die Einweihung geschah in festlicher Weise: der Saal wurde mit Guirlanden und Blumengewinden ausgeschmückt; von dem an der einen Längenseite angebrachten Katheder herunter hielt ein Baier in tiefer Baßstimme eine mit Ernst und Humor glücklich abwechselnde Rede, die in ihren drolligen Theilen unsere Lachlust um so mehr reizte, als wir von diesem jungen Manne noch nie ein scherzendes Wort vernommen hatten; sein Gesicht blieb auch jetzt in den gewohnten Falten. Am Schlusse seiner Rede brachte er

den guten Jesuitenvätern, unsern liebevoll besorgten Vorstehern, ein Hoch, in das wir alle einstimmten, während die im Garten aufgestellten Böller den benachbarten Dorfbewohnern kund thaten, daß wir einen schönern Speisesaal hatten, als irgendjemand in der Nachbarschaft.

In der ersten Periode der Villeggiatur war es unbedingt verboten, irgend ein Studium vorzunehmen. Morgens gegen 6 Uhr erhoben wir uns, um nach einer kurzen Betrachtung und stillem Gebete die Messe zu hören, nach welcher wir das Frühstück gemeinschaftlich im Refectorium einnahmen. Dann versammelten sich bestimmte Gruppen, um Ausflüge in die Umgegend zu machen. Um vor den Sonnenstrahlen geschützt zu sein, ließen wir die Seitenwände unserer Dreimaster nieder, sodaß sie unsere Gesichter wie runde breite Schüsseln beschatteten. Stöcke schnitten wir uns aus den Hecken. So wanderten wir über Berg und Thal, durch dieses und jenes Dörfchen, an dieser und jener Osteria vorbei; es war nicht erlaubt, längern Aufenthalt zu nehmen oder sich mit den Leuten in ein längeres Gespräch einzulassen; soweit es indeß die Höflichkeit erforderte, standen wir gern Rede und Antwort. Das dortige Landvolk ist durchweg ganz ungebildet, es gibt in den Dörfern nur wenige des Schreibens kundige Leute; Schulen, wenigstens was wir so nennen, sind nicht da; allein die Freundlichkeit und zuvorkommende Höflichkeit, welche wir

überall erfuhren, würde man bei unsern des Lesens, Schreibens und vor allem des Rechnens kundigen Landleuten vergeblich suchen. Nicht selten wurden wir von den Weingärtnern eingeladen, Trauben oder Most zu versuchen. Ein gutes altes Mütterchen, dem wir bei solcher Gelegenheit eine Muttergottesmedaille schenkten, schlug die Hände über den Kopf zusammen, als sie hörte, wir seien aus einem Lande jenseit des Meeres; sie kannte nur die Küstenfahrer; ihr Erstaunen stieg, als sie hörte, daß man dort gar kein Italienisch spreche und verstehe. Nur unser ehrwürdiges Habit verhinderte sie, Zweifel in unsere Aussagen zu setzen. Als wir sagten, wir seien nur um der Religion willen hierher gekommen, leuchteten ihre Augen vor Freuden, und als wir ihr erzählten, wie die Jesuiten und der Heilige Vater uns den Aufenthalt in Rom ermöglichten und nützlich machten, sprach sie in frommer Rührung: „Iddio benedica i gesuiti e il santo padre.“

Die Dörfer sind meist schlecht und unregelmäßig gebaut; einzelne zeigen noch ursprünglich prächtige aber jetzt theilweise wenn nicht verfallene, doch verwahrloste Paläste und Kirchen, sowie umfangreiche Klostergebäude. Einst dienten jene Schlösser Prälaten und Fürsten zur Residenz; jetzt stehen die meisten fast leer. In Viterbo, wohin uns einmal unsere Reise führte, sahen wir in einem mit Fresken geschmückten Saale den Mais fußhoch aufgeschichtet. Der Fattore begriff nicht, wie uns dieser Anblick zum Staunen veranlassen konnte:

er wisse in dem ganzen Palaste kein zum Trocknen und Aufbewahren des Samens geeigneteres Lokal.

Die herrlichsten, schönsten Villen, in denen der Besitzer vielleicht alle Jahre einmal auf vierundzwanzig Stunden einkehrt, zeugen durch ihre prachtvollen Anlagen, die zur Noth eben erhalten werden, daß sie einst der Sitz prunkenden Lebens waren. Die Springbrunnen sind versiegt, die Parkanlagen mit Reisig und Laub übersäet, die Wege mit Gras bewachsen, die herrschaftlichen Gebäude geschlossen. Der Fattore öffnet sie gegen ein Trinkgeld; er drückt die Fensterläden auf, und wir befinden uns in geschmackvollen Zimmern und Sälen; aber sie sind lange schon nicht mehr benutzt worden, eine unangenehme Luft weht uns an, Spinneweben hängen in den Ecken, Staub liegt auf den Möbeln. Wir wenden uns mit stillem Bedauern ab und durchwandern die Gärten und Anlagen, bis wir zur Meierei der Villa gelangen. Die Hälfte der Bewohner des nahegelegenen Dorfs befindet sich dort, im Freien, auf der Tenne, im Hause. Es ist Weinlese; in großen Körben tragen scherzende Burschen und Mädchen die vollen Trauben herbei, Männer und Weiber zerstampfen sie in Kufen mit bloßen Füßen; andere Trauben werden zum Dörren ausgebreitet. Es scheint ein wirres Durcheinander, kein Commandowort erschallt; doch entgeht es dem Beobachter nicht, wie dieses muntere Völkchen in natürlichem Takt sich gegenseitig nicht in der Arbeit stört. Freilich ladet

sich auch niemand eine übergroße Last auf. Kinder laufen zwischen durch, spielen und essen Trauben, soviel sie mögen.

Wenn man an Italiens Dichter, Componisten und Sänger denkt, so kommt man leicht dazu, sich das ganze Volk als ein singendes und musikalisches vorzustellen. Diese Vorstellung ist irrig. Das Volk singt nicht und kann sich mit dem deutschen Volke in dieser Hinsicht gar nicht messen; es sind Recitative mit nichtssagendem Texte, die sie dann und wann bei ihren Arbeiten in träger Weise recht breit und grob herleiern, und die allemal in einen langgedehnten unangenehmen Ton auslaufen. Ich war nicht wenig enttäuscht, als ich diesen Gesang zum ersten mal hörte.

Die Dorfbewohner sind äußerst arm; einen Bauernstand wie bei uns kennt man nicht. Das Land ringsum gehört den fürstlichen, meist geistlichen Herren; große Strecken liegen öde und dienen höchstens zur Weide für die zahlreichen Heerden.

Einst führte uns der Weg bei Ponte Lupo an einem prachtvollen Wasserfalle vorbei über den Campo d'Horatio. Die Ruinen, welche wir sahen, sollen die Ueberreste der Lieblingsvilla des Horaz sein. Wir standen also auf classischem Boden. Ein schönerer Platz für eine Villa hätte sich nicht auffinden lassen. Unweit des alten Trümmerhaufens, umgeben von Gärten, Waldungen und einem Wildpark, befindet sich ein fürstlicher Landsitz, wie

ich ihn oben beschrieben habe. Wir eilten durch die Besitzungen, welche sich bis an den Fuß eines sanft ansteigenden Berges erstreckten. Auf diesem lag ein großes Dorf, ich glaube Galloro hieß es. Wir suchten, als wir daselbst angelangt waren, wie gewöhnlich zuerst die Kirche auf. Sie war verschlossen, und wir gingen deshalb zurück, um das große aus Quadern erbaute mittelalterliche Schloß zu besehen, welches links am Eingange des Dorfs stand. Kaum waren wir auf dem Rückwege, angegafft und gegrüßt von den über unsern Anblick erstaunten Dorfbewohnern, als in aller Hast der Arciprete hinter uns hergeeilt kam, den großen Kirchenschlüssel in der Hand. Es war ein kleiner, runder Herr, auf seinem Gesichte malte sich Besorgniß und Angst. Die Dorfjugend hatte ihn benachrichtigt, wie rothgekleidete Frati vor der verschlossenen Kirchthür gestanden und sich dann unwillig wegbegeben hätten. Der Erzpriester hatte uns nach der Beschreibung für Cardinäle oder mindestens päpstliche Hausprälaten gehalten. „Iddio sia ringraziato!“ rief er aus, als er seinen Irrthum wahrnahm. Den Verschluß der Kirche, eine in Italien unerhörte Sache, entschuldigte er damit, daß sich in seiner armen Gemeinde zu leicht einige böse Buben fänden, welche die Kirche bestehlen möchten. „Una gente cattiva; questi poverini!“ Die Leute waren in der That zu bedauern; abgeschnitten von allem Verkehr, in Beschränktheit erzogen und groß geworden, ihren Erzpriester

für die höchste Person haltend und darum von ihm unbedingt abhängig, nährten sie sich meist von dem kargen Verdienste auf der fürstlichen Villa. In ihrer Erinnerung lebten noch die herrlichen Zeiten, wo der Fürst mit seinem großen Gefolge sich alljährlich monatelang unter ihnen aufgehalten. Nachdem wir mit dem Erzpriester in der Kirche unsere Andacht verrichtet hatten, folgten wir seiner Einladung, mit ihm in sein Besitzthum zu treten. Er führte uns jedoch nicht in sein Haus, sondern direct in den Garten und holte eine große Caraffe voll jungen süßen Weins nebst einem gläsernen Pokal, der gefüllt die Runde machte. Während wir tranken, eilte er nochmals ins Haus und kam mit einem Körbchen voll Brot zurück. Wir nahmen dankend an und waren im Begriff uns zu entfernen, als der geistliche Herr die armen Schäflein seiner Gemeinde dringend empfahl. Einer von uns, der das Commando hatte und den Seckel führte, verstand den Wink und reichte dem Erzpriester einige Paoli für die Armen. Wir begaben uns nach dem Schlosse hin. Zu dem großen castellartigen Gebäude führten breite Treppen, deren Stufen ausgetreten waren. Weite Hallen, große Säle, zerfallene Fenster, wackelige Balcone, zerstörte Fresken waren das erste, was wir sahen. Wir wunderten uns, daß alles offen stand; freilich war es nicht gut möglich, aus diesem Gebäude etwas zu stehlen. Neugierig wanderten wir hierhin und dorthin und durchschritten mehrere Säle und

Zimmer, bis wir endlich auf Spuren sterblicher Bewohner dieser öden Hallen trafen. An der Seite einer geschlossenen Thüre war ein Klingelzug; an der Thür selbst die Inschrift „Dottore medico N. N.“ Wir klingelten, und kurz darauf öffnete ein großer schlanker Mann die Thür. Es war der Doctor selbst, nicht fein, aber anständig gekleidet; kohlschwarzes kurzgeschorenes Haar bedeckte sein Haupt, das Gesicht war von einem wo möglich noch schwärzern Bart beschattet. Wir baten um Erlaubniß, das Schloß besichtigen zu dürfen. Mit jener Höflichkeit, welche der Italiener den Fremden, die sein Haus betreten, ohne Ausnahme erweist, lud er uns ein, in das Zimmer zu kommen. Er stellte uns seine schöne junge Frau vor, die mit ihrem Knäblein auf dem Arm uns so unbefangen entgegenkam, als wären wir alle alte Bekannte. Sie langte ihrem Manne ein Bund Schlüssel von der Wand, und nun ging er voran mit der Aufforderung, ihm zu folgen. Wir durchstöberten das alte Schloß, selbst die halbmorschen Treppen zum Boden hinansteigend, und konnten uns des Lächelns kaum erwehren, als der Doctor von seinem Schlüsselbund auch bei den unverschlossenen Thüren anscheinend Gebrauch machte, und das waren bei weitem die meisten. Wir sahen nichts als überall Ruinen entschwundener Pracht. Die Aussicht nach allen Seiten hin war wunderschön. „Wer sollte“, sprach der Arzt, „das Schloß hier im Stande halten? Es hat keinen Zweck mehr für den Principe, er

kommt dann und wann nach der unten liegenden Villa; hier herauf versteigt er sich kaum. Als ich mich entschloß, meine Praxis unter diesen armen Leuten zu beginnen, wurde mir diese Wohnung bereitwillig und unentgeltlich angeboten. Ich kann nur mit genauer Noth meine wenigen Zimmer in Ordnung halten, denn, wie Sie leicht denken können, ist die Einnahme gering; ich habe viele Mühen und Strapazen, da fünf Stunden im Umkreise kein Arzt zu finden ist. Aber ich liebe meine Landsleute und kann mich nicht gut von ihnen trennen. Freilich, wenn mein Sohn größer sein wird, werde ich seiner Studien halber mich in einer größern Stadt niederlassen müssen. Ich kann Ihnen aber versichern, die dankbare Anhänglichkeit dieser Landbewohner fesselt mich. Hätte ich nur einen Freund in der Umgegend, der gesellschaftliche und wissenschaftliche Unterhaltung böte." — „Nun", meinte einer von uns, „aber der Erzpriester und seine Kapläne?" Der Doctor sah uns fragend an: „Ja ja, die Herren haben zu viel zu thun", sagte er ausweichend, und hielt uns, während wir unsern Rückweg antraten, einen interessanten Vortrag über die Vergangenheit des Schlosses und seiner Herren. Im Wohnzimmer hatte die Frau unterdessen eine Tafel mit Wein und Früchten besetzt. Die einfache offene Herzlichkeit, mit welcher sie uns einlud, gefiel mir äußerst gut. Wir nahmen ein wenig zu uns, unterhielten uns noch eine Zeit lang mit dem Doctor und seiner

Gattin über allerlei, besonders über unser Vaterland, und verabschiedeten uns dankend, nachdem wir dem Doctor hatten versprechen müssen, während unserer Villeggiatur noch einmal bei ihm einzusprechen; er wollte uns dann mit der Umgegend näher bekannt machen. Wir baten um die Erlaubniß, noch einige unserer Mitschüler mitbringen zu dürfen. „Tanto meglio, Signori! Mi raccomando.“

Die Jesuiten, denen wir unser Abenteuer getreulich mittheilten, willigten gern ein. Wir wählten einen Nachmittag zu diesem Besuche, den einige zwanzig Mann unternahmen. Die Jesuiten waren aber so fürsorglich, einen kleinen Karren, bepackt mit Brot, Salami, Käse, Früchten u. s. w., des Morgens an den freundlichen Arzt abgehen zu lassen. Wir durchstreiften mit dem Doctor die nächsten Umgebungen; er machte uns auf die Menge antiker Ueberreste in dieser Gegend aufmerksam. In die alte Burg zurückgekehrt, fanden wir den Tisch zierlich mit den Speisen besetzt; der Doctor ließ von seinem besten Wein auftragen. Seine Frau ergriff die Laute, spielte und sang unter des Mannes Begleitung und forderte uns auf, mit deutschen Liedern fortzufahren. Wir sangen vierstimmig das Walhallalied und „Was ist des Deutschen Vaterland“. Die Lieder fanden Beifall, wir mußten den Inhalt übersetzen, der sehr zu gefallen schien. Als unser Truppenanführer erinnerte, es sei Zeit zum Aufbruch, machte ich den Vorschlag, zum Abschied das

Lied „Es ist bestimmt in Gottes Rath" zu singen. Ich deutete zuvor den Inhalt an, und nun trug der unter uns gebildete Quartettverein den Gesang mit großer Fertigkeit vor, wobei der Arzt und seine Frau ihre Theilnahme nicht verbargen. Wir hatten uns bei der Frau Wirthin bereits verabschiedet, sie begleitete uns bis an die Thür. Der Doctor ging noch weiter mit bis an das zerfallene Eingangsthor. Da zerriß unser täppischer Anführer, ein Baier, das schöne Band, welches uns mit dem Doctor vereinte, durch die taktlose Bemerkung: „Aber, Herr Doctor, wir dürfen nicht verlangen, daß Sie uns den Wein unentgeltlich gereicht haben sollten, ich bitte, sagen Sie uns, was unsere Schuldigkeit ist!" Das blasse Gesicht des Arztes färbte sich etwas; er stutzte einen Augenblick und entgegnete: „Ich verstehe, Sie fürchten sich davor, meine Schuldner zu werden; gut, bezahlen Sie für jeden der Herren einen Bajocco!" (vier Pfennige). Der dumme Baier zog wirklich die Börse; wir durften nichts sagen, er war dermalen unser Vorgesetzter. Der Doctor nahm ruhig das Geld, ohne eine Miene zu verziehen, verbeugte sich fein und kalt mit den Worten „ho l'honore", drehte uns den Rücken zu und ging in seine verfallene Burg zurück. Wir ärgerten uns und machten dem Baier Vorwürfe, deren Grund er nicht begriff. Schließlich meinte er sogar, die Bezahlung sei überflüssig gewesen, denn es wären so große Reste von Speisen übrig geblieben, daß der Doctor

dadurch hinreichend für seinen Wein entschädigt sei. Wir beschwerten uns über dieses Benehmen beim Rector. Der Baier wurde seiner Würde entsetzt, und der Seckel einem andern übergeben.

Während der ersten Periode unsers Aufenthalts auf San-Pastore machten wir auch größere Ausflüge, zu welchen dann der ganze Tag benutzt wurde. Wir erhoben uns in aller Frühe, oft schon vor 4 Uhr und zogen nach Anhörung der Messe in einzelnen Abtheilungen nach verschiedenen Richtungen aus; einigemal suchten wir auch alle dasselbe Ziel auf. Waren an dem Orte voraussichtlich keine Lebensmittel zu finden, so folgte ein mit Speise und Trank beladener Eselswagen nach. Da ging es denn einmal hin nach Compatri. Ehedem war dies ein reiches Städtchen mit einem großartigen Karmeliterkloster gewesen, in welchem ein zahlreicher Convent dem Gebete, dem Studium, dem Unterrichte der Jugend und andern frommen Uebungen oblag, im Genuß des reichen Einkommens, mit welchem das Kloster dotirt war. Jetzt ist Compatri wie ein armseliges Dorf. Es liegt hoch im Gebirge, ein wahres Felsenneſt, zu dem kein ordentlicher Weg mehr führt, umgeben von Schluchten und den Ausläufern der langen Hügelreihe, auf welcher der alte Fabius sich durch sein Hinundherziehen den Namen Cunctator erwarb. Die Lage dieses Orts ist günstig für Diebes- und Räuberfamilien; die Einwohner sind durchweg Gesindel, das den päpstlichen Dragonern viel zu schaffen

macht. Wir stiegen hinauf bis zum höchsten Punkte, von welchem herab das Kloster mit der Kirche seinen Schatten in das Dorf wirft. Im Kloster selbst kehrten wir ein. Bei dem Verfalle Compatris hatten sich die Mönche allmählich, wenn es eben anging, aus dem Staube gemacht, um in andern Conventen ihren Aufenthalt zu nehmen. Eine Zeit lang sandte man straffällige Klosterbrüder hierher zur Buße; aber auch diese Verwendung des Orts war von kurzer Dauer, denn wer wollte dort mit Erfolg über störrische Mönche die Aufsicht führen? Augenblicklich wohnten nur ein im besten Mannesalter stehender Pater und zwei Brüder in diesem großen Gebäude, dessen Zellen einst über hundert Mönchen zur Wohnung gedient hatten. Das Kloster war nicht sehr verfallen, indessen hatten die guten Compatriner mit Ausnahme der die Wände zierenden Bilder und Gemälde bereits alles, was nicht nagelfest war, abgeholt, selbst die Klosterkirche war ausgeraubt und blieb verschlossen. Die großen Gärten lagen unbebaut und wüst. „Es hilft uns nichts, wir können nichts darin ziehen; es wird alles gestohlen!" erklärte uns der Pater. In der gemeinschaftlichen Zelle der Bewohner befand sich nichts als ein Strohlager, ein alter Tisch und drei Stühle; werthlose Bilder hingen an den schlecht geweißten Wänden. In dem großen gewölbten Refectorium waren die alten hölzernen Tische und das große Lesepult an den Auftritten der Seitenwände befestigt und hatten den raub-

lustigen Dorfbewohnern bisher noch Widerstand genug entgegengesetzt. Heute waren diese Tische vielleicht seit vielen Jahren zum ersten mal wieder mit Speisen und Wein besetzt. Der Pater und die Brüder nahmen an dem Mahle theil. Letztern kamen die Thränen in die Augen, als das übliche lateinische Tischgebet gesprochen und die Speisen vom Priester gesegnet wurden. Nach der Tafel folgten wir dem Pater zu einem Spaziergange. Dieser Mönch, der hier ganz vereinsamt und unter den ärmlichsten Verhältnissen lebte (er erzählte, daß warme Speisen bei ihm eine Ausnahme wären), hatte sich trotzdem die Frische des Geistes bewahrt. Es war eine schöne stattliche Figur; sein Gesicht hatte vornehme Züge, sein Auge war dunkel, groß und feurig, das kahl geschorene Haupt entstellte ihn nicht, er trug ein grobes aber reinliches Habit und ging barfuß. Sein Benehmen und seine Sprache waren edel, fein und ungekünstelt. Er redete mit vieler Kenntniß über die älteste Vergangenheit dieser classischen Gegend, erklärte uns den Zug des Fabius, die peinliche Lage Hannibal's, bestimmte annähernd die einzelnen damals strategisch wichtigen Punkte, und führte uns nach der Richtung, wo einst Tusculum lag. Unter seinem Arme trug er ein Album, in welchem er uns einzelne von ihm entworfene Skizzen zeigte. Er gab an, das Aufnehmen und Zeichnen sei seine liebste Beschäftigung; er bedauere nur, daß die Ausgrabungen im alten Tusculum einstweilen wieder eingestellt seien.

Während wir die Abbildungen ansahen und seinen Erläuterungen zuhörten, waren wir auf der Stelle angelangt, wo einst der Lieblingsaufenthalt Cicero's lag. Viele Alterthümer waren bereits freigelegt, z. B. eine Säulengalerie und das Proscenium des Theaters; der Pater erklärte mit einer solchen Lebhaftigkeit, daß wir trotz des unvollkommenen Anblicks eine klare Vorstellung erlangten. Plötzlich machte einer von uns auf die gegenüberliegende Bergspitze aufmerksam. Diese war durch eine breite und tiefe Schlucht von uns getrennt, und beide Hügelketten diesseits und jenseits mit Dornen, Buschwerk und Gestrüpp bewachsen. Die untergehende Sonne vergoldete die Bergeshöhen mit ihren letzten Strahlen. In ihrem zauberischen Lichte erblickten wir dort oben auf der Höhe eine lange Gestalt, bekleidet mit unserm rothen Gewande, den schwarzen Pilgerhut am Sturmbande im Nacken hängend, das weißblonde Haar im Abendwinde flatternd. In der Linken hielt die Gestalt den Pilgerstab, mit der Rechten winkte sie uns zu. Es war der lange Georg, ein Mitschüler aus dem Münsterlande, in dessen Heidebewohnern schon andere als ich einen schwärmerischen Zug haben erkennen wollen. Er hatte an unsern archäologischen Unterhaltungen keinen Geschmack gefunden und einen romantisch einsamen Abstecher in die Berge gemacht. Unser Pater Rector rief erstaunt: „Ma che cosa!“ Dem Zurückkehrenden, der solche Extratouren auf unsern Spazierfahrten liebte,

wurde eine leise Rüge zu Theil. Es war wegen der giftigen Nattern, die sich in den unwegsamen Schluchten aufhalten, gefährlich, durch dieselben zu wandern, besonders bei unserer Fußbekleidung, die aus einfachen Knöpfschuhen und rothen Strümpfen bestand. Die meisten der dortigen Landbewohner tragen deshalb bis an die Knie reichende dichte lederne Gamaschen. Mit vielem und gewiß verdientem Danke verabschiedeten wir uns von dem Pater und den Brüdern, und kamen ermüdet, aber fröhlich auf der heimischen Villa an.

Andere Ausflüge führten uns vorüber an offen liegenden römischen Grabstätten mit ihren eingemauerten Aschenkrügen, vorbei an sonstigen Alterthümern der Römerzeit, die Via Appia entlang nach Palestrina, dem alten Praeneste, mit seinem prachtvollen, aber auch verödeten Palaste, in welchem man die großartigsten Reste alter Mosaik gewahrt, Kriegsscenen darstellend; nach Subiaco, dem Ursitze der Benedictiner, nach Camaldoli u. s. w. Ich begnüge mich damit, nur noch unsere Reise nach Tivoli, dem alten Tibur zu beschreiben. Sie fand an einem Tage statt, wo auch Papst Gregor, dem diese Stadt durch Anlage einer Fabrik, sowie durch die mit großen Kosten bewerkstelligte Umbettung des Teverone viel zu verdanken hatte, dieselbe mit einem Besuch beehrte. Es war ein eigenthümlicher Anblick, als wir des Morgens in aller Frühe auf dem Platze vor dem Hause uns zur Abreise rüsteten. Einige Eselstreiber

hielten dort mit etwa vierundzwanzig Eseln; dann waren vier oder fünf Pferde vorhanden, endlich ein großer mit zwei Ochsen bespannter Proviantkarren, auf dem aber noch mehrere fahren konnten. Einige Zöglinge gingen zu Fuße, andere setzten sich auf die Esel, die glücklichsten erwischten ein Pferd. Ich erlangte einen Esel. Eine mit einem Gurt befestigte Decke oder ein schlechter Sattel, ein Strick, der an eine über der Nase des Thieres befestigte Kette gebunden war, bildeten die Equipirung. Seltsam nahm sich der lange Georg aus, welcher einen kleinen Esel ritt; die Füße standen auf der Erde, wenn er die Beine nicht krumm in die Höhe zog; zum Scherz ließ er den Esel zwischen seinen Beinen weglaufen, versetzte ihm einen tüchtigen Hieb mit dem Stocke, und wenn dann Langohr zu traben anfing, so saß er flugs wieder darauf, und unter seiner schweren Last ging das Thier alsbald wieder Schritt. Wir waren ohne Ordnung aus dem Thore geritten. Ich kam neben einen Baiern, der sehr viel an Husten und Brustbeklemmung litt, und machte ihm begreiflich, daß er viel besser daran thun würde, mir sein Pferd zu überlassen und den Esel zu benutzen, der im Traben nicht so hart aufstieße. Wir wechselten, ich bestieg das Pferd und hieb mit dem Stricke darauf los, konnte es aber nur in langsamen Trab setzen; dabei stieß es so arg, daß mir der Tausch in der ersten Minute leid war. Als ich so dahintrabte, stolperte es plötzlich über einen der losen Steine der alten Römerstraße und

stürzte, ich schoß über den Kopf des Thieres weg und blieb dabei seltsamerweise aufrecht stehen. Ich glaubte, das Pferd habe das Genick gebrochen, überzeugte mich aber bald vom Gegentheil. Das Thier sprang auf und eilte davon, ich behielt den Strick mit der abgestreiften Kette in der Hand. Erst auf der Landstraße erhielt ich den Gaul von zwei Bauern wieder. Ich legte den Strick an und schritt demüthig neben dem Pferde einher, wobei die Bauern ihre Spottreden nicht zurückhielten. Endlich erspähte ich den Ochsenkarren, eilig schwang ich mich auf den Gaul, ritt heran und fragte die Kameraden, welche auf dem Karren saßen, ob jemand Lust zu reiten habe. Augenblicklich sprangen drei oder vier vom Wagen, und ich war mein Pferd los. Ein Schweizer hatte das Glück, mein Nachfolger zu werden. Er konnte infolge dessen am Abend nicht gut gehen. Endlich erreichten wir das in der schönsten Landschaft des Kirchenstaats gelegene Tivoli. Umgeben von den herrlichen Landsitzen der reichsten Römer liegt die Stadt zur Hälfte im Thale, zur Hälfte terrassenförmig auf der Höhe eines Bergs. Der Wasserfall des Teverone ist sehr schön. Der Fluß strömt in einem künstlichen Felsenbett, und stürzt am Ende desselben seine zerstäubenden Gewässer tief hinab in eine Schlucht. Von den Sehenswürdigkeiten Tivolis selbst kann ich nichts erzählen. Wir eilten dem ankommenden Papst entgegen. Eine dichte Volksmenge strömte zur Stadt hinaus; endlich erschien der

Wagen des Heiligen Vaters, umgeben von sechs Nobelgardisten und mit sechs Rappen bespannt; am Weichbilde der Stadt wurde Halt gemacht, und nachdem der Papst die links und rechts niederknieende Volksmenge gesegnet hatte, bewillkomneten ihn die Geistlichkeit und die Ortsbehörden. Während der kurzen Unterredung wurden die Pferde ausgespannt, und der Wagen von einer Unzahl Burschen in Hemdsärmeln, mit blauen Gürteln und weißen Schweißtüchern in die Stadt gezogen. Ein evviva folgte dem andern; dazwischen „Santo Padre, la benedizione!“ Was der Papst in der Stadt gethan, weiß ich nicht; sein Aufenthalt dauerte nur kurze Zeit; er fuhr bald nach Castel Gandolfo zurück. Böllerschüsse und Glockengeläute fehlten nicht bei der Feierlichkeit. Zu Mittag waren wir auf die bei Tivoli gelegene Villa des Collegiums dei Nobili eingeladen. Dann besuchten wir die Villa Adriana, die großartigste Ruine ihrer Art, welche die Einrichtungen der alten Zeit, die Sklavengemächer, die Badezimmer u. s. w. noch ganz deutlich zeigt. Als wir uns alles angesehen hatten, kehrten wir nach San-Pastore zurück. Die Jesuiten thaten ihr Möglichstes, uns diese Vergnügungsfahrten angenehm zu machen. Während wir abwechselnd ritten und gingen, blieben die Patres immer zu Fuß; selbst den schon ältern Pater Rector konnten wir nicht bewegen, aufzusitzen, obschon ihm das Gehen dann und wann sichtlich schwer fiel.

Man wird leicht begreifen, wie rasch uns die ersten vierzehn Ferientage enteilten. Während der zweiten Periode unsers Aufenthalts hörten die größern Ausflüge auf. Morgens nach dem Frühstück bis 10 Uhr war Studium; dann konnte bis zu Mittag jeder thun was er wollte; man tummelte sich in den Gärten der Villa umher, vergnügte sich mit Ballspiel, oder trieb sonst allerlei Kurzweil. Nach dem Mittagessen wurde die Zeit bis 5 Uhr in gleicher Weise hingebracht. Dann gab es eine Merenda, darauf wurde eine gemeinschaftliche geistliche Lectüre getrieben und dann bis 7 Uhr studirt. Vor dem Abendessen begaben wir uns in die Kapelle, um eine Marienandacht zu verrichten. Von unserm tüchtigen Sängerchor wurde die lauretanische Litanei vierstimmig gesungen; die Melodien waren heitern Opernarien neuerer italienischer Meister nachgebildet. Nach der Litanei erfolgte der sogenannte Versiculus, und darauf sprach der Priester das Schlußgebet. Die Versiculi waren die in der römischen Marienverehrung hergebrachten, z. B. O felix puerpera, quae talem meruit procreare creatorem, oder: Quae sine tactu pudoris inventa es mater salvatoris. Wir haben diese Verse in aller Harmlosigkeit und, wenn man will, mit Andacht gesungen. Nach dem Abendessen wurden im Freien jugendliche Spiele vorgenommen, oder man erging sich, bis die Glocke das Zeichen zum Abendgebet und zum Schlafengehen gab. Dann und wann erhielten wir Besuch von

den Zöglingen des Collegiums bei Nobili oder des irländischen Collegiums, deren Rector der jetzige Erzbischof von Dublin, Dr. Cullen, war, ein intimer Alliirter der Jesuiten. Einmal sahen wir auch den Jesuitenmissionar Rillo, einen Polen von Geburt, umgeben von Propagandisten, dessen Thätigkeit unter den Maroniten in Syrien eine traurige Berühmtheit erlangt hat.

Die Gemeinde, zu welcher unsere Villa gehörte, war die arme Landgemeinde von Gallicano, einem elenden, wenige Minuten von unserer Wohnung entfernten Dorfe. Dort herrschte unumschränkt der Arciprete, ein jenem Priester von Galloro ähnlicher Mann, klein, dick, mit den Zügen genügsamer Selbstzufriedenheit darüber, daß er es so weit gebracht hatte. Seine beiden Kaplane standen zu ihm in dem Verhältnisse von Dienern zum Herrn. Sie empfingen von dem Erzpriester, bei dem sie freie Wohnung hatten, kaum so viel, um sich in ordentlicher Kleidung erhalten zu können, und sahen erbärmlich aus. Nicht selten waren sie bei uns zu Gaste, der Erzpriester indessen nur einmal. Die Bildung des niedern Klerus im Kirchenstaat ist sehr mangelhaft. Außer ihrem Küchenlatein und etwas casuistischer Moral verstehen sie sich auf nichts, es sei denn auf die Kunst, sich unter drückenden Verhältnissen das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Unsere deutschen Priester bilden zu ihnen einen eigenthümlichen Gegensatz. Die italienischen Geistlichen bewegen sich überall in größerer

äußerlicher Freiheit, als es bei uns gestattet ist; sie jagen, reiten, fangen Fische und Vögel, machen Besuche und dürfen, wenn sie zu Erzpriestern avancirt sind, sich schöne oder häßliche Mädchen im Hause halten, ohne Aergerniß zu geben.

In Gallicano fiel das höchste kirchliche Fest in den October; ich glaube, es war das Kirchweihfest, und die Kirche der heiligen Brigitta geweiht; auf diesen Tag fällt, wenn ich nicht irre, zugleich das allgemeine Rosenkranzfest. Wir durften bei einer solchen Gelegenheit natürlich nicht fehlen. Ein Jesuitenpater übernahm die Festrede. Wir kamen morgens gegen 9 Uhr ins Dorf, um der Hauptmesse beizuwohnen und die Procession mitzumachen. Die Häuser waren bekränzt, überall geschmückte Heiligenbilder auf den vor den Thüren errichteten Altären, das bunteste Durcheinander von Weibern, die laut zur heiligen Brigitta beteten, und von Männern, die schlechte Cigarren feil boten. Dort scherzten und sangen junge Burschen und Mädchen in bunter Tracht; dazwischen tönten Böllerschüsse und Glockengeläute. Wir drängten uns mit der Menge in die Kirche hinein; dies Singen, Beten und Lärmen war ein sonderbarer Gottesdienst; vor der Kirchthür machten junge Leute zur Vermehrung der Andacht dann und wann einen betäubenden Lärm, indem sie mit Stäben auf lange metallene Platten schlugen. Die Predigt rührte alle Frauen zu Thränen. Nach der Messe begann die Procession

durch das Dorf. Der Pastor, umgeben von seiner Klerisei und uns, trug die geweihte Hostie in der Monstranz; ein fortwährendes Klingeln, Läuten, Schießen betäubte uns fast; allein den Haupteffect machte Brigitta, die große Heilige, die mit vieler Mühe unter Rufen und Schreien auf Balken durch die Straße gerollt wurde. Um den Lärm, der uns unerträglich wurde, etwas zu mindern, fingen wir bei dem ersten Haltpunkt einen vierstimmigen Gesang an. Die Leute horchten mit sichtlicher Freude, und der Marsch wurde mit größerer Ruhe fortgesetzt, bis wir nach den üblichen Unterbrechungen und Gebeten die Kirche wieder erreichten. Nach der Andacht verabschiedeten wir uns beim Arciprete. Das ganze Dorf war voll von unserm schönen Gesange. Wir hatten das Lied Ave maris stella vorgetragen, und zwar, so gut es mit Dehnung oder Kürzung der Silben und Wiederholung der Wörter anging, nach der bekannten Melodie „Sah ein Knab ein Röslein stehn“.

Wir führten auch kleine Lustspiele in unserer Villa auf, wenn uns unsere Professoren von Rom aus besuchten. Meistentheils waren die Stücke von den Jesuiten selbst verfertigt; doch kam auch einmal seltsamerweise der Eckensteher Nante im Verhör zur Aufführung, welcher die der deutschen Sprache mächtigen unter den Patres höchlich ergötzte. Ein Familienfest bildete der Tag, den wir zu Ehren unsers Rectors feierlich begingen. Da war Spiel und Gesang, Lust und Scherz vom Morgen an.

Gegen Abend wurden die Villa und der ganze Hofraum beleuchtet; große Ballons, die wir angefertigt, stiegen mit unsern Glückwünschen bemalt himmelwärts, und oft gelang dies Spiel so ausgezeichnet, daß der Ballon kerzengerade auffuhr, und das kleine Feuer unter ihm endlich wie ein Sternlein erschien. Vorher erschallte von der Loggia herab dem Rector ein Ständchen, und alle Kehlen ließen ein freudiges Lebehoch erschallen. Dann begann die dramatische Aufführung. Ein fröhliches Mahl wartete unser nach derselben, worauf endlich ein kleines Concert die Feier beschloß.

Wie rasch enteilten die schönen Tage der Villeggiatur! Wir kehrten nach Rom zurück in das berühmte Collegium de Urbe Germanico-Hungaricum, ich zur feierlichen Einkleidung in die rothe Mönchstracht. Andere Dinge erwarteten uns hier, als unsere ländlichen Vergnügungen auf der Villa San-Pastore.

Achtes Kapitel.

Das Collegium Germanicum. Die Uebungen des heiligen Ignatius.

Das ursprüngliche Gebäude des von Ignatius Loyola gestifteten deutschen Collegiums ist der sogenannte Apollinaris. Nach Aufhebung des Jesuitenordens ging derselbe zunächst in den Besitz der Dominicaner über, die zu Vorstehern des Collegiums ersehen wurden. Unter der Herrschaft derselben wurde das Institut, wol nicht ohne den geheimen Einfluß verkappter Jesuiten, zu Grabe getragen; es kamen keine Zöglinge mehr aus Deutschland nach Rom herüber. Nunmehr nahm die päpstliche Curie von dem prachtvollen Collegiatsgebäude und der schönen Kirche Besitz. In die Räume des Palastes wurde das römische Generalvicariat sowie das Priesterseminar verlegt. Nach der Wiederherstellung des Jesuitenordens erstand aber auch gleich das Collegium Germanicum wieder. Die Jesuiten nahmen die Zöglinge in ihr Stammkloster al Gesú, dem Sitze des Generals, auf und machten bis in die jüngste Zeit vergebliche Anstrengungen zur Wiedererlangung des Apollinaris. Das

früher mit dem Collegium Germanicum verbundene Collegium dei Nobili wurde separirt und unter besonderer jesuitischer Leitung weiter fortgeführt. Pius IX. hat den Jesuiten endlich Stillschweigen wegen ihrer Reclamen auferlegt, und ihnen oder vielmehr dem deutschen Collegium den Palast Borromeo zum Geschenk gemacht. Während meiner Anwesenheit in Rom bewohnten wir aber noch das zweite Stockwerk des am Fuße des Capitols gelegenen Jesuitenklosters al Gesù, eines großen, weitläufigen Gebäudes mit einer kostbar, wenngleich geschmacklos verzierten Kirche und einem Dutzend größerer oder kleinerer für verschiedene Bruderschaften und andere Zwecke bestimmten Kapellen; einige derselben liegen im Souterrain und müssen auch bei Tage beleuchtet werden. Mein erster Gang führte mich hinauf in den zweiten Stock, in die Kreuz und Quere durch weite, gewölbte Gänge, vorbei an großen und kleinen Oelgemälden, an Fresken von größerm und geringerm Werthe, hin zur Schneiderwerkstatt. Der Bruder Schneider hatte nur das Maß zu nehmen, um aus dem zahlreichen Vorrath alter und neuer fertiger Kleidungsstücke die passenden alsbald hervorzulangen. Wir empfingen einen alten und einen neuen Talar nebst Cingulum, ein Paar Kniehosen, eine Domestica, eine Scholastica und den Dreimaster. Mit diesen Dingen versehen begab sich jeder auf die für ihn bestimmte geräumige Zelle. In derselben fand er einen Tisch, einen Sessel, einen Stuhl,

ein Pult, einen Wandschrank für die Kleider, ein Bett und einen Betschemel. Das Bett bestand aus zwei eisernen Böcken, auf welchen drei Breter lagen. Darauf befand sich ein Strohsack, eine Matratze, ein Querkissen, Bettuch und Kopfkissen, dann noch ein Bettuch und eine wollene Decke. Die Wände des Zimmers waren geweißt und ohne allen Schmuck, wenn man nicht etwa einen ziemlich guten Holzschnitt dahin rechnen will, einen Heiligen des Jesuitenordens und die Muttergottes darstellend, welche in Rahmen ohne Glas dahingen. Gleich am Eingang neben der Thür war ein Weihwassernäpfchen befestigt, dahinter ein geweihter Palmzweig. Als ich mit meinen rothen Kleidungsstücken in die mir angewiesene Stube trat, fand ich auf dem Bette ein Paar rothe Strümpfe, zwei Hemden, Hand- und Taschentücher ausgebreitet. Mit großer Hast vollzog ich, ohne mich lange im Zimmer umzusehen, den Kleiderwechsel; Weste und Halstuch wurden nicht getragen; der militärartig aufrechtstehende Kragen machte letzteres überflüssig. Ich war nun ein vollständiger gambero cotto bis auf die Fußbekleidung. Letztere, aus plump gearbeiteten Knöpfschuhen bestehend, erhielt ich in den folgenden Tagen. Vergeblich suchte ich einen Spiegel, um mich in meiner neuen Tracht zu besehen. Als ich das Fenster zu Hülfe nehmen wollte, um meine Neugier zu befriedigen, gewahrte ich, daß mein Zimmer in diesem Punkte Aehnlichkeit mit einem Gefängnisse habe. Vor

dem Fenster befand sich ein großer hölzerner Kasten, hoch genug, um nicht darüber hinweg zu sehen; er verhinderte den Blick auf die Straße, und ließ das Licht nur von oben herein. Diese Kästen waren vor den meisten nach der Straße hin liegenden Fenstern des Klosters angebracht. Ich konnte mich eines peinlichen Gefühls nicht erwehren, indessen hoffte ich, wir würden doch häufig genug auf die Straße kommen. Nachdem ich mit Hülfe eines Buchs, welches ich hinter die Fensterscheibe hielt, meine rothgekleidete Figur nicht ohne Genugthuung betrachtet hatte, ging ich der erhaltenen Weisung gemäß in die camera communis, wo uns weitere Verhaltungsmaßregeln gegeben werden sollten.

Die Zöglinge des Germanicum sind in zwei Abtheilungen geschieden, deren Mitglieder nur nach eingeholter besonderer Erlaubniß miteinander verkehren dürfen. Die untere Abtheilung ist die camera philosophorum, die obere die camera theologorum. Wir neuen Ankömmlinge, etwa funfzehn an der Zahl, wurden als Novizen in die camera philosophorum eingestellt. Jede Kammer hatte einen Präfecten, einen Bidellus, einen Sacristan u. s. w., welche aus den Zöglingen selbst durch den Rector ernannt wurden. Zu Präfecten wurden diejenigen erwählt, die im letzten Jahre ihres römischen Aufenthalts waren, gemeiniglich Priester. Sie hatten für Aufrechthaltung der Disciplin in ihren Kammern zu sorgen. Dem Präfect zunächst

stand der Bidellus; er mußte uns früh mit dem Gruße „Deo gratias“ wecken, worauf wir „et Mariae“ antworteten; er sah darauf, daß die Hausordnung innegehalten wurde und vertrat den Präfecten in dessen Abwesenheit.

Wir trafen also in der camera communis zusammen und scherzten über unsere Umwandelung, bis der Pater Spiritualis eintrat und nach kurzem Gebet auseinandersetzte, was die Obern von einem echten wahren Zögling erwarteten. Es wurde uns besonders empfohlen, die größte Offenheit und Freimüthigkeit zu zeigen, dann wurde uns Gehorsam gegen die Vorsteher und die von ihnen bestellten Präfecten und Bidelle eingeschärft. Damit wir aber unsere Arbeit mit würdigem Ernste beginnen und die weltlichen Gedanken gründlich verbannen möchten, die wir mitgebracht, oder die den ältern Zöglingen etwa noch von der Villa her anhafteten, so sollten wir die achttägigen Exercitien des heiligen Ignatius durchmachen. Bis zum Abendessen möchten wir ordnen, was noch zu ordnen sei, die Philosophen des zweiten Cursus sollten uns Novizen das Nothwendige zeigen, denn nach dem Abendessen dürfe niemand mehr sprechen, sondern von da ab bis zum Ende der Uebungen sei Stillschweigen zu beobachten. Ein Gebet beschloß die Anrede. Hierauf hielt der Präfect eine Ansprache an uns mit solcher Stimme und Geberde, daß man sah, es war ihm Ernst, und ich mir

vornahm, ihn wie meinen Obern zu betrachten, was er übrigens von allen als Schuldigkeit verlangte. Er bezeichnete für jeden Novizen einen ältern Zögling, der ihm zur Hand gehen und alles Erforderliche zeigen sollte. Hierauf gingen wir paarweise in unsere Zellen zurück. „Zunächst“, so lautete die Anweisung meines Mentors, „müssen Sie jeden Morgen Ihr Bett machen, das geschieht also.“ Hierbei zeigte er mir, wie man den Strohsack und die Matratze umkehren müsse. „Darauf kehren Sie Ihr Zimmer aus, dort in der Ecke steht der Besen.“ Wirklich war während unsers Aufenthalts in der camera communis in jedes Zimmer ein neuer Besen gebracht worden. „Die Wichskammer befindet sich dort unten links, die letzte Thür, da finden Sie alles, was nöthig ist, um die Schuhe zu reinigen und zu wichsen.“ Mit allen weitern Lokalitäten wurde ich bekannt gemacht, ich erfuhr, woher das Oel zu langen, wo der Wachsstock zu bekommen sei u. s. w. Unter den neuen Ankömmlingen war auch ein ungarischer Graf. Derselbe verließ nach zwei Jahren das Collegium wieder, und wurde Husar in österreichischen Diensten. Dieser junge Mann, dem es auf San-Pastore außerordentlich gut gefallen hatte, konnte sich von seinem Erstaunen nicht erholen, als ihm sein Führer ähnliche Erläuterungen gab, wie mir der meinige. Als er gar vom Wichsen hörte, entsetzte er sich. Er ging von einem zum andern, um sich zu überzeugen, ob sein

Führer nicht mit ihm gescherzt habe, in der Hand das ihm von den Jesuiten über das Collegium zugestellte Programm. Dieses war in lateinischer Sprache geschrieben und enthielt einen Satz, der mit Fug also übersetzt werden konnte: „jeder hat einen eigenen Diener"; indessen war die Fassung zweideutig, und es konnte auch heißen: „jeder besorgt seine Bedienung selbst".

Ich kehrte darauf, voll Erwartung der kommenden Dinge, in mein Zimmer zurück. An Büchern fand ich daselbst nichts vor, als ein kleines Neues Testament, einen Thomas a Kempis und ein Betrachtungsbuch, alles in lateinischer Sprache. Zunächst sollte nicht studirt werden, Bücher könnten zerstreuen. Ich ging, um meinem Bruder, der ein Zimmer im ersten Stock des Hauses bewohnte, auf acht Tage Ade zu sagen, bekreuzte mich aber erst und besprengte mich mit Weihwasser, ehe ich das Zimmer verließ. Diese Ceremonie machten alle beim Ein- und Ausgehen. Von meinem Bruder erhielt ich noch einige Ermahnungen, die geistlichen Uebungen in rechter Weise zu begehen und Gott um Erleuchtung zu bitten. Heilige Gefühle ergriffen mich, und ich war voll frommer Vorsätze, als die Glocke das Zeichen zum Essen gab. Nach dem Abendessen begaben wir uns in die camera communis; den Novizen wurden die Exercitien separat gegeben; die übrigen Philosophen und Theologen machten sie zusammen. Die Tagesordnung wurde dictirt, die Betrachtungsweise mit-

getheilt und schließlich wurden die Betrachtungspunkte für den folgenden Morgen angegeben. Damit waren die heiligen Uebungen eingeleitet. Der Pater Spiritualis, unser Exercitienmeister, bemerkte noch, daß er für die Probezeit, das erste halbe Jahr unsers Aufenthalts im Collegium, unser Beichtvater sei. Die Tagesordnung während der heiligen Uebungen war im ganzen dieselbe, wie ich sie bei Schilderung des kleinen Germanicums zu D. im zweiten Kapitel angegeben habe. Die Uebungen selbst unterschieden sich freilich wesentlich von denen, welche der würdige Pastor in D. mit uns in meiner Knabenzeit vorgenommen hatte, auch sind sie ihrem Zwecke nach für Erwachsene und nicht für Kinder bestimmt.

Ueber die Exercitien des Ignatius Loyola und das Wesen der damit verbundenen geistlichen Betrachtungen und Gewissenserforschungen belehrt den Unkundigen das in lateinischer Sprache geschriebene Werk: „Exercitia spiritualia S. P. Ignatii de Loyola cum versione litterali ex autographo hispanico notis illustrata, editio altera“ (Namur 1841), herausgegeben vom General Roothaan, welchem vorgedruckt sind die „Litterae encyclicae R. P. Ioannis Roothaan praepositi generalis societatis Jesu ad patres ac fratres ejusdem societatis de spiritualium exercitiorum studio et usu“. Ich entnehme diesem merkwürdigen Buche folgende wörtlich übersetzte Notizen.

Seite 1: „Unter dem Namen geistliche Exercitien verstehen wir eine jegliche Art, das eigene Gewissen zu erforschen, zu betrachten, laut oder in Gedanken zu beten und andere geistliche Verrichtungen, welche wir demnächst angeben werden. Sowie Spazierengehen, einen Weg Zurücklegen und Laufen körperliche Uebungen sind, so nennen wir geistliche Uebungen solche Thätigkeiten, wodurch wir unsere Seele vorbereiten und in den Stand setzen, daß sie alle unordentlichen (male ordinatas) Neigungen ablegt, und wodurch wir nach Entfernung derselben den Willen Gottes in Betreff unserer Lebenseinrichtung und unsers Seelenheils aufsuchen und finden." Nun folgen zunächst neunzehn adnotationes, in denen Verhaltungsmaßregeln für diejenigen vorgeschrieben werden, welche die Exercitien geben (tradunt) und empfangen; dabei wird auf die verschiedenen menschlichen Verhältnisse, auf Gebildete, Ungebildete, Geschäftsleute u. s. w. Rücksicht genommen, z. B. adnot. 5: „Beim Beginn der Uebungen soll man seinen ganzen Willen und seine Freiheit Gott darbringen, damit die göttliche Majestät über den Uebenden selbst und alles, was er hat, nach ihrem Wohlgefallen verfüge"; adnot. 14: „Wenn derjenige, welcher den Uebungen obliegt, sich im Zustande reichlicher Tröstung und besondern Eifers befindet, so ist zu vermeiden, daß er sich durch ein Versprechen oder Gelübde unüberlegt und kopfüber binde, und dies um so mehr, von je unbestän-

digerm Charakter er ist"; adnot. 18: „Die Uebungen müssen nach der Beschaffenheit dessen, welcher geübt wird, nach seinem Alter, seinen Kenntnissen, seinen Fähigkeiten eingerichtet werden, damit man nicht einem Rohen oder Schwachen oder Unfähigen das auferlege, was er ohne Nachtheil nicht leisten kann; adnot. 19: für einen Menschen, welcher durch öffentliche oder andere nothwendige Geschäfte in Anspruch genommen ist, reichen, wenn er gute Anlagen oder wissenschaftliche Kenntnisse hat, täglich anderthalb Stunden hin, um einige Uebungen zu nehmen", u. s. w. Von Seite 24 ab werden die Exercitien selbst beschrieben. Sie umfassen eigentlich den langen Zeitraum von vier Wochen und zerfallen darnach in vier Hauptabschnitte. Da aber nur Naturen wie der heilige Ignatius diese vier Wochen würden aushalten können, so übt man gewöhnlich, wie es auch bei uns geschah, nur eine Woche. Die Exercitien bestehen, unter Beobachtung gewisser äußerlicher Vorschriften, z. B. des Schweigens u. a., aus den sogenannten Betrachtungen (contemplationes), der besondern Gewissenserforschung (examen conscientiae particulare), der allgemeinen Gewissenserforschung (examen conscientiae generale), verbunden mit wiederholten Beichten, namentlich einer Generalbeichte, welche sich über das ganze verflossene Leben erstreckt, und dem Genuß der Communion. Die Betrachtung ist ein stilles Nachdenken über religiöse Gegenstände nach besonderer

Vorschrift und Leitung des Exercitienmeisters. Ueber das Resultat derselben thut der letztere seine Fragen, besonders über die lumina (die Lichtpunkte), d. h. diejenigen Dinge, die einem dabei besonders anschaulich geworden sind. Die Lumina standen besonders auf der Tagesordnung, man schrieb sie auch wol in ein Heft ein. Einige mit mir zugleich angekommene Baiern — die meisten deutschen Zöglinge des Collegiums waren Baiern —, denen die figürliche Bedeutung des Worts unbekannt war, gingen anfänglich, so oft wir an die Lumina kamen, hinaus und kehrten mit angezündeten Kerzen zurück, bis sie eines Bessern belehrt wurden.

Der Betrachtungsstoff der Exercitien zerfällt in vier Haupttheile. Erster Theil: die Grundlegung, enthaltend die Betrachtungen a) über die Bestimmung des Menschen, b) über die Sünde, c) über die Hölle. Zweiter Theil: das Reich Christi, enthaltend Betrachtungen aus dem Leben Christi von seiner Geburt bis zu seinem Leiden, nach Texten der Vulgata. Der dritte Theil umfaßt Betrachtungen über Christus vom letzten Abendmahl bis zum Begräbniß; der vierte fröhliche Theil betrachtet die Auferstehung und die darauf folgenden Erscheinungen Christi, dreizehn an der Zahl, die Himmelfahrt und die Freuden des Himmels, die allen seinen Getreuen bevorstehen. Außer den Betrachtungen werden Lectüren vorgeschrieben, die auf den Gegenstand Bezug haben, und über das äußerliche Verhalten Regeln bis ins Einzelne

gegeben, damit die Exercitien die möglichst größte Frucht bringen. S. 66—68, additio I: De cogitatione ante somnum. II: Quid sit cogitandum, cum quis expergiscitur. III: Ante meditationem paullulum standum. IV: Quo corporis situ exercitium faciendum et quomodo punctis immorandum. VI: De rebus jucundis ac laetis non cogitandum. VII: De cubiculi obscuritate adhibenda. VIII: A risu temperandum et a verbis jocosis. IX: De oculorum custodia. Hiervon einige Proben: S. 66 und 67. Additio I—IV: „Vor dem Einschlafen soll ich eine kleine Zeit lang, welche hinreicht, um den engelischen Gruß aufzusagen, an die Stunde denken, zu welcher ich aufstehen muß, und an die Abhaltung des Exercitiums. Wenn ich erwacht bin, soll ich alle andern Gedanken fern halten und meinen Geist darauf richten, was ich im ersten Exercitium der Mitternacht betrachten werde. Um der größern Ehrfurcht und Zerknirschung willen soll ich mir ein Beispiel dieser Art vorstellen: wie ein Soldat vor seinem Könige steht in der Versammlung des Hofes, erröthend, ängstlich und bestürzt, welcher schwerer Vergehen gegen den König überführt ist, von dem er zuvor Wohlthaten, viele und große Geschenke empfangen hat. Oder ich soll bedenken, wie schwer ich gesündigt habe, und mir vorstellen, ich sei in Ketten und stünde vor dem höchsten Richter, gleichwie ein des Todes Schuldiger in eiserne Fesseln

geschmiedet zum Tribunal geführt zu werden pflegt. In solche Gedanken versunken soll ich mich anziehen. Von dem Orte, wo ich die Betrachtung halten werde, soll ich zunächst einen oder zwei Schritte entfernt bleiben und ein Vaterunser lang mit nach oben gerichtetem Geiste meinen Herrn Jesum betrachten, als ob er gegenwärtig sei und sehe, was ich thun werde, und soll ihm durch eine demüthige Geberde meine Ehrfurcht bezeigen. Zur Betrachtung selbst soll ich schreiten, indem ich bald auf dem Boden liege, entweder mit dem Antlitz, oder auf dem Rücken, bald im Sitzen oder im Stehen, und mir die Haltung gebe, in welcher ich das, was ich wünsche, um so leichter zu erreichen hoffe. Wenn ich meinen Wunsch auf den Knien liegend oder in einer andern Haltung erreicht habe, so soll ich keine andere Stellung versuchen. Auch soll ich an dem Orte, wo meine Betrachtung von Erfolg gewesen ist, verbleiben und nicht ängstlich anderswohin gehen, bis ich mir genügt haben werde." Additio X, S. 69 u. 70, handelt von der Buße, de poenitentia interiore et exteriore, circa victum, circa modum somni, circa carnis afflictionem. S. 70: „Man soll sein Fleisch züchtigen, indem man ihm einen empfindlichen Schmerz zufügt, durch Tragen von Cilicien d. i. Drahtgürteln mit nach innen gekehrten Spitzen, oder von Stricken, oder von eisernen vectes (Hebeln?) auf dem bloßen Fleisch, indem man sich geiselt oder verwundet, oder durch an-

deres Ungemach. Das Gefühl des Schmerzes darf nur im Fleisch sein, nicht die Knochen durchdringen mit Gefahr von Krankheit. Wir sollen daher besonders Geiseln mit schwächern Stricken gebrauchen, die nur die äußern Theile angreifen, die innern aber nicht so sehr, daß sie Krankheit verursachen könnten."

Gegen den Schluß enthält das Buch zahlreiche Unterweisungen, um die Geister der Uebenden zu prüfen und zu unterscheiden. Da wird gehandelt über geistlichen Trost, geistliche Trostlosigkeit, deren Ursachen, u. s. w. Es zeugt von großer Menschenkenntniß, was Ignatius darüber sagt. S. 208 fg. werden die Angriffe des bösen Geistes geschildert. Der böse Geist wird mit einer streitenden Frau, einem verführerischen Liebhaber und einem Kriegsanführer verglichen. „Wie ein Weib, welches mit einem Manne streitet, den Muth verliert, wenn dieser ihr erhobenen und standhaften Angesichts entgegentritt, wenn er aber furchtsam ist und davonläuft, so wird sie äußerst kühn und wild: ebenso ist auch der Teufel muth- und kraftlos, wenn der geistliche Athlet unerschrocken mit kühner Stirn gegen seine Versuchungen kämpft; zittert aber der Mensch bei dem ersten Angriff, so gibt es keine grimmigere Bestie auf Erden als diesen Feind. Ebenderselbe Feind ahmt die Art eines frevelhaften Liebhabers nach, welcher, in der Absicht eine Jungfrau, Tochter ehrbarer Aeltern, oder die Ehefrau eines braven Mannes zu verführen, mit aller

Macht sorgt, daß seine Worte nnd Anschläge verborgen seien, und nichts mehr fürchtet, als wenn die Jungfrau ihrem Vater oder die Ehefrau ihrem Manne jene eröffnet, da er weiß, daß es dann um seine Wünsche und Pläne geschehen ist. Ganz auf diese Art bemüht sich der Teufel, daß die Seele, welche er zu berücken und zu verderben begehrt, seine betrügerischen Einflüsterungen geheim hält. Er ist sehr unwillig und ärgert sich höchlich, wenn seine Pläne einem Beichtvater oder geistlichen Freunde enthüllt werden, welche ihn, wie er wol weiß, gründlich austreiben. Auch pflegt der Feind einen Kriegsanführer nachzuahmen, welcher in der Absicht, eine belagerte Burg zu erobern und auszuplündern, vorher die Natur und Befestigung des Orts auskundschaftet und den schwächern Theil angreift. So umschleicht der Teufel die Seele und kundet auf schlaue Art aus, von welchen Schutzwachen moralischer oder theologischer Tugenden sie beschirmt oder entblößt sei, und greift mit allen Künsten, in der Hoffnung, uns zu vernichten, besonders an der Stelle an, welche er als weniger gesichert und bewacht in uns vorher erkannt hat."

Am Ende folgen die regulae ad sentiendum cum ecclesia, die Regeln darüber, wie man mit der Kirche im Einklang zu stehen habe. Hier sind einige dieser Regeln. S. 224—231: 1) Man muß der rechtgläubigen katholischen Kirche mit Aufgabe alles eigenen Urtheils unbedingt gehorchen. Sublato proprio omni

judicio tenendus est semper paratus promptusque animus ad obediendum verae Christi sponsae ac sanctae Matri nostrae, quae est orthodoxa catholica et hierarchica ecclesia. 4) Man lobe den Mönchsstand, den Cölibat und die Jungfräulichkeit mehr als die Ehe. 5) Man preise die Mönchsgelübde und die andern überzähligen Vollkommenheiten. 6) Man preise die Reliquien, die Heiligenverehrung, die Ablässe, die Wallfahrten, Jubiläen, die Gewohnheit, Kerzen im Tempel anzuzünden, und die übrigen derartigen Hülfsmittel unserer Frömmigkeit und Gottesverehrung. 9) Desgleichen alle Vorschriften der Kirche. 10) Man billige mit Eifer die Beschlüsse, Anordnungen und die Sitten der Obern. 12) Man vermeide die Vergleichung der Lebenden mit den Heiligen. 13) Man unterwerfe sich blindlings den Entscheidungen der Kirche, si quid, quod oculis nostris apparet album, nigrum illa esse definierit. 16) Man hüte sich ohne Unterscheidung und besondere Erklärung den Glauben übermäßig zu loben, damit der Eifer zu guten Werken nicht erkalte, welche dem durch den Zusammenhang mit der Liebe in die rechte Gestalt gebrachten Glauben vorhergehen oder folgen. 18) Die knechtische Furcht wird empfohlen, damit man aus der Todsünde erstehe, wenn man in dieselbe verfallen ist. Neque porro is timor solum (commendandus est), quem filialem appellamus, qui pius est ac sanctus maxime, verum etiam alter, servilis

dictus. Quippe qui homini utilis est admodum et saepenumero necessarius, ut a mortali peccato, quando incidere contingit, resurgere prompte studeamus: a quo dum erimus immunes atque alieni, facilius patebit ascensus ad timorem illum filialem etc. Zur geistlichen Lectüre werden die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis, die Evangelien, aber nur die zur Betrachtung gehörigen Stellen, und die Lebensgeschichten der Heiligen empfohlen. S. 80. Hierzu macht der Herausgeber folgende Anmerkung: „Man übersehe nicht, daß Thomas a Kempis in erster Stelle genannt wird, denn diese Schrift ist klarer, faßlicher (als die Evangelien und Heiligengeschichten) und von der Art, daß sie den Geist nicht von dem Hauptgegenstande der Betrachtungen ablenkt. Die Bücher, auch die frommen, welche man während der Exercitien lieset, muß man nicht nach Willkür wechseln."

Der Exercitienmeister schreibt die Betrachtungspunkte vor, die demnächst jeder für sich weiter ausführen muß. Man steht in seinem Zimmer eine kurze Zeit aufrecht vor seinem Betstuhle, um sich zu sammeln. Dann folgt ein Vorbereitungsgebet und dann die Betrachtung, wobei man kniet oder steht oder je nach den Umständen, wenn Körperschwäche es nicht anders gestattet, auch sitzt. Ich theile nun einige Originalbetrachtungen des heiligen Ignatius aus dem erwähnten Werke mit.

S. 62 fg. Betrachtung über die Hölle, enthaltend

zwei Vorspiele (praeludia, praeambula), fünf Punkte und ein Zwiegespräch. Erstes Vorspiel. Man stelle sich vor, als ob man mit seinen Augen die Länge, Breite und Tiefe der Hölle ermesse. Zweites Vorspiel. Lebendige Vorstellung der Strafe, welche die Verdammten leiden, damit, wenn ich jemals der Liebe zu Gott vergessen könnte, die Furcht vor den schrecklichen Strafen mich vor Sünde bewahren möge. Erster Punkt. Schaue mittelst der Einbildungskraft jenen furchtbaren Feuerbrand und die in glühenden Leibern wie in Gefängnissen eingeschlossenen Seelen. Zweiter Punkt. Höre mit deinen Ohren die Klagen, das Heulen und Wimmern der Verdammten und ihre Verwünschungen wider Christum und alle seine Heiligen. Dritter Punkt. Stelle dir vor, als röchest du aufsteigenden Qualm von Schwefel, Pech und andern Gestank. Vierter Punkt. Es sei dir, als schmeckest du in deiner Kehle allerlei Bitterkeiten, wie Thränen, Trübsinn und Gewissensbisse sie erzeugen. Fünfter Punkt. Berühre gewissermaßen jenes Feuer, welches sogar die Seelen verbrennt. Nun beginne ein Zwiegespräch mit Christo, währenddeß du dir die Seelen jener vor die Erinnerung führst, welche zu den Höllenstrafen verdammt sind, entweder, weil sie an die Ankunft Christi nicht glauben wollten oder trotz ihres Glaubens an dieselbe ihren Lebenswandel nach seinen Geboten nicht einrichteten. Da kommen drei Klassen von Seelen in Betracht: die Seelen der Menschen, die vor Christi An-

kunft, zu Christi Zeit oder nach Christo lebten. Danke alsdann aus Herzensgrunde demselben Christus, daß er bisher dich vor solchem Verderben bewahrte und dich vielmehr bis heute mit so vieler Liebe und Barmherzigkeit aufgesucht hat. Den Schluß der Betrachtung bildet das einmalige Hersagen des Vaterunser. Hiernach folgt eine Selbstprüfung darüber, ob man Zerstreuungen möglichst fern gehalten, was den größten Eindruck gemacht, welche Frucht man entnommen habe u. s. w.

S. 80 fg. Betrachtung über die Menschwerdung Christi, enthaltend das Vorbereitungsgebet, drei Vorspiele, drei Punkte und ein Zwiegespräch. Erstes Vorspiel. Man stelle sich vor, wie die drei göttlichen Personen auf das weite von zahllosen Menschen bewohnte Erdenrund herniederschauen; sie sehen, wie alle zur Hölle hinabsteigen: da beschließt die ewige Gottheit, daß die zweite Person zum Heile des menschlichen Geschlechts, die Natur eines Menschen annehmen soll. Da nun die Fülle der Zeiten erscheint, schicken sie den Erzengel Gabriel zur heiligen Jungfrau Maria als Boten. Zweites Vorspiel. Man stelle sich den Erdkreis vor, den die verschiedenartigsten Völker bewohnen. Dann aber schaue man auf die kleine Stelle der Erde, wo das Häuschen der seligen Jungfrau steht, gelegen bei Nazareth in Galiläa. Drittes Vorspiel. Man bittet um die Gnade der Erkenntniß, in welcher Absicht Gottes Sohn für uns Mensch geworden sei, damit wir ihn mehr und mehr lieben lernen

und ihm mit größerm Eifer nachfolgen. Erster Punkt. Betrachte alle Personen, um die es sich hier handelt: a) die auf Erden lebenden Menschen, so sehr verschieden in ihren Sitten, in der Kleidung, in ihren Handlungen; einige sind weiß, andere schwarz von Farbe, einige leben in Frieden, andere unter Kriegsunruhen; der weint, jener lacht, einer ist gesund, ein anderer krank, dort werden viele geboren, hier sterben viele. b) Siehe, wie die drei göttlichen Personen von ihrem königlichen Throne herab alle diese Menschenklassen anschauen, welche wie Blinde auf dem Erdkreise leben und zur Hölle wandern. c) Wir betrachten unsere Herrin, die Jungfrau Maria, und den sie begrüßenden Engel mit Nachdenken über uns, um einige Frucht aus diesem Anblicke zu erlangen. Zweiter Punkt. Es sei uns als ob wir hörten, was alle diese Personen reden: die Menschen auf Erden, wie sie plaudern, schwören, lästern; die göttlichen Personen im Himmel, wie sie sich über die Erlösung der Menschen unterreden, die Jungfrau und der Engel, wie sie im Kämmerlein über das Geheimniß der Menschwerdung unterhandeln, virgo et angelus in cellula de incarnationis mysterio tractantes. Dritter Punkt. Man wende seine Aufmerksamkeit den Handlungen der verschiedenen Personen zu: wie die Menschen gegeneinander in Zorn gerathen, sich verletzen, tödten und allzumal in die Hölle stürzen; wie die heiligste Dreieinigkeit das Werk der Fleischwerdung

ausführt; wie der Engel seine Botschaft ausrichtet und die selige Jungfrau sich demüthigend der göttlichen Majestät ihren Dank abstattet. Zum Schluß folgt das Zwiegespräch, in welchem ich sorgfältig über die Worte nachdenke, welche ich an jede der drei göttlichen Personen, an das Fleisch gewordene Wort und an seine Mutter Maria, unsere Herrin, richten will; und indem ich mit ganzer Kraft meines Gefühls um alles das bitte, was mir zu größerer Nachfolge meines Herrn Jesu Christi, des neugeborenen, helfen kann. Beschluß: Vaterunser.

S. 100 fg. lesen wir die berühmte Betrachtung des heiligen Ignatius über die zwei Banner, das eine das Banner unsers besten Feldherrn Jesus Christus, das andere das Banner Lucifer's, des Erzfeindes der Menschen. Sie enthält drei Vorspiele, sechs Punkte und drei Zwiegespräche. Vorbereitungsgebet wie gewöhnlich. Erstes Vorspiel. Eine gewissermaßen historische Betrachtung Christi einerseits und Lucifers andererseits, wie ein jeder von beiden alle Menschen zu sich ruft, sie unter seinem Banner zu sammeln. Zweites Vorspiel. Vergegenwärtigung des Orts. Das weite Gefilde um Jerusalem stellt sich uns dar, in welchem der Herr Jesus Christus als der oberste Feldherr aller guten Menschen sich aufstellt. Dann hinwiederum ein anderes Gefilde in Babylonien, wo sich Lucifer als Feldherr der Uebelthäter und Feinde darstellt. Drittes Vorspiel. Bitte um

Erkenntniß der trügerischen List des Satans; zugleich wird der göttliche Beistand angefleht, ihr zu entgehen; ebenso bittet man um Erkenntniß des edeln Wesens Christi und um die Gnade, ihm nachfolgen zu können. Erster Punkt. Stelle dir vor, als sähest du mit deinen Augen in dem babylonischen Gefilde den Heerführer der Gottlosen sitzen auf flammendem rauchenden Throne, schaudervoll an Gestalt, fürchterlich von Geberde. Zweiter Punkt. Er ruft unzählige Teufel zusammen und sendet sie über den ganzen Erdkreis, um Schaden zu stiften; keine Stadt, keine Gegend, keine Art von Personen wird verschont. Dritter Punkt. Merke auf, was für eine Anrede er an seine Diener hält, wie er sie anstachelt, daß sie Stricke und Ketten ergreifen, sie über die Menschen werfen und diese zur Gier nach Reichthümern verleiten sollen, was ihm wohl gelingt, damit sie um so leichter in weltliche Ehrsucht und endlich in den Abgrund des Hochmuths gestürzt werden können. Durch diese drei Stufen: Habgier, Ehrsucht, Stolz, führt der Satan zu allen übrigen Lastern. Aehnlich ist auf der entgegengesetzten Seite unser höchster und bester Heerführer und Feldherr Christus zu betrachten. Erster Punkt. Betrachte, wie Christus in einem anmuthigen Gefilde bei Jerusalem sich niederläßt, zwar auf einem bescheidenen Sitze, aber sehr schön von Gestalt und höchst lieblich anzusehen. Zweiter Punkt. Betrachte, wie der Herr des Weltalls die auserwählten Apostel, Jünger und Diener über den Erdkreis aussendet,

um allen Geschlechtern und Ständen der Menschen die heilige und heilbringende Lehre zu spenden. Dritter Punkt. Höre die ermahnende Anrede Christi an alle seine Diener und Freunde, die er zu diesem Werke erwählt hat. Sie sollen einem jeden helfen und ihn zunächst zur geistlichen Armuth und, wenn es der göttlichen Majestät gefallen und sie ihn dazu ersehen sollte, auch zur wirklichen Armuth, dann aber zur Schmach und Verachtung führen, wodurch dann die Tugend der Demuth entsteht. Erstes Zwiegespräch. Nun beginne ein Zwiegespräch mit der seligen Jungfrau und lasse durch sie die Gnade des Sohnes anflehen, daß du unter sein Banner aufgenommen werden mögest, zuerst in geistlicher, dann in wirklicher Armuth, dann durch Ertragen von Verachtung und Beleidigungen, um ihm selbst näher nachzufolgen. Ave-Maria. Zweites Zwiegespräch. Richte dieselbe Bitte an den Menschen Christus, daß er dir dieselbe Gnade vom Vater auswirke. Dann bete Anima Christi. Dieses Gebet der Jesuiten lautet vollständig:

Anima Christi, sanctifica me.
Corpus Christi, salva me.
Sanguis Christi, inebria me.
Aqua lateris Christi, lava me.
Passio Christi, conforta me.
O bone Jesu, exaudi me:
Intra tua vulnera absconde me:
Ne permittas me separari a te:
Ab hoste maligno defende me:

In hora mortis meae voca me,
Et jube me venire ad te,
Ut cum Sanctis tuis laudem te
In saecula saeculorum. Amen.

Drittes Zwiegespräch. Erbitte dasselbe vom Vater. Paternoster. Diese Uebung soll man um Mitternacht halten und um Sonnenaufgang noch einmal.

Man sieht aus den mitgetheilten Betrachtungen, daß der heilige Ignatius eine starke und als alter Soldat noch etwas militärische Phantasie hat. Die Betrachtungen machen überhaupt größere Anforderungen an die Einbildungskraft als an die Denkkraft, was offenbar seinen guten Grund und Zweck hat; sie sind also in der That mehr contemplationes als meditationes.

Die besondere Gewissenserforschung (S. 36) geschieht täglich zweimal, nach dem Mittag- und nach dem Abendessen. So im Original; bei uns fand die erste Erforschung vor dem Mittagessen statt. Sobald man sich vom Lager erhebt, vergegenwärtigt man sich eine besondere Sünde, die man meiden will. Nach der Mittagszeit betet man zu Gott, er wolle behülflich sein, daß man sich entsinne, wie oft man in jene Sünde verfallen sei, und daß man dieselbe in Zukunft meide. Hierauf beginnt die Selbstprüfung. Man fordert von seiner Seele Rechenschaft über die genannte Sünde, geht die einzelnen Tageszeiten vom Erwachen bis jetzt genau durch, und macht so viel Punkte in die erste Linie der

folgenden Figur, als man die Sünde begangen hat. Der erste Tag der Uebung sei ein Sonntag:

Sonntag
Montag
Dienstag
Mittwoch
Donnerstag
Freitag
Sonnabend

Wenn man dies gethan hat, so faßt man den Vorsatz, die übrige Zeit des Tags sich mehr zusammen zu nehmen. Abends nach dem Essen geschieht die zweite Selbstprüfung und die Verzeichnung der Punkte erfolgt auf der zweiten Linie. So geschieht das Aufzeichnen der Punkte für jeden folgenden Tag auf den beiden zugehörigen Linien mittags und abends. Um sich von einem besondern Fehler so rasch als möglich los zu machen, werden noch vier Mittel empfohlen. 1) So oft man den Fehler begeht, schlägt man an seine Brust; das kann auch in Gegenwart anderer geschehen, ohne daß diese es bemerken. 2) Am Abend vergleicht man die Linien für die erste und zweite Erforschung dieses Tags und sieht an der Zahl der Punkte, ob man sich gebessert hat. 3) Man vergleicht das Resultat des zweiten Tags mit dem des ersten und so fort. 4) Alle

Wochen macht man einen Rechnungsabschluß, um an der größern oder geringern Summe von Punkten seine Verschlimmerung oder Verbesserung zu ermessen.

Die allgemeine Gewissenserforschung (S. 47) erstreckt sich nicht blos über einzelne Sünden, sondern über alle Vergehungen in den täglichen Gedanken, Worten und Werken. Unterschieden wird zwischen läßlichen Sünden und Todsünden. Fünf Punkte sind dabei zu beobachten. 1) Man dankt Gott dem Herrn für die empfangenen Wohlthaten. 2) Man bittet um die Gnade, die Sünden zu erkennen und abzulegen. 3) Man fordert Rechenschaft von sich über die in die einzelnen Zeiten des Tags fallenden Gedanken, Worte und Werke. 4) Man bittet Gott den Herrn um Vergebung der Sünden. 5) Man faßt den Vorsatz, sich durch Gottes Gnade zu bessern. Vaterunser.

Während der Exercitien wird oft gebeichtet und dem Pater Spiritualis in wiederholten Unterredungen der ganze innere Seelenzustand mitgetheilt. Solange die Zeit der Exercitien dauert, soll man nicht sprechen als nur mit dem geistlichen Vater, die Augen stets niedergeschlagen, und in sich gekehrt immer und überall an heilige Dinge denken. Man wird dabei schließlich so mürbe, daß die Jesuiten aus einem machen können, was sie wollen.

Ich athmete frei auf, als am Morgen des achten Tags endlich der Beschluß der heiligen Uebungen ge-

macht wurde; denn trotz aller frommen Vorsätze war mir der Kopf doch endlich so wirre, die Denk- und Einbildungskraft so abgespannt, daß ich nur mit vieler Mühe meine Gedanken zusammenhalten und auf einen bestimmten Gegenstand richten konnte. In den Unterhaltungen mit dem geistlichen Vater hatte ich, wie ich solches schon von Freiburg her gewohnt war, mit aller Offenheit und sonder Rückhalt mein Innerstes offenbart. Nach einer sorgfältigen Gewissenserforschung über die Sünden des ganzen verflossenen Lebens legte ich eine Generalbeichte ab; am Schlusse der Woche beichtete ich noch einmal mit größter Zerknirschung, und dünkte mich nach beruhigendem Zuspruch des Beichtvaters und Empfang der Absolution rein und vollkommen entsündigt. Am Morgen des achten Tags empfingen wir alle während der Messe aus der Hand des Rectors die Communion, nach dem Frühstücke versammelten wir uns in der Kapelle oben in unserm Revier; dort wurden zur Danksagung für die glücklich vollendeten Exercitien mehrere Gebete gesprochen, und schließlich der Ambrosianische Lobgesang angestimmt. In dem weiten, zur Recreation nach dem Essen dienenden Corridor schüttelten wir uns gegenseitig die Hände und beglückwünschten uns. Während einige noch von heiligen Regungen ergriffen mit frommer Miene und gewiß ohne Heuchelei von den heiligen Tagen sprachen, bemerkte ich unwillkürlich: „Es ist aber doch gut, daß sie vorüber

sind.“ Einzelne stimmten sofort bei, andere sahen mich an, als könnten sie mich nicht begreifen. Der Pater Minister aber, Namens Cumplido, ein Spanier von Geburt und edler Charakter, von dem ich später noch einiges erzählen muß, hatte meine Worte gehört, und, ein wenig mit der deutschen Sprache bekannt, auch verstanden. „Rimagna sempre cosi schietto, Signor mio.“ Ich hörte bestürzt diese Worte und wollte etwas entgegnen, aber der Pater begab sich in sein der Kapelle gegenüberliegendes Zimmer.

Das Haus, welches wir bewohnten, war das sogenannte Profeßhaus der Jesuiten, es hieß Casa professa di Gesú, kurz al Gesù genannt, ein großes, dreistockiges im Quadrat gebautes Haus, dessen nördliche Seite ihrer ganzen Länge nach von der unmittelbar daranstoßenden Kirche begrenzt wurde. Das Kloster stand vom Erdgeschoß, sowie vom ersten Stock aus in mehrfacher Verbindung mit der Kirche. Ein besonderer Gang führte zu den großen weiten Galerien in der letztern, die, vom Schiffe aus unzugänglich und sämmtlich von hohem Gitterwerk umgeben, das Volk hinderten, die Patres, Brüder, uns, und dann und wann sich einfindende Prälaten hinter ihnen wahrzunehmen. Am äußersten Ende der Galerie war eine Kapelle, in welcher wir jeden Morgen die gewöhnliche Messe anhörten. Der von dem Gebäude eingeschlossene innere Raum bildete einen mit vieler Sorgfalt gepflegten kleinen Gar-

ten; an der südlichen Seite war ein zum Hause gehöriger verdeckter Säulengang. Auf den drei nach der Straße hin liegenden freien Seiten sah das Kloster einem Gefängnisse ähnlich. Die Fenster des Erdgeschosses waren so hoch, daß man von der Straße aus nicht hineinsehen konnte, und mit Draht und dicken eisernen Stangen vergittert; ebenso aber konnte man auch von dem Innern der Stuben aus nicht auf die Straße blicken. Die Fenster der obern Etagen waren mit den schon erwähnten hölzernen Kasten versehen. Das Erdgeschoß enthielt meist größere Räume, Sprechzimmer, Küche, Kaffeestube, die Speisesäle für die Jesuiten und Germaniker, Lokale für die Handwerker außer dem Bruder Schneider, der oben residirte, dann einen äußerst winkeligen Gang mit einem Dutzend kleiner abgesperrter Zimmer, in welchen bei besonders schweren Fällen die Sünder beichten konnten, ohne von Zeugen beobachtet zu werden, die ihr langes Verweilen in einem der vielen Beichtstühle der Kirche hätten übel deuten können. Nur wenige Jesuiten, unter diesen der einäugige Procurator des Hauses mit seinem dienenden Bruder, hatten ihre Zimmer in der untern Etage.

Auf vielerlei Treppen gelangte man in den zweiten Stock dieses Gebäudes, in welchem sich zurecht zu finden geraume Zeit erforderlich war. An den Hauptaufgängen waren die Wände mit Fresken bemalt, welche Madonnen mit dem Christuskinde oder Scenen aus dem

Leben des heiligen Ignatius und seiner Genossen darstellten. Uebrigens hingen an den geweißten Wänden im ganzen Hause umher unzählige gute und schlechte Oelgemälde von Jesuitenheiligen und andern. Dann und wann traf man auch ein Muttergottesbild an, bei dem ein kleines Lämpchen brannte, und vor dem sich ein Betschemel befand. Eine Unterschrift belehrt uns, daß dieser oder jener Papst das Bild gesegnet und allen, die vor demselben ein Ave-Maria beten, so und soviel Tage Ablaß gewährt hat; selten daß nicht im Vorbeigehen einer rasch auf den Schemel kniet, um diesen Ablaß mitzunehmen. Einen ganz ungewohnten Anblick gewährten mir die zahlreichen hier und dort aufgehängten Bilder vom Fegfeuer und seinen leidenden Insassen. Sie waren meist kunstlos und roh gemalt. Da sah man aus schrecklichen Feuerflammen die nackten Oberkörper von einigen Männern und Frauen hervorragen, die flehentlich nach oben zu dem über den Flammen schwebenden Engel schauten und ihre Hände ausstreckten. Einer nur ist so glücklich, daß der Engel, welcher aus einem Kelche Blut in die Flammen gießt, ihn ergreift und aus der Qual zum Himmel führt. Die Mienen der Zurückbleibenden erscheinen den freudigen Zügen des Erlösten gegenüber um so kläglicher. An einigen solcher Bilder klebt ein den armen Seelen zuzuwendender Ablaß, an andern steht die bittende Unterschrift: „Un Ave Maria per le povere anime nel purgatorio.“ Besagt

nun dann und wann noch eine weitere Notiz, daß der Papst bestimmt habe, auf ein vor diesem Bilde andächtig gesprochenes Ave-Maria solle die würdigste Seele aus dem Fegfeuer sofort erlöst werden, wie könnte man da vorübergehen, ohne einer armen Seele diese Wohlthat ohne Mühe und Kosten angedeihen zu lassen! Solche Sachen stoßen zwar anfangs zurück, allein sieht man ehrwürdige Väter und Brüder vor diesen Bildern in Andacht beten, so entsteht bei einem klösterlichen Leben und gefördert durch die ganze Umgebung leicht der Gedanke: „du bist noch lange nicht so fromm wie jene"; endlich betet man mit und meint nun gleich fromm zu sein. Dazu finden sich noch andere Gedanken, welche diese Andacht nicht wenig fördern: „Du kannst einer armen Seele so leicht helfen, du selbst wirst vielleicht ähnlich leiden und dann wünschen, daß andere sich deiner ebenso annehmen, wie du dich im Leben jener Seelen angenommen hast." Nachdem ich ein halbes Jahr in Rom zugebracht hatte, that ich nach Rücksprache mit meinem Beichtvater und mit dessen Gutheißung das Gelübde, bei einem gewissen Bilde im Corridor nicht vorübergehen zu wollen, ohne für die povere anime ein Ave-Maria zu beten; ich habe das Gelübde während der folgenden zwei Jahre treulich gehalten, obschon ich vor dem Bilde täglich mindestens zweimal vorübergehen mußte.

Das zweite Stockwerk enthielt lauter große, geräumige

Zellen für die Jesuiten. Auf der westlichen Seite wohnte der General, in dem übrigen Theile zerstreut die Assistenten und Secretäre, päpstliche Theologen, der Rector und der Minister des Hauses, der Rector unsers Collegiums und drei oder vier Germaniker. In demselben Stock waren auch die Krankenzimmer, eine besondere Kirche und ein Speisesaal für die Genesenden; über die Infirmerie war ein Jesuitenbruder gesetzt, der sich ein wenig auf kleine chirurgische Dienstleistungen verstand. Auch die Aula maxima der Jesuiten nebst der großen und, wie man sagte, kostbaren Bibliothek war in diesem Flügel; ich bin nur einmal zufällig auf wenige Minuten in der letztern gewesen. Vorzüglich bemerkenswerth waren die in eine Kapelle umgewandelten Räumlichkeiten, welche Ignatius bewohnt hat, und die man in den neuen Bau mit aufnahm, weil man sie nicht zerstören mochte. Von der Wohnung des Generals aus führte ein schmaler Gang zu dieser Kapelle, der nur bei festlichen Gelegenheiten geöffnet war; der Haupteingang war von der Infirmerie her. Die enge und kleine Vorhalle der Kapelle war fein ausgemalt, aber mit was für Gegenständen! Dort sehen wir den heiligen Ignatius zur Abkühlung seiner entflammten Sinnlichkeit in winterlicher Umgebung zitternd vor Frost mitten in einem Wasser stehen; hier ist er im Begriff mit einem florentinischen Edelmann eine Partie Billard zu Ende zu spielen; man sagte uns, als Preis für den Gewinn habe Ignatius einst von diesem

gottlosen Edelmann verlangt, er solle die Exercitien acht Tage lang machen, worauf sich dieser bekehrt habe. Dort liegt Ignaz im Bette, aber greuliche Gestalten von Dämonen umstehen ihn und zerschlagen ihn jämmerlich mit ihren Geiseln und Stricken, weil sie ihm zürnen, daß er ihnen so viele Seelen entzog. Doch nun treten wir durch die alte, kleine, hölzerne Thür hinein in die von dem heiligen Ignatius von Loyola weiland selbst bewohnten Zellen. Die Thüren und die Zimmerdecken haben noch die alte Gestalt und sind nur neuerdings mit vielen Vergoldungen geziert; da hängt das älteste Jesuitendocument an der Wand eingerahmt: Ignaz und seine ersten Gefährten verbinden sich gegenseitig zur Errichtung der Compagnie Jesu und unterschreiben das Document mit ihrem Blute; außerdem sehen wir noch verschiedene Hand- und Unterschriften von Ignaz, Lainez, Franz Xaver, Aloysius von Gonzaga und andern. Die Stelle, wo er gestorben ist, nimmt jetzt ein kleiner Altar ein, vor welchem am Tage des großen Heiligen, 31. Juli, eine Messe lesen zu dürfen nur wenigen vergönnt wird. Dort ist die weite Höhlung des ehemaligen Kamins; Ignaz, welcher sich von der natürlichen Liebe zur Welt ganz losgesagt hatte, warf die für ihn von seiner Familie anlangenden Briefe ungelesen in das Feuer desselben. Da ist auch noch der einfache Balcon mit schlichtem eisernen Geländer, auf welchem der heilige Mann die Sterne des Himmels so gern mit Erbauung zu betrachten

pflegte. Oeffnen wir diesen großen Schrank hier vor uns. Welche Ueberraschung! Da steht Ignaz selbst, wie er leibt und lebt, hinter einem eisernen Gitter; die Wachsfigur, welche treffend ähnlich sein soll, ist mit denselben Gewanden bekleidet, die der Heilige getragen hat. Der rechte Fuß steht etwas aus dem Gitter hervor; wir küssen den Schuh in heiliger Ehrfurcht und sind in jene ehrwürdige Zeit versetzt, da dieser Gottesmann seine tiefen Pläne zur Vernichtung des Feindes der heiligen römischen Kirche entwarf. Die hundert Verzierungen des kleinen Zimmers übersehen wir; ein Jesuit sagt uns, der rothe Damast, mit welchem die Wände jetzt ausgeschlagen sind, stamme aus den Zimmern des gottseligen Cardinals Bellarmin; dort jener mit Rothstift entworfene Carton sei von Rafael — das alles kümmert uns nicht; wir eilen zum Altare und beten zu Ignatius um einen Funken seines glühenden Eifers für die Mutter Kirche.

Wir durchwandeln die Gänge der Infirmerie; eine Thür öffnet sich nach der Wendeltreppe, welche von der dem Haupteingange gegenüber gelegenen Porta rustica bis oben ins Haus führt. Träte man von dieser Seite in das letztere, man ahnte gewiß nicht, daß es so weite Gänge und große Räume enthält. Das dritte Stockwerk ist den Germanikern überlassen; die Corridore sind enger, die Zimmer kleiner, nach der südlichen Seite hin sogar nur nothdürftig; auf steinernen Stufen steigt man

innerhalb dieser Stübchen zum Fenster hinan. Ein von Holz aufgeführter Nothbau bietet noch etwa zehn Zöglingen Raum. Eine Galerie dient als Recreationssaal für die Philosophen; die Theologen bewohnen den bessern Theil und finden zur Recreation Raum genug in ihrem größern Corridor. Auf dieser Seite wohnt auch der Minister des Collegiums, gegenüber der gemeinschaftlichen Kapelle zum heiligen Sakramente; dort finden wir auch die Bibliothek des Germanicums, eine werthlose Sammlung alter theologischer oder philosophischer Werke. Ein verschlossener Schrank, l'Inferno genannt, birgt einige ketzerische Bücher, die selten, höchstens etwa eines Citats wegen vom Bibliothekar herausgelangt werden; darunter stehen einige unserer deutschen Philosophen und Theologen. Die Innenwände des dritten Stockwerks sind, außer mit Heiligenbildern, auch mit denen einzelner deutschen Kaiser, Fürsten und Bischöfe geziert. Wen die Neugierde bis auf den Bodenraum locken sollte, der findet zwischen altem Gerümpel auch das Bild Joseph's II. in Lebensgröße; selbst der Lorber um sein Haupt fehlt nicht. Die frommen Väter, welche es zu seiner Zeit haben anfertigen lassen, mögen ihre Uebereilung bald erkannt haben, und so wurde ihm hier oben zwischen Kisten und Kasten der Ehrenplatz angewiesen. Mich führte Neugier oder Langeweile einigemal an diese selten besuchte Stätte. Zwischen allerlei altem Papiere fand ich ein Billet, welches der Cardinal Angelo Mai der Oberin des Klosters

du Sacré Coeur geschrieben: er werde sich das Vergnügen machen, sie des Abends um die und die Stunde zu besuchen, und hoffe sie ungestört sprechen zu können. Aus Interesse, die Handschrift eines so berühmten Mannes zu besitzen, nahm ich es an mich und machte des Fundes so wenig Hehl als seines Inhalts. Aber der Pater Cumplido, zu dem ich davon sprach, forderte mir den Zettel ab und gab ihn mir nicht wieder. Die Jesuiten waren die Beichtväter der Nonnen du Sacré Coeur.

Die beiden Abtheilungen der Zöglinge, die Camera philosophorum oder S. Stanislai, und die Camera theologorum oder SS. Petri et Pauli hatten ein und dieselbe Tagesordnung. Wir standen um 5 Uhr auf, kleideten uns an, gingen in die Kapelle, um dort das Sakrament anzubeten, ordneten unser Zimmer ein wenig und begannen die Betrachtung. Nach derselben hörten wir in der Kapelle Beatae Mariae Virginis die Messe und stiegen dann die oben erwähnte Wendeltreppe hinab, um in unserm Refectorium das Frühstück einzunehmen, welches aus Kaffee und Weißbrot bestand. Dann kehrten wir auf unsere Zimmer zurück, nachdem wir vorher oben im Gange vor einem Muttergottesbild kniend den Schutz Mariens und des heiligen Stanislaus angefleht hatten. Die Theologen, welche immer getrennt von uns gingen, verrichteten ihre Gebete in der Sakramentskapelle; bei ihnen vertraten die Apostel Petrus und Paulus die Stelle des Stanislaus. Wir

machten dann die Betten, fegten die Zimmer aus, putzten unsere Schuhe, legten unsere Bücher zurecht und gingen je zwei und zwei über die Straße nach dem etwa drei Minuten entfernten Collegium Romanum. Unterwegs wurde der Rosenkranz gebetet; der Bidellus achtete darauf, daß wir ordentlich in der Reihe einherschritten. Bis 10 Uhr hörten wir Vorlesungen in lateinischer Sprache. Die Zuhörer waren in verschiedene Gruppen oder circuli getheilt; jedem circulus stand einer der tüchtigern Schüler vor, unter dessen Leitung wiederholt werden mußte, was der Professor vorgetragen hatte. Dieser selbst wandelte ab und zu bald nach diesem, bald nach jenem Cirkel, zuhörend, ermunternd oder verbessernd, wie es die Umstände erforderten. Bei der Rückkehr aus dem Collegium war jedesmal Anbetung des heiligen Sakraments, dann studirten wir für uns. Eine Viertelstunde vor 12 Uhr wurde das Zeichen zur besondern Gewissenserforschung gegeben. Um 12 Uhr läuteten die Glocken zum Angelus Domini und gaben damit auch das Zeichen zum Mittagessen. Die Camern speisten jede für sich im besondern Refectorium. Ein Jesuitenbruder langte die Schüsseln aus der Küche, und zwei Germaniker, welche mit dem Lector gemeinschaftlich nachspeisen mußten, reichten sie an den gewöhnlichen Tagen herum. Ueber Tische wurde vorgelesen, meistentheils aus lateinischen oder italienischen Büchern; doch bekamen wir auch Stolberg's „Religionsgeschichte", fortgesetzt von Kerz, Voigdt's

„Gregor VII.“, Hurter's „Geburt und Wiedergeburt“ und ähnliches zu hören. Das Essen war immer gut und reichlich. Jeden Mittag und Abend wurde eine große Flasche wohlschmeckenden Weins vorgesetzt. Sprach man dem schweren Getränk in jugendlicher Art zu fleißig zu, so gaben Kopfschmerz, Nervenreiz und Blutandrang bald Veranlassung, dem Rathe der Jesuiten zu folgen und den Wein mit Wasser zu verdünnen; die meisten tranken nur etwa den vierten Theil der Flasche leer. Bei besonders feierlichen Gelegenheiten und an hohen kirchlichen Festtagen war die Tafel reichlicher und üppiger besetzt: es gab mehrere Fleischgerichte, und nach Tische wurde Kaffee und Eis herumgereicht. An solchen Tagen war Deo gratias, d. h. nach Vorlesung des Martyrologiums hatten wir freie Unterhaltung, wie ich bereits bei dem Leben auf San-Pastore erzählt habe. Dann trugen auch Jesuitenbrüder, nicht Germaniker, die Speisen auf. Nach Tische begaben sich die Zöglinge unter Stillschweigen wieder hinauf in die Kapelle, um fünf Minuten lang das Sakrament anzubeten. Dann gingen die Philosophen hinauf in ihre Galerie, die Theologen in ihren Corridor zur Recreation. Jeder hatte sich den ihm zunächst aus der Kapelle Nachfolgenden zu seinem Socius zu erwählen, mit welchem er im Auf- und Abgehen sich unterhalten konnte; es war nicht gestattet, sich den Socius frei auszusuchen, überhaupt waren Particularfreundschaften verpönt. Die vorschriftsmäßige Anrede

unter uns mußte stets lauten: Domine, Signore, oder Herr, daher hatten wir uns auch Sie zu nennen; das Du war, mit den natürlichen Ausnahmen, streng verboten, eine Einrichtung, die sich bei dem klösterlichen Zusammenleben wohl empfiehlt, indem sie die Schranken des äußern Anstandes bewahren hilft. Die Unterhaltung mußte mittags in lateinischer, abends in italienischer Sprache geführt werden. Nach der Recreation begab sich jeder auf sein Zimmer, um eine Weile zu schlafen, eine in Rom bekanntlich allgemeine und namentlich im Sommer fast nothwendige Sitte. Des Nachmittags war im Collegium Romanum wieder eine Stunde Vorlesung nebst darauf folgendem Repetitionscirkel. Diese Nachmittagsvorlesungen fielen aber in den letzten beiden Monaten des Sommersemesters ganz aus. Nach den Vorlesungen war Spaziergang bis Sonnenuntergang, d. h. auf römisch 24 Uhr, im Winter also etwa bis 5, im Sommer bis gegen 8 Uhr. Die Beschäftigungen, welche im Winter in die Zeit zwischen dem Spaziergang und dem Abendessen fielen, wurden im Sommer vor dem Spaziergang verrichtet, auf welchen dann unmittelbar das Abendessen folgte. Sie bestanden in verschiedenen wissenschaftlichen Uebungen, über welche ich später berichten werde. Nach dem Abendessen war Recreation; dieser folgte das gemeinschaftliche Gebet, dann die Vorbereitung zur Betrachtung des folgenden Morgens. Die Novizen hielten diese Vorbereitung gemeinschaftlich unter Leitung des

Pater Spiritualis, die übrigen für sich auf ihren Zimmern nach Anleitung eines Betrachtungbuchs. Darauf wurde die allgemeine Gewissenserforschung angestellt, und nachdem noch eine kurze adoratio S. Sacramenti stattgehabt hatte, fand man endlich auf dem Plane der Tagesordnung das schöne Wort: cubitus.

Es war uns geboten, so oft wir außer der Recreationszeit einander begegneten, uns stillschweigend zu grüßen, indem wir das Baret, die vorgeschriebene Kopfbedeckung innerhalb des Hauses, lüfteten. Keiner durfte den andern ohne dringende Veranlassung auf dem Zimmer besuchen; war ein Besuch unvermeidlich, so mußte er bei offener Thüre so rasch wie möglich erledigt werden. Setzen durfte man sich dabei nicht, auch der Bewohner des Zimmers hatte sich beim Eintritt des Besuchers zu erheben und mußte in dieser Stellung verharren.

Die Novizen wurden erst nach einer halbjährigen Probezeit als alumni aufgenommen, sofern sie die Erwartungen der Jesuiten in allem Nöthigen erfüllt hatten. Ein kleines Tentamen wurde wol nur der Form wegen mit ihnen abgehalten, um ihre Fortschritte und Kenntnisse in den ihnen vorgetragenen Wissenschaften zu ermitteln. Dann erfolgte die feierliche Aufnahme vor dem versammelten Collegium in der Sakramentskapelle, wobei alles in lateinischer Sprache verhandelt wurde.

Zuerst wurde ein vorbereitendes Danksagungsgebet

verrichtet, welches also lautete: „Allmächtiger, ewiger Gott, wir unwürdige Knechte sind im Begriff, heute die Uebungen des Noviziats zu beschließen; vor deiner göttlichen Majestät werfen wir uns nieder und sagen dir Dank für die empfangenen Wohlthaten. Deine Vorsehung hat uns ja aus der Welt heraus in diese Zufluchtsstätte der Wissenschaft und Frömmigkeit geführt, und du hast uns vor so vielen Fährlichkeiten des Leibes und der Seele bewahrt; du hast uns verliehen, daß wir in diesem päpstlichen Collegium unter den Augen und dem Schutze des Stellvertreters Christi selbst wahre Frömmigkeit und katholische Lehre aus lautern Quellen schöpfen und reichlich unterrichtet werden, wie wir ein wahrhaft priesterliches Leben führen sollen. Was sollen wir dir nun wiedergeben, gnädigster Vater, für alles, was du an uns gethan hast? Wir bekennen zwar mit Schmerzgefühl, daß wir so großen Gnadenerweisungen nicht immer nach Erforderniß entsprochen haben. Aber verzeihe, guter Vater, verzeihe deinen Söhnen, die ihre Schuld und Undankbarkeit verabscheuen; was wir gesündigt haben, wollen wir mit deiner Hülfe wieder gut machen, und wir versprechen dir, in Zukunft nach der Vorschrift dieses Instituts unsere Lebensweise genauer einzurichten, sodaß wir in Wissenschaft und Tugend fortschreitend würdige Diener für den Bau deines Weinbergs werden. Du aber, o süßeste Jungfrau Maria, indem wir für die mütterliche Liebe, die du uns erzeigt

hast, Dank sagen, stehe uns Bittenden bei und flehe für uns bei deinem geliebten Sohn, daß er, der das Wollen gab, auch das Vollbringen gebe; würdige uns Unwürdige auch in Zukunft deiner Liebe und deiner Fürsprache. Auch dir, o werthester Schutzpatron, heiliger Stanislaus, statten wir unsern pflichtschuldigen Dank ab für die empfangenen Wohlthaten; wir flehen dich an um deine Fürbitte bei unserm Herrn, und daß wir in gleicher Liebe wie du entzündet werden, auf daß wir alle unsre Handlungen und Gesinnungen zur größern Ehre Gottes, zu unserm und der Nächsten Heil einrichten und einst im himmlischen Vaterland die göttliche Majestät mit dir und allen Heiligen ewig lieben und loben. Amen."

Nach diesem Gebete mußte jeder einzelne vor dem Altare niederknien und folgenden Eidschwur in die Hände des Vorstehers leisten. „Ich N. N., Sohn des N. N., von Nation ein N., aus der Diöcese N., habe nunmehr eine vollständige Kenntniß dieses Collegiums, unterwerfe mich den Gesetzen und Einrichtungen desselben, welche ich nach der Auslegung der Obern annehme, freiwillig, und verspreche vor Gott und vor Euch, dieselben nach Kräften zu beobachten. Ich schwöre, daß ich den kirchlichen Stand erwählen und alle Weihen, auch die des Presbyterats, wenn es den Obern gut scheinen wird, empfangen will; ich schwöre, wenn es meine Obern befehlen werden, sofort in mein Vaterland zurückzukehren, mich den Studien des bürgerlichen Rechts und der Arznei-

wissenschaft nicht zu widmen und keinen andern Lebensberuf, besonders nicht den eines Hofmanns, zu ergreifen, sondern sobald ich aus dem Collegium entlassen sein werde, ins Vaterland zur Wahrnehmung der Seelsorge zurückzureisen, auch selbst vor Ablauf der gewöhnlich für die Studien festgesetzten Zeit, wenn meine Obern solches für mein Seelenheil oder für den Vortheil des Collegiums ersprießlich erachten sollten. Die Vorschriften des Collegiums will ich nach der Auslegung der Obern befolgen und von der in demselben üblichen Lebensweise nicht abweichen. Ich schwöre, daß ich nach dem Abschiede aus dem Collegium während mindestens dreier Jahre vom Tage der Rückkehr in mein Vaterland an unter keinem Vorwande nach Italien und noch viel weniger nach Rom kommen will, wenn nicht zuvor die spätern Obern den dringenden Grund zu einer solchen Reise schriftlich angegeben haben, und ihre mir ausdrücklich ertheilte Erlaubniß zu derselben von dem zeitigen ehrwürdigen Jesuitengeneral approbirt ist. Ich verspreche und schwöre, daß ich, während ich im Collegium verweile, und nachdem ich aus demselben vor oder nach Vollendung der Studien geschieden sein werde, vor Ablauf dreier Jahre ohne Erlaubniß des heiligen Apostolischen Stuhls oder nach Ablauf dieses Termins, ohne Erlaubniß des hochwürdigsten Jesuitengenerals in keine religiöse Genossenschaft oder reguläre Congregation eintreten noch auch in einer derselben Profeß ablegen will. Wenn ich

aber mit vorbemerkter Erlaubniß in einen Orden eingetreten sein werde, will ich sofort in mein Vaterland zurückkehren, um mich der Seelsorge zu widmen. So wahr mir Gott helfe und diese heiligen Evangelien Gottes."

Neuntes Kapitel.

Die Studien.

Wir besuchten, wie schon bemerkt, die öffentlichen Vorlesungen in dem römischen Collegium. Dieses großartige Gebäude brannte in den vierziger Revolutionsjahren ab, erstand aber nach der Rückkehr der Jesuiten herrlicher aus dem Schutte, als es zuvor gewesen war. Es enthält die Wohnungen einiger hundert Jesuiten, eine große Bibliothek, vollständig eingerichtete chemische und physikalische Laboratorien, eine Sternwarte, eine gute Apotheke, Räumlichkeiten für ein von mehreren hundert Schülern besuchtes Gymnasium, Hörsäle für Theologie und Philosophie, die Aula maxima, Versammlungssäle, Kapellen, und ist mit einer großen, im Rococostil ausgeschmückten Kirche verbunden, welche unter einem prachtvollen Altare das Grabmal des heiligen Aloysius von Gonzaga, des Schutzpatrons der Studirenden, enthält. Das Lehrerpersonal besteht nur aus Jesuiten. Ueber das Gymnasium kann ich nichts berichten, denn ich habe es nicht

kennen gelernt; es mag im ganzen dem freiburger ähnlich gewesen sein. Die philosophischen und theologischen Vorlesungen wurden besucht von den scholasticis, d. i. den studirenden Jesuiten, von einer großen Anzahl Zöglinge der verschiedensten Collegien, des der Adelichen, der Academia ecclesiastica, des englischen, schottischen, irischen Collegiums. Es fanden sich also daselbst die Vertreter der verschiedensten Nationen zusammen, und ein buntes Durcheinander von Physiognomien und Trachten herrschte, welches unwillkürlich an die Zuhörerschaft der am ersten Pfingsten predigenden Apostel erinnern konnte.

Mit halb niedergeschlagenen Augen gingen wir Germaniker schweigend in die Säle und nahmen die Ehrenplätze ein. Links und rechts an den Wänden hin liefen Subsellien, deren Bänke in gleicher Höhe mit dem Katheder standen. Die Adelichen und Germaniker setzten sich zur Rechten, die Jesuitenscholastiker zur Linken des Professors auf diese Bänke, unten im Parterre die übrige Zuhörerschaft im bunten Gemisch.

Die Philosophie ward als das praeambulum fidei, als Vorbereitungswissenschaft für die Theologie betrachtet. Der Zeitraum für das Studium derselben war auf zwei Jahre festgesetzt. In dem ersten Jahre las morgens und nachmittags ein und derselbe Professor nach einem in unsern Händen befindlichen gedruckten Leitfaden in lateinischer Sprache über formale Logik und Metaphysik. Der Leitfaden hat den Titel: „Institutiones philosophi-

cae auctore Josepho Aloysio Dmowsky e societate Jesu" (Rom 1843), und ist ein starker Octavband. Die ersten Wochen gingen mit der Lehre von den Begriffen, Urtheilen und Schlüssen hin, die bekannten Hexameter über die verschiedenen Schlußformen wurden auswendig gelernt und durchgenommen. Es war mir anfangs nicht möglich, dem Vortrage des Latein redenden Professors ordentlich zu folgen; allmählich gelang es mir aber, bis endlich eine vollständige Geläufigkeit im Auffassen und Wiedergeben des Vernommenen eintrat. Das Latein, welches gesprochen wurde, war mit seltenen Ausnahmen sogenanntes Küchenlatein, eingezwängt in die syllogistische Form, und überladen mit all den unvermeidlichen Kunstausdrücken, deren Klang einem wirklich lateinischen Ohre unerträglich ist. Die Form des Vortrags war die dogmatische oder synthetische. Es wurden Thesen aufgestellt und, so gut es ging, durch Syllogismen erwiesen; dann wurden die etwaigen Einwürfe vorgebracht und widerlegt. Der erste Theil der Logik umfaßte fünf Artikel: 1. de prima; 2. de altera; 3. de tertia mentis operatione; und zwar handelte dieser dritte Artikel: a) de ratiocinii et syllogismi natura; b) de regulis pro formali veritate syllogismi dignoscenda; c) de quibusdam incompletis et compositis syllogismis (enthymema et sorites); d) de diversis sophismatibus. 4. de usu argumentationum; 5. de methodo scientifica. Der zweite Theil umfaßte zehn Artikel: 1. de vero; 2. de veri fon-

tibus; 3. de sensu intimo; 4. de ratione in genere; 5. de primis principiis rationis; 6. de certitudine conclusionis; 7. de sensu naturae communi; 8. de corporum existentia; 9. de certitudine cognitionum, quas ope sensuum acquirimus; 10. de auctoritate. Es fehlte dabei nicht an Invectiven contra Germaniae philosophos, inprimis Kantium, sowie gegen Lamennais, Malebranche, Hume, Rousseau u. s. w. Die Metaphysik wurde ebenfalls in zwei Theile getheilt, die metaphysica generalis seu ontologia und die metaphysica specialis seu theologia naturalis. Erstere zerfiel in sechs Artikel: 1. de relatione veritatum necessariarum et contingentium; 2. de existentia, possibilitate et essentia entium; 3. de substantia, subsistentia, supposito et persona; 4. de relatione identitatis, similitudinis etc. (adversus formalismum Kantii; contrariae rationes Kantii dissolvuntur); 5. de conceptu entis finiti, infiniti, contingentis et necessarii; 6. de principio et causis. Die metaphysica specialis oder theologia naturalis zerfiel in drei Kapitel: 1. de existentia et essentia Dei; die Beweise für das Dasein Gottes wurden auseinandergesetzt und über das Wesen Gottes gehandelt; 2. de attributis Dei absolutis in fünf Artikeln: a) de infinitate sive summa perfectione Dei et pantheismo Spinozae; b) de immutabilitate et aeternitate Dei; c) de simplicitate, spiritualitate et immensitate Dei; d) de ratione et voluntate

divina; e) de unitate Dei ejusque bonitate componenda cum permissione malorum. Das dritte Kapitel handelt de attributis Dei relativis ad extera, und zwar in vier Artikeln: a) de creatione; b) de conservatione; c) de concursu; d) de providentia divina.

Die Erledigung dieses Stoffs erforderte den vollen Zeitraum des ersten Jahrs, sodaß der tradirende Professor über die zum ersten Theil der Philosophie gehörige Psychologie und Kosmologie zu lesen keine Zeit übrig behielt. Es wurde uns überlassen, soviel wir vermochten, den Leitfaden über diese Gegenstände nachzusehen. Ferner trug während des ersten Jahrs in einer Nachmittagstunde ein zweiter Professor die Elementarmathematik nach einem vom Pater Caraffa herausgegebenen Compendium vor. Im zweiten Jahre wurde der zweite Theil der Philosophie, die philosophia moralis seu ethica tradirt. Der erste Abschnitt derselben handelte de felicitate seu ultimo hominis fine et de actibus humanis generice spectatis; der zweite de regula seu norma humanorum actuum i. e. de lege naturali; der dritte de diverso humani generis statu et principiis juris publici; der vierte und letzte Abschnitt endlich de officiis hominum a naturali lege manantibus. Ein Appendix handelte de virtutibus et affectibus.

Außerdem wurde noch Chemie und Physik tradirt. In dem chemischen Laboratorium stellte man viele Ex-

perimente und praktische Uebungen an; die italienischen Schüler zeigten für die Chemie ganz besondere Vorliebe; es war das einzige Fach, über welches die Vorträge in italienischer Sprache gehalten wurden. Eine kleine, von den Jesuiten erwählte Zuhörerzahl mußte noch einen dritten Cursus der Philosophie durchmachen. Hier wurde das ganze bisher dagewesene Pensum nochmals repetirt, und außer Chemie und Physik noch etwas Astronomie getrieben. Die Mitglieder dieses Cursus waren für die Doctorwürde bestimmt. Nur solche wurden zugelassen, welche während der beiden vorhergehenden Jahre bei allen Prüfungen mindestens die zweite Note erhalten hatten.

In der Theologie erstreckte sich der vollständige Cursus über einen Zeitraum von vier Jahren. Die Stunden für die Vorlesungen fielen mit den für die philosophischen Lectionen zusammen, desgleichen die circuli. In dem ersten Jahre hörte man Dogmatik und Moral. Erstere war für alle Theologen verbindlich und wurde in zwei täglichen Stunden tradirt. Damals las sie am Morgen der in der römischen Welt bekannte, jetzt päpstliche Theologe P. Perrone. Derselbe hat eine, mehrere Bände umfassende ausführliche Dogmatik geschrieben, auf welche ich hier einfach verweise. Der Titel heißt: „Praelectiones theologicae, quas in Collegio Romano societatis Jesu habuit J. Perrone e societate Jesu, in eodem collegio theologiae professor" (Paris 1842).

Am Nachmittag las Pater Passaglia, der nunmehrige Exjesuit und gewesene Vertraute des Heiligen Vaters. Der dogmatische Cursus dauerte vier Jahre und bildete den Kern der ganzen jesuitischen Theologie, welche alle christlichen Dogmen nebst den tausenderlei in das Lehrgebäude aufgenommenen Menschensatzungen des römischen Stuhls umfaßte.

Der erste Theil der Dogmatik, wie wir sie hörten, enthielt nach einer einleitenden Abhandlung über die wahre Religion die Tractate de Deo ejusque attributis, de Ss. Trinitate, de Deo creatore, de incarnatione, de cultu Sanctorum, de Gratia. Der zweite Theil behandelte in verschiedenen tractatus die Sakramente und zwar 1. in genere, 2. in specie. Dann folgte der tractatus de locis theologicis: 1. a) de ecclesia Christi, b) de romano pontifice; 2. de verbo Dei scripto et tradito, a) de sacra scriptura, b) de traditione. Den Schluß bildete die Abhandlung de analogia rationis et fidei. Der Vortrag wurde durchweg in synthetischer und syllogistischer Form gehalten. Nach einigen einleitenden Worten folgte das Thema in verschiedenen Propositionen, welche aus der Schrift, der Tradition, den Schriften der Kirchenväter, den Concilbeschlüssen u. s. w. bewiesen wurden. Nach der Begründung brachte der Professor die Einwände und difficultates vor, welche in Form von Syllogismen aufgestellt und in derselben Form widerlegt wurden. Die

Jesuitenprofessoren betrieben besonders die Patrologie tüchtig und beuteten sie in ihrem Sinne aus.

Der Pater Perrone war ein eingefleischter, man darf sagen wüthender Gegner der protestantischen, besonders der deutschen Theologie, und geiselte, wo sich nur eine Gelegenheit darbot, mit derselben Schärfe den Rationalismus wie die orthodoxe Richtung, oder, wie er sagte, den Pietismus. Wer ihn nicht gesehen hat, kann sich keinen Begriff von der Heftigkeit seiner an das Komische streifenden Philippiken machen. Bei mittlerer Statur, starkem Knochenbau, zwischen die Schultern gedrücktem Kopfe, gewöhnlicher Gesichtsbildung mit breitem Munde und starken Backenknochen, ließen nur seine feurigen Augen und die große freie Stirn auf den berühmten Theologen der römischen Curie schließen. Kam er auf De Wette, überhaupt auf die Tübinger Schule, oder gar auf Strauß und dessen Anhänger, dann rieb er die eine Hand auf der andern, wie wenn er harte Stoffe im Mörser zerkleinern wollte, und schlug dann beim Schlusse der Argumentation mit der Rechten so heftig auf die geballte Linke, daß es laut durch den Saal erschallte. Et en sic vobis! Quos ego! Die Pietisten verspottete er noch mehr als die Rationalisten; mit ihnen sei gar nichts anzufangen. Kaum habe man ihnen einen unwiderleglichen Beweis von der Wahrheit der römisch-katholischen Kirche beigebracht, auf den sie kein Wort mehr entgegnen könnten, flugs kröchen sie in verstellter

Demuth in sich selbst zusammen und faselten vom Heiligen Geiste. Dabei machte Perrone Grimassen, daß man unwillkürlich lächeln mußte. Einst war ihm ein englisches Missionsblatt zu Gesicht gekommen, in welchem sich ein Missionar über die Verfolgungen und Verleumdungen seiner römischen Collegen beschwerte. Perrone theilte uns, je nach Erforderniß die kläglichste Stimme annehmend, den Inhalt des Schreibens nebst seinen Bemerkungen mit. „Debemus pati tot cruces, tot vexationes ab istis sacerdotibus." — „Quid!" schrie Perrone, „vos et — cruces? Vos qui abhorretis a cruce magis quam diabolus ipse? — Et in calce litterarum scripsit iste crucifer: et genuit mihi uxor alterum filium. Augeantur reditus! Et en, unicus fructus omnium laborum, omnium vexationum tantaeque crucis: novus iste filius!"

Die Grundprincipien der Ethik waren schon im zweiten Jahre des philosophischen Cursus vorgetragen; jetzt galt es die Anwendung derselben auf die verschiedensten in der Praxis vorkommenden Fälle. Wenngleich nun repetitionsweise wol die Fundamentalwahrheiten der christlichen Sittenlehre angedeutet wurden, so bestand doch die Hauptsache in Betrachtung der verschiedenen möglichen Fälle, welche dem Priester später zur Entscheidung vorgelegt werden könnten. Nach kurzer Aufstellung der Theses, etwa in Reihenfolge der Zehn Gebote, kamen dann die Entscheidungen über die Fälle A, B u. s. w.

Dabei bot die Lehre vom Probabilismus den weitesten Spielraum. Nach dieser Lehre ist es dem Priester erlaubt, seine Entscheidung nach einer von erprobten Kirchenlehrern vorgetragenen Sentenz zu treffen, wenn ihm diese Entscheidung nur probabilis dünkt, obgleich eine andere Entscheidung aus sittlichen Gründen probabilior sein könnte. Ein solcher maßgebender Kirchenlehrer ist vor allen Dingen der heilige Alphonsus von Liguori, dessen sämmtliche Entscheidungen die Approbation des römischen Stuhls für sich haben. Ich will zur Verdeutlichung des Gesagten ein Beispiel anführen. A schmuggelt für seinen Bedarf ein unerhebliches Quantum Waare über die Grenze. Frage: Ist A von dem Beichtvater anzuhalten, den der Steuerkasse zugefügten Schaden auf irgendeine Weise zu ersetzen? Antwort: Sententia probabilior: ja, denn er ist im Gewissen gehalten, sich den bestehenden Landesgesetzen zu fügen, und die Schrift sagt: Gebet Schoß, dem Schoß gebühret u. s. w. Sententia probabilis, für die sich der Beichtvater also auch entscheiden kann: nein, denn obschon A sündigt, wenn er die Steuerbeamten etwa belügen oder gar bestechen sollte, so ist doch ein solches Einschmuggeln selbst nicht als ein zum Ersatz verpflichtender Betrug der Steuerkasse anzusehen, denn es läßt sich nicht denken, jemand, der, ohne ertappt zu werden, eine Kleinigkeit einschmuggelt, sei hinterher gesetzlich verpflichtet, den der Steuerkasse verursachten Schaden zu ersetzen. Subquaeritur: aber

wenn A aus dem Schmuggeln ein Geschäft macht? Antwort: Sententia probabilissima et probabilior: er ist durch den Beichtiger zum Ersatz zu verpflichten, in quantum factus est ditior, also nicht etwa noch zu der besondern Geldstrafe, welche das Gesetz meistentheils außer dem Schadenersatz auf die Steuercontravention gelegt hat. Sententia probalis: er muß von seinem Beichtvater auf das Ordnungswidrige seiner Handlungsweise aufmerksam gemacht werden, welche schon darum sündhaft ist, weil er eines Gewinns halber sich und die Seinigen großer Gefahr aussetzt; zum Ersatz ist er mit nichten anzuhalten, weil derartige Gesetze als leges mere poenales anzusehen sind, deren Wirkung nur in Kraft tritt, wenn die zuständige Behörde selbst einschreitet u. s. w. Daß bei solcher casuistischen Behandlung der Moral man leicht dahin geräth, den Weg der einfachen Rechtlichkeit aus Liebe zu allerhand Spitzfindigkeiten bei seinen Entscheidungen zu verlassen, ist einleuchtend. Außerdem konnte bei der Lage der Sache nicht vermieden werden, daß manche Fälle zur Lösung vorgelegt wurden, welche geeignet waren, zartfühlende Gemüther zu verletzen und zu beunruhigen. Des Curiosums halber noch eine Entscheidung, die mir sehr auffällig war. In einer dieser Stunden, während welcher es, nebenbei bemerkt, ungenirt herging, sodaß nach dem Vortrag des Professors ein zwangloses aber geordnetes Colloquium eintrat, wurde mir folgender Fall vorgelegt. A gelangt bona fide

durch einen ihm unbekannten Irrthum in den Besitz von 100 Thaler Papiergeld, welche rechtmäßig dem B zukommen, und verausgabt diese Summe in seinem Geschäfte. Nun entdeckt B den Irrthum und kommt zu A, um sein Geld wieder zu fordern. Wozu ist A verpflichtet? Ich war gleich mit der Antwort bereit: A muß dem B die 100 Thaler zurückerstatten, sobald der Irrthum erwiesen ist. „Aber", entgegnete der Professor, „A hat die 100 Thaler Papiergeld ausgegeben und ist also nicht mehr im Besitz des dem B gehörenden Guts. Der Grundsatz res clamat dominum kann also hier keine Anwendung finden, wie es geschehen würde, wenn A dieselben Geldscheine noch in seinem Besitz hätte." Ich entgegnete: „Bei Geld ist es nicht das Werthzeichen, sondern der Werth, welcher in Betracht kommt; hat A nicht mehr dasselbe Papiergeld, so hat er dafür andere Deckung erlangt, und diese ist bis zum Werthe von 100 Thaler Eigenthum des B, mithin der Grundsatz res clamat dominum allerdings anwendbar und A ersatzpflichtig." „Minime, minime", rief der Professor, „A ist darum nicht zu verpflichten." Wir sahen uns alle erstaunt an, denn jeder hatte mit mir im stillen gleich entschieden. „Wundern Sie sich nicht, meine Herren", nahm jetzt weise lächelnd der Professor das Wort, „wir müssen die Entscheidung nach feststehenden Grundsätzen treffen. A ist zur Restitution nicht verpflichtet, weil die 100 Thaler nicht mehr in seinem Besitz sind; aber wir haben ja

noch einen andern maßgebenden Grundsatz: A debet reddere B, in quantum factus est ditior, quia cum cognito errore cessat bona fides; atqui factus est ditior procul dubio 100 thaleris, ergo debet reddere 100 thaleros in qualibet moneta vel ejus valore B." Solche spitzfindige Entscheidungen machten vielen unter uns großes Vergnügen. Daß beim Ausgrübeln aller nur denkbaren Fälle nothwendig die abstrusesten Sachen vorgebracht werden mußten, liegt auf der Hand. Es war wunderbar, wie die Jesuiten in und außerhalb der Schule ein so großes Gewicht auf diese Casuistik legten und selbst in gewöhnlichen Unterhaltungen gern derartiges vorbrachten, als hinge davon die salus ecclesiae ab.

Es wird einen deutschen Theologen wunder nehmen, daß bisher von Exegese, von Hermeneutik, biblischer Linguistik u. s. w. nicht die Rede war. Zunächst entgegnen die Jesuiten, daß das Studium der Dogmatik nothwendig das der Heiligen Schrift mit sich führe, indem aus dieser die Beweisstellen immer angezogen würden. Allein welche Kenntniß der heiligen Schrift daraus hervorgehen muß, einzelne Sätze derselben ohne Zusammenhang citirt zu sehen, leuchtet ein. Es ist zwar wahr, daß wir alle ein Neues Testament in lateinischer Sprache besaßen, und daß eine lateinische, griechische, hebräische und eine deutsche Bibel von Allioli sich in der den Theologen zugänglichen größern Bibliothek befanden; allein einerseits

wurde die Zeit mit den pflichtmäßigen Studien hinlänglich ausgefüllt, andererseits wird man wol zugeben, daß von einem besondern ernsten Bibelstudium bei jungen Leuten, die von Kindheit an der Bibel fern gestanden, ohne die nöthige Anleitung für gewöhnlich nicht die Rede sein konnte; vielmehr mußte sich die Ansicht geltend machen, Bibelkenntniß sei wol minder wichtig, und höchstens etwa seien das Neue Testament und die Psalmen der Erbauung halber da. Die Exegese einzelner Abschnitte der Heiligen Schrift und das Studium der hebräischen Sprache wurde erst im dritten Jahre des theologischen Cursus in wöchentlich zwei Stunden vorgenommen, und zwar nur während dieses einen Jahrs. So retteten die Jesuiten wie alle ultramontanen Theologen in diesem Punkte den Schein und ließen der römischen Kirche nicht vorwerfen, daß sie das Lesen der Heiligen Schrift unbedingt verbiete. Das thut sie auch wirklich nicht, und hat mit großem Aufwand von Rhetorik sich solchen Vorwürfen gegenüber gerechtfertigt. Bei der Frage aber, was sie thut, das Wort Gottes dem Volke zugänglich zu machen, welche Sorge sie trägt, dieses Wort, das doch nie und unter keinerlei Umständen schädlich einwirken kann, immer reichlicher unter ihren Gemeinden wohnen zu lassen, wird sie verstummen müssen. Es wurde auch etwas Kirchengeschichte getrieben; ich weiß nicht mehr, ob in einer oder zwei Stunden wöchentlich; ich glaube das erstere. Sie wurde in lateinischer Sprache

vorgetragen; so entsinne ich mich noch äußerst langweiliger Vorlesungen über die Streitigkeiten zwischen der abend- und morgenländischen Kirche.

In der Philosophie und Theologie fanden jede Woche öffentliche Uebungen der Zöglinge statt. Ein dazu erwählter Schüler, und die Erwählung galt als Ehrensache, wiederholte von seinem im mittlern Gange des Saals dem Professor gegenüber angebrachten Sitze aus, die Grundzüge des Vortrags, welcher im Laufe der Woche von dem Professor gehalten war. Dieser griff, wo es erforderlich schien, verbessernd oder ergänzend ein. Dem Vortragenden oder Defensor waren zwei Opponenten gegenübergestellt, welche am Schluß ihre Argumente vorbrachten. Dabei galt aber nur die strengste syllogistische Form, propositio major, minor, conclusio. Diese Uebungen wurden meistens am Sonnabend Morgen angestellt und währten gewöhnlich zwei Stunden. Ernsterer und wichtigerer Natur war die monatliche Disputation, menstrua genannt, an welcher der Rector des Collegiums und mehrere Professoren, dann und wann auch fremde besuchende Gäste theilnahmen. Nur die besten und tüchtigsten Schüler wurden dazu auserlesen, und nicht selten geschah es, daß einer der zuhörenden Professoren die Partei der Opponenten ergriff und in einen scharfen Disput mit dem helfenden Professor gerieth, welcher dem Defensor zur Seite stand. Dabei kam es einigemal zu so heftigen Erörterungen, daß nicht selten

der Rector einschritt, und einem Uneingeweihten die Sache wie feindseliger Streit hätte erscheinen müssen. Ich entsinne mich, daß einmal ein älterer Professor dem genialen und in kühnen Behauptungen extravagirenden Passaglia entgegen, über dessen nova atque inaudita sententia ereifert, erstlich seine rothe Perrüke lüftete, und, als Passaglia ihm nicht weichen wollte, sein Baret ergriff und in großer Aufregung den Hörsaal verließ.

Halbjährlich wurden von den Professoren examina specifica abgehalten, welche einige Wochen dauerten. Es wurde dabei streng verfahren, und die erhaltenen Noten dem Rector unsers Collegiums eingehändigt. Diesem Examen hatten sich alle, auch die ältern Zuhörer zu unterwerfen. Am Schlusse des Schuljahrs, nachdem vorher die Gymnasiasten ihre öffentlichen Prüfungen gehabt und die Prämienvertheilung u. s. w. stattgefunden hatte, wurde in der Aula maxima auch ein actus publicus von den Studirenden der Philosophie abgehalten. Es waren in der Regel ein oder zwei Jesuitenscholastiker, welche die aufgestellten Thesen aus der Philosophie vertheidigten, schön stilisirte lateinische Reden hielten und demnächst unter großen Lobesspenden abtraten, weil ihnen die Ordensregel der Jesuiten verbietet, den Doctorgrad anzunehmen. Dann folgten ein, zwei und einmal sogar drei andere Zöglinge, um sich diese Würde zu erwerben. Das examen rigorosum hatten sie bereits bestanden; hier handelte es sich noch um die Schluß-

formalität. Vor dem versammelten Lehrercollegium und einer zahlreichen Zuhörerschaft vertheidigten sie einige Thesen wider Angriffe, die ihnen schon vorher notificirt waren; dann wurden sie vom Rector mit Doctorhut und Mäntelchen bekleidet, leisteten der heiligen römischen Kirche den üblichen Eid, und waren dann in bester Form Doctoren der Philosophie. Auf diese Feierlichkeit wurde weniger Werth gelegt. In ungleich höherm Ansehen stand die theologische Doctorpromotion. Diese geschah auf zweierlei Weise, entweder nach dem thatsächlich äußerst rigorosen Examen durch darauf folgende Promotion in der Aula maxima unter üblicher Form, oder durch den sogenannten actus publicus ex universa theologia. Zu letzterm wurden nur solche Schüler der Jesuiten zugelassen, welche sich durch ganz eminente Begabung auszeichneten, und von denen die Jesuiten überzeugt waren, daß sie sich in jeder Beziehung bewähren würden. Während meines Aufenthalts in Rom machte ein Germaniker, M. aus Baiern, ein äußerst tüchtiger, dazu braver und echt deutscher Jüngling, den actus publicus. Dieser Actus wurde als zur Ehre der heiligen Kirche gehörig, nicht blos bei den Jesuiten, sondern überhaupt zu Rom im Gotteshause abgehalten. Jetzt war dazu selbstverständlich die Kirche des römischen Collegiums bestimmt. Der Chor mit seinem Hauptaltar, in welchem die geweihte Hostie aufbewahrt wird, war durch Vorhänge und geschmackvolle Draperien von dem übrigen

Theile der Kirche, in welchem der Actus vor sich gehen sollte, abgetrennt. Auf erhöhtem Thronsessel saß der Präsident oder Protector, diesmal der berühmte Cardinal Mezzofanti, ihm gegenüber der Defensor, etwas weiter zurück sein Professor, in dem mittlern Zwischenraum parterre die drei officiellen Opponenten, Professoren aus den verschiedenen Mönchsorden, in dem übrigen Theil des Mittelschiffs eine Menge Zuhörer, unter ihnen auch wir. Der junge Promovendus hatte nicht weniger als 197 Thesen zur Vertheidigung in sein Programm aufgenommen. Nach einer glänzenden Einleitungsrede, welche sichtlich Beifall fand, begann der erste Opponent, ein gemüthlicher Herr: „Intravi in sylvam tuarum thesium, et statim in prima arbore haesi.“ Seine Einwürfe wurden mit Leichtigkeit widerlegt; der zweite Opponent war strenger; am ärgsten setzte aber der dritte Opponent, ein Dominicanermönch aus Sopra della Minerva, dem Promovenden zu, indem er seine Thesen de gratia angriff, ein Punkt, in welchem bekanntlich Jesuiten und Dominicaner nicht harmoniren. Die Debatten wurden unter steigendem Interesse des Auditoriums mehrere Stunden lang geführt; oft gab Mezzofanti Zeichen seines Beifalls; der assistirende Professor brauchte dem Promovendus nie zu Hülfe zu kommen, er hielt sich brav, und als Mezzofanti durch seine Erhebung das Zeichen zum Schluß gab, zollten die anwesenden hohen Herren dem neuen Doctor lauten

Beifall. Wir freuten uns alle so, als ob wir selbst an diesem Triumphe Antheil hätten. Nach der Disputa begaben wir uns in den größern Speisesaal der Jesuiten, wo Erfrischungen eingenommen wurden. Es waren drei junge Theologen aus Deutschland anwesend, welche unter den Germanikern alte Bekannte hatten; sie waren durch der Letztern Vermittelung mit in die Kirche und demnächst auch in den Saal gekommen, und hatten den Wunsch, dem Cardinal vorgestellt zu werden. Er empfing sie mit gewohnter Freundlichkeit und redete sie in deutscher Sprache an, stutzte aber, als er den gewaltigen Bart erblickte, den einer dieser Theologen während seiner mehrmonatlichen Reise sich hatte wachsen lassen: „Ma questo barbone non é teologo?" — „Si V. E." — „Ma questi tedeschi! Amono sempre l'insolito." Es ist Sitte, daß der Cardinal, den man ersucht, das Ehrenamt eines Präsidenten beim actus publicus zu übernehmen, dem Promotus ein Geschenk macht. Diese Geschenke pflegen fürstlich zu sein, wie die Cardinäle meist selbst. Aber Mezzofanti ist nicht reich, auch nicht fürstlicher Abkunft; er schenkte dem Promotus späterhin eine Prachtausgabe des Thomas a Kempis, und wußte ihm kein passenderes Wort zu sagen — wie M. mir selbst in bescheidener Dankbarkeit erzählte — als: „Ach, die Demuth, bewahren Sie sich die Demuth!"

Unsere häuslichen Beschäftigungen waren, wie ich schon angedeutet habe, zwischen Studien, frommen Uebun-

gen und angemessenen Erholungen getheilt. Im allgemeinen lieben es die Jesuiten, und gewiß nicht mit Unrecht, daß die Anfänger ihre Studien unter steter Anleitung und nach sokratischer Methode im Zwiegespräch betreiben. Deshalb errichteten sie auch unter uns allerlei Akademien, Repetitorien und Disputatorien, in welchen unter Anleitung eines tüchtigen ältern Zöglings oder eines Jesuiten selbst täglich wiederholt wurde, was man in den Schulen gehört hatte, oder Zweifel, die man hegte, vorgebracht und gelöst wurden. Vielerlei Bücher zu studiren galt als nicht rathsam, besonders nicht für die Philosophen; am liebsten sah man es, wenn wir außer unserm Handbuche und den etwa in der Vorlesung gemachten Notizen nichts anderes vornahmen. Deshalb war auch die kleinere in der Camera communis befindliche Bibliothek für die Philosophen so karg eingerichtet, daß man wenig Lust bekam, sich viel um dieselbe zu bekümmern. Außer einigen Werken des De Maistre und Thomas von Aquino war noch ein Dutzend alter Scholastiker dort vertreten, und damit hatte man genug. Durchschnittlich mochten uns zum Privatstudium auf unsern Zellen täglich etwa zwei Stunden frei bleiben, die übrige Zeit war anderweit besetzt. Da gab es repetitiones logicae et ethicae oder chimicae et matheseos elementaris oder matheseos physicae; dann hatte man in der Akademie der italienischen, französischen oder grie-

chischen Sprache zu erscheinen; unter den Theologen des dritten und vierten Jahres bestand auch eine academia linguae hebraicae. Diese gemeinsamen Uebungen gingen nicht ohne großen Nutzen vorüber, wenigstens muß ich für meine Person gestehen, daß sie in vieler Beziehung für mich äußerst anregend waren, und daß ich alles, was ich dort gelernt habe und von dort her weiß, diesen Repetitionsstunden verdanke. Denn das ernste Privatstudium der trockenen scholastischen Philosophie und Theologie wurde mir äußerst schwer, und gelang mir meistens nur in den sechs letzten der halbjährigen Prüfung vorhergehenden Wochen. Die gemeinschaftlichen Gesangübungen, welche unter Leitung eines musikalisch gebildeten Zöglings angestellt wurden, erstreckten sich auf kirchliche Lieder, den cantus firmus Gregorianus. Jedoch bestand auch ein Liederkränzchen unter uns, welches sich in allerlei Gesängen versuchte und lobenswerthes leistete. Die Einübungen und Vorträge waren aber wöchentlich auf den Tag unsers Besuchs der Villa St.-Saba beschränkt, von dem ich später erzählen werde. Im Kloster selbst ertönte derartiger Gesang selten; nur dann und wann einmal in der Recreation oder bei irgendeiner festlichen Veranlassung. In der Liturgik oder besser in dem Ceremoniell der römischen Kirche wurden wir von dem magister ceremoniarum bis auf die geringfügigste Kleinigkeit eingeschult. Erst nach langen Uebungen und nach Empfang der Tonsur und der vier niedern Weihen

gestattete man den Neuangekommenen die Dienste in der Kirche bei der öffentlichen Meßfeier und Vesper. Die Germaniker hatten in der Kirche al Gesù bei dem an Sonn- und Festtagen morgens und nachmittags stattfindenden Hauptgottesdienst zu assistiren. Der Magister ceremoniarum paßte jedesmal auf, ob die Verbeugungen, das Niederknien u. s. w. nach Vorschrift ausgeführt wurden, und wenn einer sich einmal links statt rechts umkehrte, konnte er sicher auf ein Strafexercitium rechnen. So kam es denn, daß diese heiligen Verrichtungen schließlich von den Germanikern mit einer Accuratesse ausgeübt wurden, welche selbst bei den Ceremonienmeistern von Bischöfen oder Cardinälen, die dann und wann erschienen, Bewunderung erregte. Auch in unsern Kapellen dienten wir selbst.

Zu den häuslichen Studien möchte ich noch die Predigtübungen rechnen. Alle Sonn- und Festtage mußte einer der Theologiestudirenden in der Aula unsers Hauses vom Katheder herab vor dem versammelten Collegium eine selbstverfertigte deutsche Predigt halten, welche nachher von dem Rector oder von andern Studirenden kritisirt wurde. Die Philosophen trugen darauf ein memorirtes Stück aus irgendeiner gedruckten Predigt vor, da es bei ihnen zunächst darauf ankam, sich die gehörige Haltung und den äußern Anstand eines Kanzelredners anzueignen. Alle Sonntage bekam einer der Theologie-

studirenden etwa eine halbe Stunde vor dem Mittagessen einen vom Pater Rector bestimmten Text [der Heiligen Schrift, worüber er im Speisesaal extemporiren mußte, während die andern aßen.

Zehntes Kapitel.

Das Leben im Collegium. Demuths- und Bußübungen. Geistliche Lectüre. Marienverehrung.

Das Leben im Collegium Germanicum war ein sehr ernstes; nach der gesetzlichen Vorschrift herrschte im Hause mit Ausnahme der Recreationsstunden nach Tische, in denen es auch noch sehr gemessen herging, tiefes Schweigen. Es gab nur selten Ausnahmen, die ich nicht unerwähnt lassen werde. Die Obern hatten eine eigenthümliche Einrichtung getroffen, um sich fortwährend in genauer Kenntniß der Stimmung eines jeden zu erhalten. Jeder Zögling mußte sich nämlich in der Noviziatszeit alle vierzehn Tage und später alle Monate zu einer festgesetzten Stunde bei dem Pater Spiritualis einfinden, um sich mit ihm über seine verschiedenen Herzensangelegenheiten zu unterhalten. Der Besuch war streng obligatorisch, und man mußte selbst dann zu dem Pater gehen, wenn man nichts zu sagen wußte. Nur die Theologen des letzten Jahres waren von der oft peinlichen Verpflichtung entbunden. Mir ist der Besuch stets ein

unangenehmer gewesen, zumal da ich von der nach vollendetem Noviziat uns zustehenden Freiheit Gebrauch machte, mir einen andern geistlichen Führer und Beichtvater in der Person des ausgezeichneten Paters De Villefort zu wählen, dessen sanftes gebildetes Wesen sehr gegen das Benehmen unsers officiellen Pater Spiritualis abstach. Dieser war ehedem bairischer Landpfarrer gewesen. Seine äußere Erscheinung war nicht angenehm, sondern unbeholfen, ernst und finster. Da ich übrigens geneigt war, mich in alles mit möglichst gutem Humor zu schicken, so suchte ich in jugendlichem Leichtsinn und Uebermuth jene Besuche mir selbst möglichst erträglich, dem mürrischen Pater aber, der auch mich umgekehrt nicht recht leiden mochte, möglichst beschwerlich zu machen. Ich trat bei ihm ein und lüftete mein Baret mit dem Gruße: „Laudetur Jesus Christus!" worauf er das gebräuchliche „Nunc et semper, amen!" erwiderte und mich einlud, Platz zu nehmen. Nun saßen wir einander gegenüber und sahen uns an, ohne ein Wort zu sagen. Er litt sehr an Engbrüstigkeit und unterbrach die wol eine Minute anhaltende Stille nur durch das Geräusch seines Athems. Endlich entschloß er sich, zuerst das Wort zu ergreifen. Seine Anreden waren anfangs noch ziemlich gelassen; indessen verlor er, als er meine Hartnäckigkeit wahrnahm, in spätern Monaten oft die Geduld. „Nun, wie geht es denn?" — „Ich danke, recht gut, hochwürdiger Vater, erlauben Sie mir zu fragen, wie Sie sich befinden?" — „Liebster, Sie sind hier,

um sich mit mir über Ihren innern Zustand zu berathen. Mein Befinden kommt jetzt nicht in Betracht.“ — „Entschuldigen Sie gütigst, ich bitte.“ — „Nun denn, haben Sie mir nichts zu sagen?“ — „Nein, hochwürdiger Vater.“ — „Sind Sie zufrieden?“ — „Ja wohl, vollkommen.“ — „Mit allen unsern Einrichtungen, mit Ihren Mitschülern, Ihren Lehrern?“ — „Es ist alles zu meiner völligen Zufriedenheit.“ — „Sind Sie denn auch mit sich selbst zufrieden?“ — „Ich leide nur zu oft an Kopfweh, das macht mich wol zuweilen unzufrieden; ich glaube aber, daß der Wein zu Mittag schuld ist und werde fortan viel Wasser zugießen.“ — „Das ist sehr zu rathen, Liebster. Ihr Gesundheitszustand flößt indessen, wie mir scheint, keine Besorgniß ein. Aber wie ist es mit Ihrem Innern bestellt? Sind Sie in dieser Beziehung, um deren willen ich frage, mit sich zufrieden?“—„Ich sprach darüber mit Pater De Villefort, dem ich zu beichten pflege.“ — „Wie steht es denn mit der geistlichen Lectüre?“ — „Ich lese den Alfons Rodriguez.“ — „Befolgen Sie auch die Hausordnung pünktlich? Ich habe einzelne Klagen vom Präfecten gehört.“ — „Die Ordnung ist mir heilig; leider verschlafe ich dann und wann die Zeit.“ u. s. w. — „Nun können Sie gehen, Liebster.“ — „Ich bin Ihnen dankbar, hochwürdiger Vater, und empfehle mich in Ihr Gebet. Laudetur Jesus Christus.“ — „Nunc et semper, amen.“ Dann kam ein anderer in dieselbe Presse; soviel mir erinnerlich ist, waren diese unfreiwilli-

gen Besuche allen unangenehm, schon wegen der Persönlichkeit des Pater Spiritualis. Nur zwei Baiern glaubten als Landsleute ihn in Schutz nehmen zu müssen.

Noch während des Noviziats erlaubte ich mir einst einen Aprilscherz. Ich lud am ersten April vermittelst eines Anschlags am schwarzen Bret die Philosophen ein, sich zur Einübung der Fastengesänge nach der Mittagsrecreation in der Camera communis einzufinden. Obschon die Aufforderung nicht die Unterschrift des Präfecten trug, die in solchen Dingen immer nöthig war, gingen doch alle in die gelegte Falle und begaben sich kopfschüttelnd und verdrießlich darüber, daß sie um ihre Siesta kamen, mit ihren Gesangbüchern in die Camera communis. Schweigend nahmen sie Platz; allein der Praefectus cantus wollte nicht erscheinen. Nachdem man längere Zeit vergeblich gewartet hatte, brach der Bidellus in diesem Nothfalle das Stillschweigen und forderte die Anwesenden auf, in die Camera der Theologen zu gehen, vielleicht solle der Gesang dort gemeinschaftlich eingeübt werden. Alle folgten ihm. Durch das zu ungewöhnlicher Stunde vernommene Geräusch überrascht, öffneten die Theologen ihre Zellenthüren und sahen neugierig nach, was es gäbe. Nicht ohne Kichern und Lachen wurden die Gefoppten heimgeschickt. Indessen hatte der Pater Minister, Cumplido, den Lärm ebenfalls gehört und begann zu untersuchen, wer der Urheber dieses Vorfalls sei. Das wurde ihm leicht zu ermitteln, denn

als er die Reihen musterte, fehlte von den Philosophen nur einer, und das war ich. Natürlich gestand ich ihm die Sache gleich ein, aber er machte ein ernstes Gesicht dazu und sagte, ich habe die Verpflichtung, alle in der Recreation am Abend öffentlich um Verzeihung zu bitten. Ich faßte die Sache scherzhaft auf und richtete an die in den April geschickten eine humoristische Abbitte. Als der Präfect dem Pater Minister darüber rapportirt hatte, verlangte dieser eine neue Abbitte in gehöriger Form. Ich glaubte, er scherze; als er mir aber mit großem Ernste Vorstellungen machen wollte, erklärte ich ihm, daß ich seiner Aufforderung nicht nachkommen würde; denn da ich nur einen Scherz gemacht und niemanden habe beleidigen wollen, so sei eine ernste Abbitte für mich entehrend. „Ci penserete, Signor.“ — „Non é bisogno, padre, so già che ho da fare.“ Er entfernte sich. Ich entsprach seinem Verlangen nicht und war in meiner Starrköpfigkeit entschlossen, das Collegium lieber zu verlassen. Auch dachte ich nicht anders, als daß dieses die Folge meines Ungehorsams sein müsse. Deshalb theilte ich die Sache meinem Bruder mit. Dieser stellte sich ganz auf die Seite Cumplido's; ich verließ mismuthig seine Zelle und schrieb ihm einen Brief, ich wolle am liebsten sobald als möglich abreisen. Nachdem er mit Cumplido Rücksprache genommen, kam er zu mir und meinte, ich habe doch so ganz unrecht nicht. Man sei der Meinung gewesen, ich hätte auch

die Kammer der Theologen, unter denen sich schon Priester befanden, mit angeführt. Nun habe sich aber herausgestellt, daß ich nur die Philosophen zum besten gehabt, und die Sache solle als erledigt betrachtet werden. Ich konnte indessen meinen Groll gegen Cumplido nicht überwinden. Als der Spanier mir zur Besänftigung mehrere Tage darauf eine Düte mit überzuckerten Birnen zustellen ließ, wurde ich sogar zornig und ließ sie sofort mit dem Bemerken zurückbringen, ich sei kein Freund von Süßigkeiten. Es vergingen wieder mehrere Tage, während welcher wir uns häufig sahen; er blickte mich mit gelassener, freundlicher Miene an und kam endlich auf meine Stube: „Ihr Deutschen seid Starrköpfe.“ Ich suchte den Starrkopf zu leugnen und statt dessen den Deutschen tiefes Gefühl zu vindiciren. Nun ging der Pater mit vieler Freundlichkeit und Herablassung in eine Erörterung ein und sagte unter anderm: „Wir Italiener und Spanier nehmen die Sachen mit größerer Leichtigkeit; ihr Deutschen faßt alles zu empfindlich auf. Ich glaubte, da Sie schon ein Jahr bei unsern Vätern in Freiburg gewesen sind, Sie kennten unsere Weise besser. Ich wollte nur Ihren guten Willen prüfen. Solche Strafen, wie ich Ihnen eine auferlegte, kommen bei uns häufig vor. Wie oft muß einer der Unserigen, wenn er zu spät kommt, im Refectorium auf den Knien sein Mittagsmahl einnehmen! Dabei verziehen wir keine Miene und haben öfter dazu gelächelt. Noch jüngst, als der Pater Passaglia

bei der heftigen Disputation in der Menstrua gegen den alten Pater Van Evernbroek die Grenzen der Mäßigung überschritt, und letzterer zornig unter dem Lächeln Passaglia's den Hörsaal verließ, wurde diesem vom Rector zur Uebung in der Demuth aufgegeben, sich quer vor den Eingang des Refectoriums auf den Boden zu legen, sodaß alle, die zum Mittagessen kamen, über ihn hinwegschreiten mußten." (Wörtlich wahr.) — „Das mögen die Jesuiten thun; ich thue es nicht." — „Ich weiß jetzt", sagte Cumplido, „wie Ihr zu behandeln seid. Nun, Liebster, lassen Sie uns aber Freunde sein!" Von diesem Tage an hatte ich des Paters volle Gunst; er erwarb sich meine Hochachtung und Liebe täglich mehr. Wir machten sehr häufig Spaziergänge miteinander; auf dem Hinwege brachte ich ihm etwas deutsch bei, auf der Rückkehr unterwies er mich im italienischen. Er war im Orden nicht zufrieden, sein edles, weiches Gemüth ließ sich nicht fesseln; immer und immer gingen seine Gedanken nach Madrid, wo seine Mutter wohnte, deren einziger Sohn er war. In einer schweren Krankheit hatte er das Gelübde gethan, wenn er genesen würde, in den Jesuitenorden zu treten. Er genas, und nun stand es fest bei ihm, entweder er würde ewig verdammt oder er müsse sein Gelübde halten. Nach anderthalb Jahren wurde er aus unserm Hause entfernt und in das Kloster St.-Eusebio geschickt. Ich sah ihn selten, habe ihn aber einigemal besucht. „Del col-

leggio germanico già mi sono dimenticato; gli germanici non ubblierò mai." Als die Jesuiten in den Revolutionsjahren aus ihren Sitzen vertrieben wurden, wohnte der Pater einige Zeit im Hause des Marquis ***; ich bemühte mich vergebens, seinen Aufenthalt zu erfahren. Am Abend meiner Abreise von Rom, gerade als ich das Kloster verließ, um zur Post zu eilen, erhielt ich durch einen Jesuiten einen Zettel. Cumplido ersuchte mich in deutscher Sprache, ihn zu besuchen, da er mich auf dieser Welt gern noch einmal sehen möchte. Es war aber keine Zeit mehr vorhanden, der Wagen sollte gleich abgehen; die uns bedrohenden Gefahren der Revolution waren zu nahe gerückt; ich mußte Rom verlassen. Den guten Pater sah ich nie wieder, sein Abschiedszettel wird sorgfältig aufbewahrt. Spätere Erkundigungen über ihn ergaben das mir sehr angenehme Resultat, er sei aus dem Orden getreten und zu seiner Mutter zurückgekehrt. Gottes Segen über ihn.

Die Uebungen der Demuth, von denen Passaglia ein Beispiel gab, blieben auch in unserm Collegio nicht aus. Wir saßen einst ruhig bei Tisch, als sich einer der Zöglinge erhob, in der Mitte des Speisesaals niederkniete, mit gefalteten Händen das allgemeine Sündenbekenntniß sprach und dann auf allen Vieren unter die Tische kroch, um seinen Collegen und dem Pater die Füße zu küssen. Die Sache war um so auffallender, als jener Büßer ein Zögling war, der fromm und harmlos, aber kränk-

lich und mit sich unzufrieden, nie genug thun zu können glaubte, während wir ihm das Zeugniß geben mußten, daß er an Gefälligkeit und Aufopferung uns alle übertraf. Diese Bußübung kehrte von Zeit zu Zeit wieder; bald nahm dieser, bald jener sie vor, einmal alle Jahre auch unsere Obern selbst. Ich hatte mich aus mancherlei Gründen, unter andern auch, weil viele von uns auf reinliche Schuhe zu wenig gaben, von dieser Handlung lange Zeit fern gehalten. Jener Baier, der im actus publicus promovirte, nahm mich, da ich in der Infirmerie häufiger mit ihm zusammentraf, unte seine Fittige und bat mich, den Unsinn doch nicht nachzumachen. Alle mit mir angelangten Novizen hatten bereits den Fußkuß vollzogen, selbst der sonst recht nüchtern denkende lange Georg, welcher sich zur allgemeinen Heiterkeit dabei oft an den Kopf stieß. Endlich sollte auch mir die verhängnißvolle Stunde schlagen. Der Pater Spiritualis ließ nicht nach, bei jenen Unterredungen, deren ich vorhin gedacht, jedesmal zu fragen, warum ich allein mich noch der Bußübung enthalte. Allen meinen Gründen stellte er das Bedenken entgegen, ob nicht Hochmuth und Eitelkeit in mir wären. „Sie behaupten, es sei gar keine schwierige Sache; ich behaupte, für Sie ist dieselbe noch sehr schwer" u. s. w. Da ich mich von Hochmuth und Stolz nicht frei wußte, ängstigte ich mich doch dann und wann über meine Unterlassungssünde. Endlich berieth ich mich wiederholt mit meinem Beichtvater, bis dieser

meinte: „Eh bien, mon cher, faites cela, rompez les chaines et la chose est finie.“ Ich holte mir nun vom Pater Spiritualis Erlaubniß zu der Bußübung, was immer nöthig war. Des Paters Angesicht hellte sich etwas auf, er ertheilte die Erlaubniß sehr willig. Das Herz klopfte mir doch etwas; ich wußte, daß alle erstaunen würden, mich noch um die elfte Stunde ankommen zu sehen, und ärgerte mich im stillen, meinem ursprünglichen Vorsatz untreu geworden zu sein. Bei Tische sprang ich mit Hast von meinem Platze auf; obschon ich die Augen meist niederschlug, musterte ich mir die Gesichter der übrigen doch etwas von der Seite. Die meisten lächelten, ich that es auch. Die Handlung ging glücklich von statten; in meinem rothen Rocke kroch ich unter den Tischen umher, küßte die unreinlichen Schuhe und war des Vorwurfs von Hochmuth überhoben.

Wir trieben mit Gutheißung unsers Pater Spiritualis auch noch andere Bußübungen, des Fastens und derartiger Dinge nicht zu gedenken. Zur Bändigung fleischlicher Lust sollte es vortheilhaft sein, sich dann und wann zu geiseln und Cilicien zu tragen. Dabei mußte man sich jedoch nach der schon mitgetheilten Weisung des Ignatius wol hüten, der Gesundheit direct zu schaden, weshalb es untersagt war, sich bis auf die Knochen zu zerhauen. Das hatte bei uns jungen Leuten auch gute Wege. Wenn wir jedoch immer wieder von den

heiligen uns zum Vorbilde aufgestellten Männern hören und lesen mußten, wie sie solche Uebungen mit sich vorgenommen und darin ein wesentliches Hülfsmittel zur Heiligung und Gottgefälligkeit gefunden hätten, so darf es nicht befremden, daß dem einen oder andern der Gedanke kam, jenen Heiligen, wenn auch in einiger Entfernung, nachzufolgen. Ich weiß nicht, ob alle diese Privatkasteiungen trieben, aber daß mehrere es gethan und unter diesen auch ich, das weiß ich. Geiseln gab es verschiedenartige: die einfachsten aus Stricken mit kleinen Knoten an den Enden, andere mit Bleikugeln, spitzen Zacken, Rädchen und ähnlichen Vorrichtungen. Unter Hersagen eines der Bußpsalmen lag man in seiner Zelle auf den Knien und ließ die Streiche auf den entblößten Rücken fallen. Einige trieben es mit solchem Ernst, daß rothe Striemen sichtbar blieben, häufig auch Blut floß.

Zu den sonderbaren Marterwerkzeugen, welche die Erdenlust in uns bändigen sollten, gehörten auch die Cilicien. Die einfachsten derselben sind Ketten aus hufeisenförmigen, etwa einen Zoll langen und breiten Drahtgliedern, deren stumpfe Zacken nach innen gekehrt sind. Man gürtet sich diese Kette um den bloßen Leib; die Zacken lassen oft blutige Spuren zurück, selbst dann, wenn die Kette auch nur schlaff am Leibe hängt. Einige, welche glaubten, die böse Lust damit dämpfen zu können, peinigten sich entsetzlich und legten die Kette auch zur

Nachtzeit an, wodurch der Schlaf häufig unterbrochen ward. Der Pater Spiritualis schritt dann ein und verbot solchen jegliche Kasteiung. Es gibt auch Cilicien, wo statt eines Hufeisens zwei, drei, ja sechs, sieben und mehr nebeneinander hängen. Nur ein Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen, so auch nur ein Schritt vom Ernsten zum Komischen: das bewährte sich einst bei diesen Bußübungen. Ein Baier, der erst kurze Zeit im Collegium war und auf mich immer den Eindruck eines Duckmäusers machte, trug zur Bekämpfung seines Fleisches das Cilicium. Wiewol er sich im ganzen sehr verschlossen zeigte, erhielt ich doch einmal von ihm Mittheilung darüber. Er behauptete, wenig oder gar keinen Schmerz zu empfinden, obschon er die Kette so scharf angezogen habe, daß sie bei mir in gleichem Falle tief ins Fleisch gedrungen sein würde, und er war nicht magerer als ich. Er wollte nur dünne, röthliche Streifen davongetragen haben, sodaß ich glaubte, die Haut dieses jungen Mannes müßte wie die des hörnenen Siegfried beschaffen sein. Einige Wochen darauf beklagte sich der Vorsteher der Lingerie, daß die Hemden desselben Zöglings in der Hüftengegend immer eine Menge kleiner Löcher zeigten. Das Räthsel wurde bald gelöst: der schlaue Baier hatte bei seiner Bußübung die Stacheln des Ciliciums in gutem Glauben nach außen gekehrt. Der Vorfall wurde ruchbar und erregte viele Heiterkeit.

Die kirchlich vorgeschriebenen Fasten beobachteten wir mit äußerster Genauigkeit und Strenge; besonders unangenehm waren die Fasttage, welche der Italiener mágro stretto nennt. An solchen Tagen sind alle Speisen verboten, welche von warmblütigen Thieren kommen, also auch Fett, Eier, Milch und Butter; selbst damit angemengtes Backwerk war nicht gestattet, alles wurde mit Oel bereitet; es gab nur eine Mahlzeit am Mittag, und am Abend einen sehr kargen Imbiß, etwa eine Sardelle oder dergleichen. Wenn jedoch jemand durch den Hausarzt wegen Kränklichkeit von diesen Fasten dispensirt wurde, so machten die Jesuiten keine Schwierigkeiten, andere leicht verdauliche Speisen zu verabreichen. So weit meine persönlichen Beobachtungen reichen, war es uns allen, aber auch den Jesuitenvätern selbst, mit all diesen Dingen heiliger Ernst. Ich weiß es ganz bestimmt und habe es öfter erlauscht, daß Patres und Fratres ihre Leiber mit den angegebenen Züchtigungen hart mitnahmen.

Ich habe während der Zeit meines Aufenthalts im Collegium Germanicum unter den Zöglingen, wie unter den Jesuiten, nicht die geringste Unsittlichkeit, ja nicht einmal einen Schein derselben wahrgenommen. Nur ein Jesuitenbruder beging Handlungen, welche in mir später den Verdacht erregten, er sei mit der Frau unsers Barbiers auf unsittlichen Wegen gewandelt. Er besuchte dieselbe einigemal mit mir, um ihr Speisereste und

andere Dinge zu bringen, da sie bei der Leichtfertigkeit ihres Mannes mit ihren vielen kleinen Kindern in Dürftigkeit lebte. Ich mußte dann nicht selten mit den Kindern allein im Zimmer bleiben, während er mit der Frau hinausging, die mitgebrachten Sachen abzulegen, und nicht selten über die Gebühr ausblieb. Später wurde dasselbe Individuum aus dem Jesuitenorden gewiesen und beging ehrlose Streiche.

Der Armuth unserer Bibliotheken habe ich schon gedacht. Wie die Jesuiten uns im Fachstudium sehr einfache Kost vorsetzten, so waren sie auch bemüht, uns in andern Zweigen der Literatur von allem abgeschlossen zu halten. Es gab weder deutsche noch italienische Classiker zu lesen, die Werke der vaterländischen Dichter blieben uns verschlossen; die in den Akademien vorkommende Lectüre hatte stets eine religiöse Färbung. Politik blieb uns fern. Die Augsburger Postzeitung, die Historisch-politischen Blätter und das Münstersche Sonntagsblatt wurden während der Recreationszeit dann und wann in einem Exemplare herumgegeben. Wer lesen wollte, mußte abwarten, bis es ihm gelang, die Zeitung zu erwischen. Ich habe dieselbe nicht dreimal in den Händen gehabt, entbehrte auch zu jener Zeit daran nichts. Die geistliche Lectüre war durchweg vorherrschend; allein unter den dahin gehörigen Büchern gab es einige, die so auffallenden Unsinn enthielten, daß man staunen muß, wie die Jesuiten solche verfassen und

der studirenden Jugend in die Hände geben konnten. In erster Reihe standen die Lebensgeschichten jesuitischer Heiligen; vorzugsweise wurden die Beschreibungen des Pater Bouhours gelesen, welche gut stilisirt und pikanten Inhalts sind. Wie man aber im Klosterleben, abgeschnitten von jeglichem gesunden Verkehr mit der Außenwelt, von solcher Lectüre auf die phantastischste Weise erregt werden kann, habe ich an mir selbst erfahren.

In der Lebensgeschichte des dritten Jesuitengenerals, des heiligen Franz von Borgia, gab es viel Wunderliches. Der heilige Vater hatte stark von den Teufeln zu leiden, die es nicht dulden wollten, daß der früher so weltlich gesinnte Mann sich nun so sehr der Gottseligkeit befleißigte. Bis zu seiner Bekehrung, welche erfolgte, als er den Leichnam Isabellens, jener gepriesenen Schönheit, bei der Uebertragung an der spanischen Grenze recognosciren mußte und in dem entstellten Zustande der Verwesung erblickte, hatte Franz von Borgia ein üppiges Leben geführt. Nun fastete er so stark, daß er die Haut über seinem Leibe dreimal zusammenfalten mußte, welches äußerst schmerzhaft für ihn war. Eines Abends nun, als der Gottesmann, abgemattet von den Anstrengungen des Tags und den Abtödtungen, welche er sich auferlegt hatte, zur Ruhe gehen wollte, sah er einen Teufel in seinem Bette liegen. „Du verdienst“, sprach der Heilige zum Teufel, der ihn angrinste, „mehr wie ich, im Bette zu liegen, denn du hast Gott beleidigt, ehe er

für dich gestorben war; ich aber habe ihn verleugnet, lange nachdem er für mich gekreuzigt wurde.“ Mit diesen Worten schickte sich Franz an, unter die Bettstelle zu kriechen und hier seine Nachtruhe zu suchen. Der Teufel aber, welcher gehofft hatte, den Heiligen zum Zorne zu reizen, ärgerte sich über das Mislingen seines Vorhabens um so mehr, weil er selbst die Veranlassung zu diesem großen Act der Demuth bei dem frommen Vater gewesen war. Wüthend sprang er auf, der bekannte Knall erschallte durchs Zimmer, und Satan verschwand mit Hinterlassung des obligaten Gestanks. Der Heilige aber nahm jetzt ruhig in seinem Bette Platz und schlief sanft ein. — Diese Geschichte, welche mich jetzt sehr kalt läßt, erregte mich damals in so hohem Grade, daß ich besorgt war, der Teufel möchte auch mir einmal einen solchen Streich spielen. Mit ängstlicher Vorsicht hob ich wochenlang beim Schlafengehen die Bettdecke auf aus Furcht, der Teufel möchte darunter liegen; ich stieg nicht eher in das Bett, als bis ich mich gründlich überzeugt hatte, daß der Böse auch nicht unter der Bettstelle stecke. Bei dieser Untersuchung bewaffnete ich mich für den Fall der Noth mit dem geweihten Palmzweig, den ich zuvor ins Weihwasser tauchte. Ich besprengte schließlich das Bett kreuzweis und wagte erst dann zur Ruhe zu gehen.

Kleinere Tractate regnete es förmlich in unsere Mitte. Ich erwähne nur das überschwenglichen Lobes volle

Büchlein „Il divoto di Maria Vergine von Paolo Segneri d. c. d. G. und Il gran patriarca Giuseppe", von dem Jesuiten Garcia, dem frühern Erzieher der Söhne des Don Carlos. Unter den Tugenden des heiligen Joseph wird in diesem Büchlein besonders seine Liebe zum Stillschweigen hervorgehoben, welche so groß war, „daß wir in der ganzen Heiligen Schrift auch nicht ein Wort finden, welches er geredet habe".

Der Maimonat war besonders der Verehrung Mariens gewidmet und hieß daher Marienmonat. Dann wurden allerlei Andachten zu Ehren der Muttergottes gehalten. Die Kirche war geschmückt, das Marienbild mit frischem Grün bekränzt; einige von den Sixtinasängern kamen alle Tage, um schöne Marienlieder und die lieblichen Melodien der lauretanischen Litanei vorzutragen; ein Pater hielt täglich Predigt. Ich besitze das Handbüchlein noch, welches uns zur Beförderung der Andacht gereicht wurde, und will demselben einige Proben entnehmen. Der Titel ist: „Il mese di Maria, ossia il mese di Maggio del Padre Muzzarelli d. c. di Gesù consecrato a Maria SS. coll' esercizio di vari fiori di virtu. Roma 1847, presso Alessandro Monaldi, via del Corso 219." Die Erlaubniß zum Druck ist ertheilt von F. V. Modena O. P. S. A. M. S. und J. Canali P. C. Viceg. Nach der Einleitungsrede, in welcher die Marienverehrung als zum Heil der Seele unerlaßlich dargestellt wird, folgen zunächst zwölf

Tugendacte, von welchen man während des ganzen Maimonats denjenigen verrichten soll, den man am Vorabend des 1. Mai durch das Loos erhält, z. B. 4: Entziehet Euch alle Tage einer ergötzlichen Erholung, wenn sie auch erlaubt ist, wie dem Genusse von Früchten, oder bändigt in besonderm Falle die Neugier, oder riecht nicht an Blumen, oder hört keine Musik. Dann folgen 31 andere Tugendacte, von welchen man sich täglich einen zur Ausübung durch das Loos zuertheilt. In einer den nun folgenden Betrachtungen vorgedruckten Bemerkung wird mitgetheilt, daß die den Betrachtungen angefügten Beispiele wörtlich dem frommen Büchlein des Pater Tommaso Auriemma: „Affetti scambievoli tra la Vergine santissima e i suoi divoti", entnommen sind; Auriemma selbst aber habe sie größtentheils aus Jahresberichten der Gesellschaft Jesu geschöpft. „Nun ist aber", so heißt es, „die Rechtschaffenheit, die Würde und die Gelehrsamkeit dieser Ordensgeistlichen, welche in völliger Uebereinstimmung die an ihren Aufenthaltsorten vorgekommenen Thatsachen bezeugten und niederschrieben, von denen sie selbst unmittelbar Augen- und Ohrenzeugen waren, gewißlich hinreichend, um bei einem discreten, erfahrenen, klugen und vorurtheilsfreien Beurtheiler all den menschlichen Glauben hervorzubringen, den man bei solchen Ereignissen nur verlangen kann. Die gelehrtesten und gebildetsten Menschen, die uns doch in diesen Dingen zu Führern dienen sollen, zeigen sich viel weniger

streng im Zurückweisen einer Anzahl von Wundern und gewisser sie begleitender Umstände, als die oberflächlich und mittelmäßig unterrichteten Personen.“ Zuerst kommt nun ein täglich zu sprechendes Vorbereitungsgebet und dann 31 Betrachtungen, jede mit Beispiel und Obsequium, d. i. der Angabe einer andächtigen Handlung zu Ehren Mariens, einem lateinischen Versiculus und einem Stoßgebet (giaculatorio) in italienischen Reimen.

Erster Tag. Betrachtung über die Beweggründe, den Marienmonat gut anzuwenden. — Maria kannst du nicht entbehren, wenn du selig werden willst. Bist du schuldlos? Nun, deine Unschuld schwebt doch in großer Gefahr. Wie viele, die unschuldiger waren, als du, sind in Sünde gefallen und verdammt worden? Bist du ein Büßender? Nun, deine Beharrlichkeit ist doch sehr ungewiß. Deine Wohnung, die Gelegenheiten, deine alten Gefährten — du verstehst mich schon. Bist du ein Sünder? O, dann bedarfst du Mariens erst recht, dich zu bekehren. Du hast oft den Anfang gemacht, aber es ist dir noch nicht gelungen. Ach, wenn Maria nicht da wäre, du wärest vielleicht verloren. Mit der Marienandacht kannst du ihren Schutz und damit dein Seelenheil erlangen. Wäre es denn wol möglich, daß eine so zärtliche Mutter einen so andächtigen Sohn nicht erhören sollte? Um eines Rosenkranzes, um eines Fastens halben hat dieselbe oft die gröbsten Sünder mit den ausgezeichnetsten Gnaden überhäuft. Was wird sie dir

erst zuwenden, wenn du einen ganzen Monat ihrem Dienste widmest! Wehe aber, wenn du diese Gnade verlörest! Wehe, wenn du anfingst und nach wenigen Tagen wieder aufhörtest! Wer weiß, ob dieses nicht die letzte Gelegenheit ist, welche Gott dir zu deiner Bekehrung anbietet! Wer weiß, ob nicht gerade an diese Andacht deine endliche Beharrlichkeit geknüpft ist! Wer weiß, ob dieses nicht der letzte Monat deines Lebens ist! Einen so mächtigen Schutz kannst du dir erwerben um ein so Geringes; thust du es nicht, o welch ein Reueschmerz, welche Gewissensbisse in der Todesstunde! Nun sinne hierüber nach und fasse deinen Entschluß.

Beispiel. Ein Mitglied der Marianischen Bruderschaft war nahe daran, die Strafe seiner Untreue davon zu tragen. (Auriemma, I, 61.) Er besuchte anfänglich die Congregation, wurde aber dann so lau darin, daß er sie endlich ganz vernachlässigte. Die Bitten und Ermahnungen seiner Genossen fruchteten nichts: eines Verstorbenen bedurfte es, ihn aufzurütteln. Eines Nachts erschien ihm im Schlafe ein Pater, den er von jener Zeit her, wo er die Congregation besuchte, genau kannte. Dieser rief ihm mit lauter Stimme zu: „Dein Name, du Träger und Nachlässiger im Dienste Mariens, ist der Jungfrau, unter deren Schutze die Congregation steht, schon mitgetheilt. Besserst du dich nicht, dann wisse, daß dir ein großes Leid zustoßen wird.“ Er erwachte, schrieb aber der Sache nicht mehr Wichtig-

keit zu, als man mit einem Traume zu thun pflegt. Siehe da! In einer andern Nacht erscheint derselbe Pater und tadelt ihn in noch stärkern Ausdrücken; es half wenig oder gar nichts, denn er sagte, das seien Träume, auf die man nichts geben müsse. Mögen die andern gehen und sich absondern, ich will frei bleiben. Es bedurfte noch klarerer und unzweideutigerer Begegnisse, um diesen Menschen, der nicht blos die Congregation, sondern auch die Gottesfurcht aufgegeben hatte, zu erschüttern. Er sah im Schlafe denselben Pater zum dritten mal. Dieser ermahnte ihn, schien ihn dann aber bei der Hand zu ergreifen und ihn zur Kirche zu führen, woselbst angelangt er folgende Worte an ihn richtete: „Was beginnst du Träger? Beichte aufrichtig, denn bis jetzt hast du unterlassen, diese und diese Sünde zu bekennen.“ Dabei nannte er die Sünden namentlich. Der Jüngling erwachte und erkannte jetzt mit großer Furcht die Wahrheit dessen, was er im Schlafe gehört hatte, eilte sofort zur Congregation, beichtete unter großer Betrübniß und vieler Reue und kehrte zur Verehrung unserer lieben Herrin zurück, deren Güte für ihn um so auffälliger erscheinen muß, als er so vielen Aufforderungen widerstanden hatte.

Obsequium. Trage das Bild Mariens auf dem Herzen, drücke es mit innigem Gefühl an deine Brust und wiederhole oft: Dieses Herz, o Maria, soll dir allein gehören! Versiculus: Dignare me, laudare te, Virgo

sacrata. Stoßgebet: Lasciate, o Vergine, Ch' anch' io v' onori, Voi siete l'unica Gioja de' cuori. (Laß auch mich, o Jungfrau, dich verehren, die du allein des Herzens Freude ausmachen kannst.)

Zweiter Tag. Betrachtung über das Heil der Seele. Beispiel: Daß Maria ihren Verehrern zum Seelenheil verhilft, ist eben nicht zu verwundern, aber daß sie es mit solchen thut, die nicht einmal an sie denken und selbst diesen ihre mütterliche Liebe zuwendet, ist allerdings ein Gegenstand unserer Bewunderung. Als Beispiel dafür diene der Jüngling Esquilio (Auriemma, II, 253). Wiewol dieser erst zwölf Jahre alt war, führte er doch ein sehr sittenloses, lasterhaftes Leben. Gott wollte ihn daraus erretten und ließ ihn in eine schwere Krankheit fallen, sodaß man an seinem Aufkommen verzweifelte und jeden Augenblick seinen Tod erwartete. Er sank in eine tiefe Ohnmacht, man hielt ihn schon für todt. Da wurde er in eine Stube geführt, die voll Feuer war; er wollte sich aus den Flammen retten, eilte daher zu einer Thür, welche er bemerkte, öffnete dieselbe und sah in dem dahinterliegenden Saale die Königin des Himmels mit vielen Heiligen, welche ihr dienten (corteggiavano). Esquilio warf sich ihr zu Füßen, aber sie zog die Augenbrauen zusammen, stieß ihn von sich zurück und gab Befehl, man solle ihn wieder in die Flammen zurückführen. Der Unglückselige rief nun jene Heiligen an, und diese erhielten auf ihre Fürbitte fol-

gende Antwort von Maria: jener sei ein Lasterhafter gewesen und habe nicht ein einziges „Gegrüßet seist du Maria“ gebetet. Von neuem legten nun die Heiligen Fürbitte ein, da er sich jetzt geändert habe. Esquilio, vor Angst und Schrecken zitternd, versprach, von jetzt an fromm zu werden und ihr sein Leben lang zu dienen. Die Jungfrau hielt ihm nun eine ernste Strafrede, ermahnte ihn, durch wahre Buße die verflossenen Sünden wieder gut zu machen und sein Versprechen zu erfüllen, und widerrief den gegebenen Befehl. Jetzt kehrte Esquilio zur Besinnung zurück, seine Krankheit war gehoben, er trat in den Cistercienserorden ein, weihte sich besonders dem Dienste Mariens, und machte solche Fortschritte in den Tugenden, daß er ein Heiliger wurde und jetzt im Himmel die Herrlichkeit seiner liebenden Mutter Maria lobpreiset.

Dritter Tag. Betrachtung über den Werth einer Seele. Beispiel von einem Menschen, der mit einem Weibe verbotenen Umgang pflog und von Maria gerettet ward.

Vierter Tag. Betrachtung über das Heil des Körpers. Beispiel: Ein Mädchen stürzt zum Fenster hinaus, ruft die Hülfe Marias an und erlangt sie. Dasselbe Mädchen stürzt von der Bank und schneidet sich mit dem Messer, welches sie in der Hand hat, einen Finger ab. Maria setzt ihn wieder an. „Kann es“, so schließt der

Verfasser dieses Beispiel, „eine größere Zärtlichkeit geben, als die der Mutter der schönen Liebe?“

Fünfter Tag. Betrachtung über den Werth der Zeit. Beispiel: O, wie nützlich ist es doch, auch eine kleine Weile Zeit gut anzuwenden! Zwei Jünglinge gingen an einem Vacanztage gemeinsam nach dem Po (Auriemma, I, 93) und setzten sich in einen Nachen zur Abfahrt. Der eine sagte: „Nun da wir nichts anderes zu thun und uns hinreichend erholt haben, laß uns die Gebete zu Maria hersagen, wie es unsere Bruderschaft vorschreibt.“ — „Aber dazu“, entgegnete der andere, „sind wir ja unter keinerlei Sünde verpflichtet; ich will mich jetzt erholen, heute ist frei, und ich habe nicht Lust zu beten.“ Trotzdem setzte sich der eine hin und sagte die Gebete für sich allein auf. Mittlerweile brach ein gewaltiger Sturm los, sie können in ihrer Unerfahrenheit den Nachen nicht regieren, den brausenden Wellen nicht widerstehen und nicht ans Land gelangen. Der Nachen schlägt um, und sie fallen ins Wasser. Beide rufen in ihrer Noth die Jungfrau an, welche sofort erscheint und den, welcher vorher gebetet hat, bei der Hand ergreift, ihn der Gefahr entzieht und in Sicherheit bringt. Der andere Jüngling erwartete ein Gleiches, aber Maria wandte sich mit den Worten zu ihm: „Du warst nicht verpflichtet mich zu verehren, und ich bin nicht verpflichtet dir zu helfen.“ Und so blieb er der Discretion des Stroms anheimgegeben. Der Gerettete sah und hörte

dies alles. Er bedankte sich bei der Jungfrau für sein Leben, das er als aus ihren Händen zum Lohn für seine Gebete wieder erhalten anerkannte.

Sechster Tag. Betrachtung über die Todsünde. Beispiel: Ein Jüngling in Messina wird von einem Weibe zur Unzucht gereizt und wendet sich an Maria. Die Jungfrau verwandelt das Weib in ein abscheuliches Zerrbild der Hölle, mit weitem Rachen, flammenden Haaren, u. s. w. und die erregte Sinnlichkeit des Jünglings ist gedämpft.

Siebenter Tag. Betrachtung über die Sündenstrafen. Beispiel: Ein sittenloser Edelmann zu Toledo, der aber immerhin Maria noch Verehrung gewidmet hat, soll nach dem Willen Christi eines plötzlichen Todes sterben und dann verdammt werden. Ihm wird auf die Fürbitte Mariens ein Aufschub von dreißig Tagen gewährt. Eine Verehrerin Mariens und ein Priester übernehmen die Arbeit seiner Bekehrung. Er beichtet, sündigt aber immer wieder auf dieselbe Weise und stirbt am dreißigsten Tage in Verzweiflung.

Achter Tag. Betrachtung über den Tod. Beispiel: Ein Marienverehrer wird in der Todesstunde von Maria persönlich zum Paradiese abgeholt.

Neunter Tag. Betrachtung über das Jüngste Gericht. Beispiel: Fra Leone, der Gefährte des heiligen Franz von Assis, sieht in einem Gesichte zwei Leitern von der Erde bis zum Himmel hinanreichen. Auf der einen

steht oben Christus, auf der andern Maria. Die Franciscaner beginnen die Stufen der ersten Leiter zu ersteigen, es gelingt fast keinem einzigen, dieser fällt von der dritten, jener von der zehnten Stufe herunter; nun gehen sie nach der andern Leiter: Maria kommt und hilft ihnen dieselbe ersteigen. „O über uns Elende! Wenn wir diese mächtige Gottesmutter nicht hätten!"

Zehnter Tag. Betrachtung über die Hölle. Siehst du, o Sünder, jenes schreckenerregende Gefängniß voll Feuer und Rauch? Es ist für dich hergestellt, wenn du nicht daran denkst, dich zu bessern. Siehe dir dieses Feuer an. Darin sollst du brennen mit Seele und Leib, dem Mitschuldigen deiner Sünden. Dies Feuer wird in deine Eingeweide, in deine Kehle, in deine Knochen, in dein Gehirn eindringen; wie ein Stück Eisen sollst du im Glühofen geröstet werden; die Teufel werden auf dich losschlagen, und aus allen deinen Theilen werden die Feuerfunken umhersprühen. Wie willst du es in diesem verzehrenden Feuer aushalten können, da du es nicht einmal ertragen kannst, den Finger in einer Kerzenflamme zu verbrennen? Und daran denkst du nicht? Was wird deine Beschäftigung sein, wenn du verdammt wirst? Ewig denken: ach, ich konnte mit so Geringem selig werden und habe es nicht gewollt. Du wirst dich an jene Predigt erinnern, an die Exercitien, an jenes Buch, an jene Eingebung, mit welcher Gott dich rief; aber du wolltest nicht hören. Viele deines Standes, Alters und

Charakters wirst du sehen, Schulkameraden, Bruderschaftsgenossen, — sie sind selig und du verdammt. Dann das Wimmern, die Verzweiflung, die Verwünschungen gegen dich selbst! Fluchen wirst du deinem Schutzengel, deinen heiligen Schutzpatronen, deinem Bruder Jesu Christo, deiner Mutter Maria! Ach, welch ein Leben, welch eine Beschäftigung in der Hölle! Und wie lange glaubst du in diesem Höllenfeuer bleiben zu müssen? Hundert Jahre? Mehr. Tausend Jahre? Mehr. Millionen Jahre? Mehr. Millionmal Millionen Jahre? Mehr. Millionmal Millionmal Millionen Jahre? Mehr und immer noch mehr! Wie lange denn? So lange Gott Gott sein wird, die ganze Ewigkeit hindurch. Und gibt es denn keinen Augenblick Ruhe? Niemals. Kann man denn nicht wenigstens einen Finger rühren? Niemals. Kann man nicht eine Viertelstunde lang die Augen schließen? Niemals. Kann man denn keinen Tropfen Wasser bekommen? Nein, nie. O Feuer! O Hölle! O Ewigkeit!

Beispiel. Verlangst du selig zu werden, dann bitte Maria recht oft, daß sie dich erkennen lasse, was die Hölle sei. Hugo, Markgraf von Toscana, führte ein lockeres Leben, und obschon von der Jungfrau gewarnt, die er mit besonderer Andacht verehrte, hatte er doch nicht darauf geachtet. Eines Tags ging er, um in dem Senarischen Gebirge zu jagen (Auriemma, II, 313), und kam, getrieben von der Lust, ein Wild zu er-

beuten, bis an den Berg. Da verfinsterte sich plötzlich die Luft, es blitzte und donnerte, und furchtbarer Regen strömte hernieder. Er flüchtete zum Schutze gegen dieses Unwetter in eine Höhle. Als er eintrat, sah er eine Menge Teufel in Gestalt schwarzer misgestalteter Menschen; sie zerfolterten auf einem Amboß menschliche Glieder. Er meinte, es seien Schwarzkünstler, erschrak und schrie laut auf, als er aus der Tiefe der Höhle den Ruf vernahm: „Bringt ihn heran!“ Die andern antworteten: „Zu seiner Zeit, denn diejenige, die uns so sehr schaden kann, ist noch nicht damit einverstanden.“ Damit meinten die Teufel, es ginge noch nicht an, jenen zu zerfoltern, um der Jungfrau willen. Der Graf war bei dieser Rede außer sich vor Schrecken, wandte sich an Maria, flehte ihre Hülfe an, schlug das Kreuzeszeichen, und verschwunden waren die Teufel. Er eilte aus der Höhle und fand nicht weit davon die Hütte des Eremiten Eugen, mit dem er sich die ganze Nacht hindurch über heilige Dinge unterhielt. Am Morgen darauf begab er sich zu Eustachius, Bischof von Florenz, erzählte diesem, was die heilige Jungfrau an ihm gethan, begann einen neuen Lebenswandel, that öffentich Buße, beichtete seine Sünden, wiederholte unter häufigen Thränen: „Hugo wird fortan nicht mehr der alte Hugo sein“, gründete sieben Klöster, welche er reichlich ausstattete, und lebte als echter Sohn Mariens, sodaß er mit Recht den Beinamen der Gute erhielt. — Obse-

quium. In der Kirche sammle dich, denke nach und sprich leise für dich: „Wenn ich hier in der Kirche die ganze Ewigkeit hindurch auf den Knien liegen müßte, es wäre zum Verzweifeln! Und in der Hölle, in der Hölle!“ — Versiculus. A poenis Inferni libera me, Domina. Stoßgebet. Dal cupo orribile, eterno esiglio, Maria, salvate mi, son vostro figlio. (Vor der schrecklichen Höhle, der ewigen Verbannung, Maria, bewahre mich, ich bin dein Sohn.)

Solche Bücher gaben die Jesuiten der Philosophie und Theologie studirenden Jugend ihres Collegiums in die Hände. Außer der Maiandacht bemühten sie sich auch sehr, eine Fastenandacht einzuführen. Es wurde nämlich in der Fastenzeit jeden Tag vor einer ziemlich zahlreichen Zuhörerschaft, unter welcher oben auf der Galerie mitunter Prälaten und Cardinäle erschienen, gepredigt; der Morgen des Charfreitags bildete den Schluß und zugleich den Gipfelpunkt der religiösen Feier. Die Predigt dauerte, unterbrochen von Klagegesängen des Chors, zur Erinnerung an die drei martervollen Stunden Christi am Kreuze, nicht weniger als drei Stunden. Der Prediger erfrischte sich von Zeit zu Zeit mit einem Schluck Wasser. Effecthascherei fehlte, wie in keiner, so besonders nicht in dieser Predigt. Die Frauen schluchzten und weinten oft laut, selbst Männern standen Thränen in den Augen. Als ich dieser Feier zum ersten mal beiwohnte, machte der Christus am

Kreuz, welcher vor dem Hochaltare aufgerichtet war, großen Eindruck auf mich. Man denke sich den Altar schwarz behangen, jeglichen Zieraths entkleidet, und in der Mitte vor dem schwarzen Hintergrunde ein Kreuz, an welchem in Lebensgröße ein menschlicher Körper hing; die Fleischfarbe, das Blut, alles war nachgebildet; ich schauderte in einer bisher nicht empfundenen Weise vor dem entsetzlichen Opferbilde zusammen. Die Italiener lieben es, starke sinnliche Eindrücke zur Erweckung religiöser Gefühle anzuwenden.

Die wunderlichsten Heiligenlegenden bekamen wir in Menge zu lesen. Das Buch über die Herrlichkeiten Marias von Alphons Maria de Liguori, dem Stifter der Redemtoristencongregation, sei hier vorübergehend erwähnt. Es ist auch in deutscher Uebersetzung vorhanden und enthält über Maria und ihre Wunderthaten derartige Angaben, daß man versucht sein möchte, den Verfasser für einen in religiösen Irrsinn verfallenen Menschen zu halten; er ist aber ein angesehener hochverehrter Heiliger der römischen Kirche.

Elftes Kapitel.

Erholungen in San-Saba und Macao. Religiöse Feierlichkeiten.

Das deutsche Collegium besitzt mehrere Landgüter in Rom und in der Nähe der Stadt. Die auf dem aventinischen Hügel gelegene Villa San-Saba wurde von uns jeden Donnerstag besucht, wo nie Vorlesungen stattfanden. Wir gingen nach dem Frühstück hin und kehrten gegen Abend wieder heim. Auf dem Wege, den wir gewöhnlich nach der Villa nahmen, sahen wir manches Stück des niedern Volkslebens, von welchem wir sonst, wie überhaupt von jeglichem Verkehr mit den Italienern, streng getrennt blieben. Wir mußten einen kleinen Platz passiren, dessen Benennung mir unbekannt ist; von der Stadtseite aus und gegenüber mündeten auf denselben zwei Gassen. An den Ecken derselben, nach dem Platze hin, saßen auf dreibeinigen Schemeln vor kleinen niedrigen Tischen Schreiber oder Winkelconsulenten in ihrer abgeschabten Kleidung. Auf den Tischen hatten sie etwas Papier, ein Tinten- und ein Sandfaß und mehrere Federn, eine der letztern trug der Inhaber regelmäßig hinter

dem rechten Ohre. Diese Männer waren sehr beschäftigt, denn die Landleute, welche an den Gerichten oder bei den unzähligen Bureaux der päpstlichen Verwaltung zu thun hatten, trugen ihnen ihre Anliegen vor, und der Scribent fertigte ihnen dann je nach Bedürfniß eine Klage oder Bittschrift. Die meisten Leute niedern Standes in Italien sind des Lesens und Schreibens ganz unkundig; ich habe oft gesehen, wie ihnen der Consulent das Geschriebene vorlas; sie unterzeichneten in gutem Glauben mit drei Kreuzen, die Schrift wurde zusammengefaltet, gesiegelt und den Leuten übergeben, welche dann ihre Bajocchi hervorlangen mußten und in doppelter Weise erleichtert fortgingen. In der Mitte jenes Platzes war ein Springbrunnen, rechts und links von demselben stand eine mit einem schmuzigen Leintuch bedeckte Bude. Auf dem Tische darin waren Fleisch, Käse und Weißbrot nebst einem Korbe voll Cigarrenenden ausgestellt; ein unreinliches Weib kochte Gemüse auf einem alten, wackeligen eisernen Ofen. Sie reichte den Kunden gegen Zahlung eines Bajoccho ein Bündel Cigarrenstumpfe mit derselben Hand, welche nachher das Salz hervorlangte und in den Kessel streute. Die Italiener ließen sich auf eine Schnitte Brot einen Löffel voll Gemüse schlagen, und waren sie in bessern Verhältnissen, so kauften sie sich dazu ein Stück von dem nicht gerade frisch zubereiteten Fleische oder dem stark riechenden Käse. Oft umstanden ganze Familien, Männer mit Weibern und Kindern, diese

Buden. An der Häuserreihe auf der rechten Seite des Platzes saßen ein Dutzend Schuster auf ihren Schemeln, Leder und Handwerkszeug neben sich; sie flickten Sandalen und Gamaschen, oder einer erhob sich auch und ließ gewandt jemand auf seinem Sitze Platz nehmen, der barbirt zu werden wünschte, denn die Schuhflicker Roms befassen sich auch mit diesem Geschäfte; freilich bekommen sie dabei erst auf Unkosten ihres Opfers reine Hände. Wir gingen über den Platz und durch die rechts liegende Gasse; die Zahl der Häuser verminderte sich, und bald schien es, als befände man sich auf dem Lande. Vorbei an dem schönen Tempel der Vesta durch Gärten und Weinberge mit ihren versteckten Pinten langten wir in einer halben Stunde auf der Villa San-Saba an. Sie ist rings mit einer hohen Mauer umgeben; durch das Einfahrtsthor traten wir auf einen mit Gras bewachsenen Platz und hatten die Vorhalle der Kirche uns gegenüber; die Bogen derselben ruhen auf dicken Pfeilern; über ihr befindet sich eine schmale Galerie, deren engere Bogen sich auf schlankere Pfeiler stützen. Die Kirche ist sehr geräumig und hat drei Schiffe, deren schöne Gewölbe von Marmorsäulen getragen werden. Im übrigen ist sie schmucklos, wie das eng gebaute Kloster, dessen zwei Flügel links und rechts an der Kirche liegen und nur durch die Galerie oberhalb der Vorhalle miteinander in Verbindung stehen. Hinter dieser Galerie bis zur Orgelbühne der Kirche hin liegt ein schmaler

länglicher Saal, der als Refectorium diente. Der linke Flügel des Hauses war für die Camera der Theologen, der rechte für die der Philosophen bestimmt. Der hinter sämmtlichen Gebäuden liegende große Garten mit seinen Spielplätzen ist durch einen Weg in zwei Theile getheilt, über welchen hinaus die Theologen einerseits und die Philosophen andererseits ohne Erlaubniß nicht gehen durften. Ein Eremitenbruder hatte seinen Wohnsitz auf dieser Villa und die Wache daselbst. Wir verrichteten in der Vorhalle der Kirche kniend ein kurzes Gebet und gingen dann nach der Ordnung in den rechten und linken Flügel. Ohne besondere Erlaubniß, die aber nur höchst selten ertheilt wurde, durfte nicht studirt werden; der ganze Tag sollte der körperlichen Erholung gewidmet sein. Nachdem wir eingetreten waren, beteten wir je zwei und zwei oder auch wol einzeln im Garten oder in der anliegenden bedeckten Galerie auf- und abwandelnd, das officium Beatae Mariae Virginis. Es sind dies verschiedene Psalmen, Versikeln, Gebete und Hymnen auf Maria. Nach Beendigung des Officiums theilten wir uns in Gruppen und fingen allerlei Spiele an. Hier gab es eine Kegelpartie, dort trieb man das beliebte italienische Spiel Boccia mit kleinen Kugeln oder Eisenplatten; dort wurde Trucio gespielt, hier saß eine Schachpartie; wieder andere vergnügten sich mit Ballschlagen oder Spazierengehen; dann und wann erschallten muntere von dem Sängerchor vorgetragene Weisen. Der Garten

hatte viele schattige Plätze, Feigen- und Mandelbäume, Rosenhecken und Blumenbeete. Das Schachspiel durfte nie über eine Stunde dauern; war es bis dahin nicht vollendet, so wurde es unterbrochen und durfte erst nach einer halben Stunde weiter fortgesetzt werden. Diese Recreation dauerte bis halb 12 Uhr. Dann gab die Glocke das Zeichen zur geistlichen Lectüre; nachdem wir uns im kleinen Saale versammelt hatten, wurde aus einem frommen Buche, gewöhnlich einer Heiligengeschichte, vorgelesen. Um 12 Uhr, nach dem Ave-Marialäuten, ging es zu Tische, während des Essens wurde ebenfalls vorgelesen. Nach Tische begaben wir uns in die Kirche zum stillen etwa fünf Minuten anhaltenden Gebet; das Sakrament wurde dort nicht aufbewahrt. Darauf lustwandelten wir in dem Garten, bis gegen 3 Uhr das Zeichen zur Vesper ertönte. Diese wurde chormäßig in der Kirche abgesungen und dauerte etwa eine halbe Stunde. Dann trieben wir wieder die üblichen Spiele bis halb 5 Uhr, worauf wir in den Speisesaal zur Merenda gingen, welche aus Brot, Käse, Früchten und Wein bestand. Nach der Merenda blieben wir noch eine Viertelstunde auf der Villa und gingen dann, wie wir gekommen waren, in Kammern getrennt, je zwei und zwei nach al Gesù zurück. Zum Abschied verrichteten wir in der Vorhalle der Kirche auf den Knien noch ein kurzes, stilles Gebet. Beim Ausgang aus der Villa ergriffen wir den Rosenkranz, der halblaut abgebetet wurde; erst

nach Verrichtung dieser Vorschrift fand wieder Colloquium statt. An dem Villatage, sowie überhaupt auf den Spaziergängen, war es uns gestattet, die Unterhaltung in deutscher Sprache zu führen. Wenn wir in al Gesù angelangt waren, so ging alles wieder nach der festgesetzten Ordnung. Eine andere innerhalb der Ringmauer von Rom nach entgegengesetzter Richtung liegende Villa des deutschen Collegs besuchten wir im Jahre ein- oder zweimal; ich habe über dieselbe nichts Besonderes zu bemerken, als daß sich auf dieser sehr weitläufigen Besitzung auch ein Eingang zu den Katakomben befindet.

Die Villa Macao gehört dem Noviziate der Jesuiten; sie ist das Geschenk eines Fürsten, ich glaube eines sardinischen, der an seinem Lebensabend in den Jesuitenorden eintrat und in dem Noviziatsgebäude nach kurzem Aufenthalt starb. Die Villa ist umfangreich und schön angelegt. Alle Jahre gab das Collegium Germanicum den sämmtlichen Professoren des römischen Collegiums, sowie einigen hervorragenden Jesuiten daselbst ein Fest. Es ging dort sehr fein aber ungezwungen her; unter andern wurde auch das Billardspiel eifrig getrieben. Auf dieser Villa trug sich einst ein eigenthümlicher Vorfall zu, den mir ein Jesuit, welcher Augenzeuge war, mitgetheilt hat.

Pater Rillo, ein Pole von Geburt, war von den letzten aus Rußland vertriebenen Jesuiten als Jüngling mit nach Italien genommen und später selbst Jesuit ge-

worden. Sein Eifer für die Interessen des Ordens und der römischen Kirche, seine Rednergabe und seine Sprachkenntnisse bestimmten die Obern, ihn zum Missionar für den Orient auszubilden. In Malta, am Libanon, in Bulgarien u. s. w. war sein Hauptwirkungskreis, in welchem er außerordentliches leistete. Neben einem sehr abgehärteten Körper besaß er einen festen Charakter. Oft reiste er wichtiger Berathungen halber von seinen Missionsstellen aus nach Rom zurück, denn er besaß die Gunst Gregor's XVI. in hohem Grade. Einst kam er in der Tracht eines Emirs an. Sein voller langer Bart hing tief auf die Brust herab, er hatte lebhafte Augen, feine von der orientalischen Sonne gebräunte Gesichtszüge und einen schönen Kopf. Der kostbare Säbel, welchen er trug, war das Geschenk eines Emirs, dessen Tochter er von einer gefährlichen Krankheit geheilt hatte. In diesem Anzuge erschien er vor dem Jesuitengeneral Roothaan. Aller Einreden ungeachtet befahl ihm dieser, sofort den Bart abzuschneiden und sich in gewöhnliche Jesuitentracht zu kleiden, da er ihn zum Rector der Propaganda in Rom bestimmt habe. Der Pater mußte gehorchen, meinte aber, eine unpassendere Persönlichkeit habe der General für diese Stelle nicht ersehen können. Also umgewandelt begab er sich mit vielem Leidwesen auf seinen neuen Posten. Die Gewohnheiten seines unregelmäßigen Lebenswandels konnte er nicht aufgeben; rauchen, auf den Dielen schlafen,

spät zu Bett gehen, und dergleichen Verletzungen der Hausordnung erlaubte er sich nach wie vor, und viele seiner wilden Zöglinge wurden noch wilder. Der Pater General aber blieb fest.

Einst war die ganze Professorenschaft, auch der General und der Rector der Propaganda, auf Macao, als Gregor XVI. ihnen unerwartet einen Besuch abstattete. Der Papst vergnügte sich an Rillo's Erzählungen, als dieser ihn plötzlich bat, ihm doch für eine Viertelstunde seine päpstliche Gewalt über den anwesenden Jesuitengeneral abzutreten. Gregor willigte in den Scherz. Mit ernster Miene citirte nun Rillo den Jesuitengeneral vor sich, ließ ihn niederknien und hielt ihm in starken Ausdrücken das unkluge Verfahren vor, einen Mann wie ihn zum Rector bestellt zu haben; er sei zum Missionar unter wilden Völkern geschaffen, dagegen zum Amte eines Rectors infolge seines Temperaments untauglich; er könne predigen, Strapazen aushalten, rauchen, reiten, schwimmen, und der Ausübung alles dessen, sowie seines, mit Sorgfalt gepflegten und unter den Mohammedanern nöthigen Bartes habe ihn der General beraubt; dieser möge sein Unrecht wieder gut machen und Rillo nach dem Libanon zurückschicken; wa's einer nicht verstände, davon müsse er fern bleiben. Um dem General letztere Maxime praktisch beizubringen, ließ Rillo ein Maulthier heranführen und befahl dem General, dasselbe zu besteigen und tüchtig herumzutummeln. Wohl oder übel

mußte letzterer gehorchen. Alles lachte, indem er aufstieg. Als nun aber die dürre schlottrige Gestalt des Generals auf dem Maulthier saß, und Rillo dieses mit derben Schlägen zum Laufen antrieb, sodaß der arme Reiter sich vorn und hinten anklammerte und zaghaft um Einhalt rief, bedeutete Gregor dem unbarmherzigen Rillo, sein Regiment sei zu Ende. Der abgestiegene General ernannte Rillo gutmüthig wieder zum Missionar; dieser ließ sich den Bart wachsen, ging in orientalischer Tracht wieder nach seinem frühern Bestimmungsort und hat, wie bekannt, nicht wenig zur Ausbreitung römischen Christenthums daselbst beigetragen, sowie er auch, durch französischen Einfluß unterstützt, die jetzige Bewegung in Bulgarien vorbereiten half.

Die am wenigsten Zerstreuung bietenden Wochen im Jahre waren das sogenannte tempus clausum, d. h. die Adventszeit bis Heilige Dreikönige und die Fastenzeit bis zum Weißen Sonntag, zumal dann die Spaziergänge nach San-Saba ausfielen. Unerwarteterweise machte einmal in der Fastenzeit ein Jesuit mit einem Germaniker einen Gang dorthin, um irgendetwas nachzusehen. Der die Aufsicht über die Villa führende Eremitenbruder war gewiß nicht darauf gefaßt. Die beiden Inquirenten fanden zu ihrem Erstaunen das große Thor offen stehen, auch die Thür des neuen Seitenflügels geöffnet und keinen Menschen im Gebäude. Endlich sahen sie, wie der Mönchsbruder unter ausgelassenem

Gelächter und allerhand Späßen zwei Dirnen auf einem Maulthier im Garten umherjagen ließ. Als er der Besuchenden ansichtig ward, bedurfte es nur eines Winkes an die Reiterinnen, und die Scene war verändert. Der verblüffte Villawächter eilte auf den Jesuiten zu: „Entschuldigen Sie, das sind ein paar Verwandte von mir, die zum Besuch kamen." Der Jesuit musterte die Basen und wußte genug. Die Mädchen mußten sofort den Hofraum verlassen; die beiden nahmen den Mönchsbruder mit sich und behielten ihn in ihrer Nähe, als sie die weitern Hausbesichtigungen begannen. Oben auf dem Speisesaal, dessen Thüren ebenfalls offen standen, waren die Tische mit Ueberresten von allerlei kalter Speise bedeckt; große Weinkrüge und Becher standen umher; ein junger Bursche und eine dritte Base suchten in einen Winkel zu huschen. Der Jesuit fuhr dazwischen, und wie die Käufer aus der Vorhalle des Tempels zu Jerusalem suchten die Bösewichter das Weite. Der Wächter mußte die Villa sogleich verlassen und wurde aus dem Eremitenstande ausgestoßen.

Die Jesuiten besitzen in Rom außer der Casa di Gesù und dem Collegium Romanum nebst den dazu gehörigen Villen noch ein Haus nebst Kirche und sehr großen Gärten. Es ist das auf dem Quirinal gelegene Noviziat; in demselben mußten die in den Orden neu Eintretenden zwei Jahre hindurch ihre Probezeit ablegen. Sie werden äußerst streng gehalten, auf allerlei Art an

unbedingten Gehorsam gewöhnt, müssen die niedrigsten Dienste selbst verrichten und vielfache Abtödtungen vornehmen. So oft ich in diesem Hause war, hatte ich mich über die Ordnung und Stille, aber auch über die vielen blassen Gesichter zu verwundern, denen ich begegnete. Der Schutzheilige dieses Noviziats ist der heilige Stanislaus Koska. Auch dessen einstige Zelle ist jetzt eine Kapelle mit den wunderlichsten Ueberresten des Heiligen. An der Stätte, wo er starb, liegt jetzt seine Statue von carrarischem Marmor, die ihn in den letzten Zügen darstellt. An der Wand hängt ein großes Oelgemälde von Overbeck; Engel bestreuen den sterbenden Heiligen mit Blumen. Im Garten zeigte man uns eine Quelle, mit deren Wasser er oft seine Brust kühlte, wenn die Glut seiner Andacht zu groß wurde.

Zur Beichte gingen alle Zöglinge jede Woche einmal, obgleich das Gebot nur auf einmal für den Monat lautete. Jeden Sonn- und Feiertag empfing man die heilige Communion. Bei besonders festlichen Gelegenheiten erhielten wir dieselbe nicht wie gewöhnlich in unserer Kapelle, sondern unten in der Kirche am Altar des heiligen Ignatius; einigemal ertheilte uns der Pater General selbst die Hostie. Den Altar des heiligen Ignatius schmückten kostbare Säulen, belegt mit Lapis Lazuli; das Altarbild stellt Maria dar, welche Ignatius eine rothe Fahne überreicht. Bei festlichen Anlässen wurde das Altarbild weggezogen, und in der mit blitzenden

Steinen ausgelegten Nische stand die Statue des Ignatius im Priesterornat: das Meßgewand ist von gediegenem Silber; die Edelsteine, welche das Kreuz auf demselben zusammensetzen, haben großen Werth. Der Leichnam des Heiligen ruht in einem kostbaren Sarkophag unten im Altare, die Hauptereignisse seines Lebens sind ringsum den Altar in Erz abgebildet. Auf buntem Steinsockel waren links und rechts Gruppen aus weißem Marmor von mehr als Lebensgröße aufgestellt. Rechts stand die strafende Gottheit, flammende Blitze auf einige zu Boden gesunkene Männer schleudernd, in deren von ohnmächtigem Zorn verzerrten Gesichtszügen man unschwer Luther und Calvin erkennt. Die Gruppe auf der andern Seite stellt die Religion dar, welche mit der einen Hand nach dem Himmel zeigt, die andere dem am Boden liegenden halb aufgerichteten König zuwendet. Dieser zieht ein entblößtes buhlerisches Weib zu sich herab und ist das Conterfei Heinrich's VIII. von England. Vor dem ganzen Altare her zog sich ein Eisengitter, welches den Betern zugleich als Schemel diente. Diesem Altar gegenüber stand der des heiligen Franz Xaver, dessen rechter Arm zur Verehrung darin aufbewahrt wird. An Schmuck blieb er hinter dem des Ignatius sehr zurück. In den acht Seitenkapellen war nichts besonders Sehenswerthes oder Kostbares, wenn man etwa die Mutter-Gotteskapelle ausnehmen will, in welcher ein wunder-

thätiges Marienbild mit allerhand werthvollen Geschenken frommer Gläubigen behängt war.

Unter allen Festlichkeiten zeichneten die Jesuiten den Tag des Stifters ihres Ordens, den 31. Juli, besonders aus. Dann wurde die Kirche mit Gobelins geschmückt, welche Scenen aus dem Leben des Ignatius darstellten. Von dem Gewölbe herab, welches mit Abbildungen des Himmels, des Fegfeuers und der Hölle bemalt war, bis auf die Stufen der Altäre waren Kerzen in Figuren von Sonnen, Sternen, Namenszügen, Guirlanden angebracht.

Predigt wird an den hohen Feiertagen zu Rom nicht gehalten, doch gibt es einige Tage vorher vorbereitende Andachten mit Predigt. Der Gesang wird von den Choristen ausgeführt, das Volk betheiligt sich bei den Hauptgottesdiensten nicht daran; nur wenn der Segen mit der Monstranz ertheilt werden soll, singt die Gemeinde, aber in einer solchen Weise, daß man bald das Ende herbeiwünscht. Eine Verweltlichung, ja Profanirung des Gottesdienstes, wie man sie sonst in Rom gar oft antreffen kann, fand in den Jesuitenkirchen nicht statt. Am Neujahrstage kam der Papst zur Nachmittagsfeier und stimmte das Tedeum an, nachher wurden wir in der Sakristei zum Fußkuß zugelassen.

Das höchste Fest, welches wir mit der gesammten studirenden Jugend in der Kirche des Collegium Romanum feierten, war das Fest des Schutzheiligen Aloysius von Gonzaga, dessen Leichnam unter einem der schönsten

Altäre dieser Kirche ruht. Mit den Gymnasiasten hielten die Jesuiten vor dem Feste eine neuntägige vorbereitende Andacht. Die Knaben mußten ihre Anliegen an Aloysius, etwa die Bitte, ihnen eine Leidenschaft überwinden oder eine Tugend erlangen zu helfen, schriftlich aufsetzen. Diese Briefe wurden einzeln in gestickte seidene Beutel eingenäht und ruhten dann bis zum Morgen des Aloysiustags auf dem Grabe des Heiligen. Bis dahin mußte dieser Kenntniß davon haben; die Jesuiten entfernten dann die Beutel, nahmen den Inhalt heraus und warfen ihn, wie sie sagten, ungelesen in das Feuer. Die Beutel wurden von den Schülern entweder abgefordert, oder die Jesuiten behielten sie zu beliebiger Verwendung; Pater Cumplido hat mir einen solchen sehr schönen und großen Beutel verehrt, welchen ich noch verwahre. Am Festmorgen wohnten wir alle der Messe bei und empfingen die Communion; in der Regel celebrirte ein Bischof oder Cardinal. Einmal beehrte uns sogar der Papst und theilte eine Zeit lang eigenhändig die Hostie aus, die auch ich aus seiner Hand empfing. Tagesüber wurde die von Aloysius einst bewohnte und nun in eine Kapelle umgewandelte Zelle besucht; man zeigte dort allerlei Reliquien von ihm; ich entsinne mich eines verschlossenen Glases mit Weizenkörnern, die von dem Vorrath herrührten, welchen Aloysius zur Zeit einer Hungersnoth durch sein Wort aus geringer Menge hervorgezaubert haben soll.

Das Heiligedreikönigsfest wurde durch eine achttägige Feier in der Kirche der Theatiner begangen; abwechselnd hatten die verschiedenen Collegien Roms den Dienst bei der Messe und bei der Vesper. Am ersten Tage waren wir daran. Der sprachkundige Cardinal Mezzofanti celebrirte den Gottesdienst; die Predigt hielt Pater Ventura, der berühmte Kanzelredner, an dessen Pathos und Gesticulation man freilich keinen deutschen Maßstab anlegen durfte. In der Predigt, welche er vor dem versammelten Volke und vor uns hielt, die wir abgesondert saßen, verfehlte er nicht, mit einem Seitenblick auf uns des Nordlichts zu erwähnen, das den Himmel rasch mit feuriger Glut röthe, um bald der wiederkehrenden Nacht zu weichen, gegenüber dem Lichte, das von Rom ausstrahlend den Erdkreis stetig erleuchte. Es ist dies derselbe Ventura, der sich später zur liberalen Partei neigte und eine Umgestaltung der politischen Verhältnisse Italiens nach dem Plane des berühmten Gioberti wünschte, wonach der Papst das Oberhaupt Italiens werden sollte. Beide sind verbannt; Gioberti starb treu seiner Ueberzeugung im Bann der Kirche zu Paris; Ventura, der als Priester und Mönch rehabilitirt worden ist, hielt in dem Jahre 1861 vor Napoleon III. die Fastenpredigten, ist aber auch bereits todt. Nach dem Gottesdienste begaben wir uns alle in die Sakristei, um dem Cardinal unsere Huldigung darzubringen und den Ring zu küssen. Wir umstanden den kleinen freundlichen Greis, welcher sich allmählich im

Kreise herumdrehend jeden Zögling nach seinem Vaterlande fragte und ihn dann mit einigen Worten in seiner Landessprache oder auch wol in dem besondern Dialekt seiner Heimat anredete. So hörte ich ihn diesmal in hochdeutscher, plattdeutscher, flämischer und wallonischer Sprache, desgleichen im Schweizerdialekt und französisch reden. Am längsten unterhielt er sich mit einigen Ungarn, und diese, welche in solchen Dingen mit Lob nicht verschwenderisch sind, gaben zu, daß man an seiner Sprache den Fremden nicht erkennen würde; mit einem der Ungarn sprach er sogar slawisch. Schließlich ertheilte er uns in italienischer Sprache einige Ermahnungen und seinen Segen. Aus der Hand des Pater Ventura empfing jeder das von ihm verfaßte Büchlein über die Bedeutung des Festes der Erscheinung des Herrn mit Gebeten u. s. w.

Der Dreikönigstag war recht eigentlich das Fest des Cardinals Mezzofanti. Als Protector der Propaganda unterhielt er sich sehr oft in den Recreationsstunden mit den Zöglingen dieses Instituts, die aus allen Theilen der Welt zusammenströmten. Sein Liebling und bester Schüler war ein Deutscher aus Koblenz, den er scherzend Quadrofanti nannte. Am Abend des Dreikönigstags gab man in der Kirche der Propaganda eine Akademie eigenthümlicher Art. Vom Gewölbe des Chors herab hing der den Hochaltar ganz verbergende Vorhang, vor welchem eine Tribüne aufgeschlagen war. Nun

erschienen der Reihe nach die Zöglinge, um in ihren verschiedenen Muttersprachen das Fest der Heiligen drei Könige zu feiern, in denen ja alle Heiden zu Christo berufen worden sind. Die Zuhörerschaft bildete das bunteste Gemisch von Mitgliedern aller Nationen, deren theilnehmende Mienen bei diesem oder jenem vorgetragenen Gedicht ihre Abkunft verriethen, wenn sie sonst nicht schon kenntlich war. Ich besitze noch ein Programm dieser Akademie, nach welcher 58 Vorträge in 52 verschiedenen Sprachen zur Aufführung kamen; unter diesen auch einige Dialoge und ein Gesang in chinesischer Mundart. Mezzofanti war der einzige, der alles verstand; auch censirte er alle Vorträge, ehe sie gehalten wurden; daß er es genau damit nahm, wurde ein Germaniker gewahr, der einem Propagandisten, einem Sohne des bekannten Hurter, ein Gedicht im Schweizerdialekt angefertigt hatte. Er fand darin viel Ausgestrichenes und Verbessertes von der Hand des Cardinals.

Zwölftes Kapitel.

Römische Kirchen, Klöster, Heiligthümer.

In gewissen Klosterkirchen Roms gibt es Feierlichkeiten, die ein deutsches Gemüth abstoßen, wie die Kapuzinaden in den kleinen Kirchlein auf dem Forum oder im Colosseum, bei denen der Kapuziner oft auf Christum oder den Heiligen, den er gerade vorhat, ein Lebehoch ausbringt, in welches die aus dem niedrigsten Volke bestehende Zuhörerschaft laut einstimmt. Treten wir einmal in die Kirche der Dominicaner in Sopra Minerva; es ist das Fest des heiligen Thomas von Aquino. Gelbe und rothe Draperien hängen an den Wänden und Pfeilern umher. Wir wollen durch das Mittelschiff zum Hochaltar, an welchem man unter Assistenz von einem Dutzend Mönchen das Meßopfer verrichtet; allein wir können kaum durch die Menge Volks aus allen Ständen dringen, welches vom Eingange an bis zur Mitte des Schiffs Kopf an Kopf dasteht. Sonderbarerweise haben alle dem Altar die Seite oder den Rücken zugewandt, und schauen hinauf zu einer mit den buntesten Tüchern

ausstaffirten stufenförmigen Tribüne, auf welcher die Musikanten nach dem Taktstock des Dirigenten die heitersten Weisen aus bekannten Opern spielen, eine Unsitte, die in Rom trotz des Verbots herrscht, daß innerhalb der Kirche nur Bässe und Geigen zur Begleitung der Orgel gespielt werden sollen. Die freiste Unterhaltung hört man unter dieser Menge; plötzlich wird oben am Altar das Zeichen mit der Klingel gegeben, daß die Wandelung der Hostie vor sich geht, die Musik schweigt, die Leute wenden sich zum Altar hin, knien nieder oder verbeugen sich tief, machen das Kreuzeszeichen, schlagen sich dreimal auf die Brust, und der Lärm geht wieder an, bis ein neues Zeichen vom Altar gegeben wird, oder der Segen des Priesters die Handlung für vollendet erklärt.

Oder wenden wir uns hinauf zum Capitol in die hochgelegene Kirche Ara Coeli der Franciscaner; es ist in der Weihnachtszeit, eine große Seitenkapelle stellt die heilige Nacht in Wachsfiguren dar: Christus in der Krippe, an der Seite die Mutter Maria, eine blühende Jungfrau in himmelblauem seidenen Gewande, auf einem Schemel sitzend, um die Krippe herum die knienden Hirten, dabei Ochs und Esel; hinter Maria steht Joseph, mit beiden Händen auf einen langen Stab gestützt, in grobem Mönchsgewand, ein Greis mit kahlem Haupte und langem weißen Barte. Den Hintergrund bildet Bethlehem mit Wirthshaus und Kaufladen. In der

Mitte, hoch auf einem Berge stehend, segnet ein Kapuziner in der Stola die Gegend ein; ein Prediger im Ornate von wenig Vertrauen erweckenden Gesichtszügen unterhält sich mit dem Ortsvorstand von Bethlehem, dessen Haus seitwärts liegt. Außer dem von den Mönchen geleiteten Gottesdienst predigt acht Tage hindurch des Morgens ein Schulknabe, wie ein Priester gekleidet, von einer Tribüne herab zu den versammelten Männern und Frauen das Lob des Bambino oder Christkindes. Diese kleinen Prediger ahmen oft mit italienischer Gewandtheit die Manieren eines wirklichen Geistlichen nach; wenn der Knabe in Feuer geräth, sich mit dem fazzoletto den Schweiß abwischt und ähnliche Dinge treibt, so klatschen ihm die Zuhörer unter vielem Lachen ihren Beifall zu. Nachmittags übernimmt ein kleines Mädchen in Nonnentracht das Amt. In dem Minoritenkloster dei duodeci Apostoli sehen wir, wie Mönche ihre Weihnachtsandacht nebenbei darin suchen, an der Krippe zu stehen, und den See zu bewundern, auf welchem Schiffe und Barken mittelst einer Maschinerie hin- und herfahren. Der Jesuit weist die über solche Dinge auftauchenden Bedenken mit den Worten zurück: „Non est de fide“ (Das gehört nicht zum Glauben, ist kein Glaubenssatz).

In Ara Coeli bewahrt man auch ein wunderbares Christkind auf; ein solches nennt man bei den Italienern schlechtweg Bambino, das Christkind in Ara Coeli heißt

aber vorzugsweise il santo Bambino. Es ist Sitte, daß zur Weihnachtszeit in jedem Hause, in jeder Kapelle, in jeder Kirche auf dem Altare eine kleine Krippe errichtet und darin eine in Windeln gehüllte mit allerlei Flittern geschmückte Puppe niedergelegt wird. Vor der Krippe mit dem Christkindlein wird täglich öfter gebetet. Am dritten Tage nach Weihnachten, dem Tage der Unschuldigen Kindlein, wird der Bambino weggenommen und einige Tage verborgen gehalten, um darzustellen, daß er vor den von Herodes entsandten Mördern geflohen sei. Der Bambino in Ara Coeli spielt eine große Rolle, nicht blos um die Weihnachtszeit, sondern das ganze Jahr hindurch; das römische Volk, besonders die Frauenwelt, auch die der besten Stände, hängt an dieser Puppe mit ganz besonderer Vorliebe; es hat mit derselben aber auch eine ganz besondere Bewandtniß, und zwar nach einem in Rom mit Gutheißung der zuständigen Behörden gedruckten Büchlein folgende. Ein frommer Franciscanerbruder in Jerusalem that das Gelübde, aus einem Oelbaumstamme vom Garten Gethsemane ein Christuskind zu schnitzen, mit Fleischfarbe anzumalen und dann auf seinen Armen nach Rom zu tragen. Er arbeitete fleißig, hatte bald ein etwa zwei Fuß hohes Christkind fertig und wollte beginnen, es anzumalen. Aber in dem barbarischen Lande gelang es ihm trotz vieler Bemühung nicht, die erforderlichen Farben aufzutreiben. Der gute Bruder war äußerst betrübt und ängstigte sich, daß er

sein Gelübde nicht lösen konnte. Er hielt unter Fasten und Beten eine neuntägige Andacht, und siehe, am neunten Tage stand der hölzerne Knabe wohl angestrichen vor den Augen des erstaunten und dankbar gerührten Mönchbruders. Er nahm die kostbare Bürde auf seine Arme und begann seine Pilgerfahrt nach Rom. Auf dem Mittelmeere litt er Schiffbruch und verlor mit der gesammten Mannschaft das Leben, nur der Bambino schwamm wunderbarerweise ans Land. Das hölzerne Kind trat nun seine Wanderschaft selbständig an, wurde aber unterwegs zweimal angehalten und als Himmelswunder in die Kirche der Stadt geführt, durch welche er eben ging, woselbst man ihm göttliche Ehre erwies. Da indessen der Knabe wußte, daß Rom sein Bestimmungsort war, so machte er sich beidemal des Nachts auf und davon, und erschien endlich an der Kirchthüre von Ara Coeli. Als der Sakristan früh Morgens öffnete, erstaunte er höchlich beim Anblick dieses Kindleins, das sofort in die Kirche trat und sich auf dem Hochaltar derselben niederließ. Die von dem bestürzten Bruder eiligst herbeigerufenen Mönche erkannten sofort das Wunder und stimmten Gebete und Lobgesänge an. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die frohe Nachricht durch die ganze Stadt, das gläubige Volk strömte scharenweise nach Ara Coeli, und der Bambino verrichtete viele Wunder an Kranken. Von dem Tage an war die Kirche bis zur Abendzeit stets mit Betern gefüllt. Eine Frau

faßte eine solche Neigung zu dem Bambino, daß sie sich entschloß, das Bild wegzunehmen und in ihrem Hause aufzubewahren. Zu diesem Zwecke verbarg sie sich in einem Beichtstuhle, kletterte zur Nachtzeit, da niemand mehr in der Kirche war, auf den Altar und nahm das Kleinod fort. Als die Kirche wieder geöffnet wurde, schlich sie hinaus, setzte den Bambino in einem verborgenen Zimmer ihres Hauses auf einen dort hergerichteten Altar, zündete Kerzen an und betete in ihrer Herzensfreude den ganzen Tag vor dem Bilde. Der in frommer Absicht ausgeführte Diebstahl wurde nichtsobald von den Mönchen bemerkt, als sie in die tiefste Trauer geriethen. In allen Kirchen Roms hielt man eine dreitägige Andacht und bat Gott, daß er den Bambino zurückkehren lasse. In der Nacht von dem dritten auf den vierten Tag läuteten plötzlich die Glocken der Klosterkirche; die Brüder glaubten, es geschehe auf Befehl des Guardians, und eilten hinab in den Chor, den sie hell erleuchtet fanden. Der Guardian stürzte ebenfalls herbei, weil er glaubte, es handle sich hier um eine Unordnung. Aber wie erstaunten alle, als die Glocken zu läuten fortfuhren, ohne daß jemand die Seile zog, und es sich ergab, daß die Kerzen vor allen Altären brannten, ohne daß einer von den Mönchen sie angezündet hatte. Von dem hinter dem Hochaltar befindlichen Chor gingen sie vor in die Kirche, und nun fiel ihr Blick auf den Bambino, der, wissend, sein Bestimmungsort

sei Ara Coeli, auf das Gebet der Römer sich ohne weiteres aus dem verschlossenen Kämmerlein der frommen Diebin weg, und hierher auf den Hochaltar zurückbegeben hatte. Die Mönche erkannten jetzt, daß der Bambino Verlangen trage, mit seiner Mutter vereinigt zu werden, von der er sich gewiß nicht trennen würde. Darum ließen sie ein großes Mutter-Gottesbild anfertigen, und befestigten, um allen Eventualitäten vorzubeugen, den Bambino mit eisernen Schrauben an seine Mutter. Beide wurden dann in einem sichern und wohlverschlossenen Schrein aufbewahrt. Nur bei großen Festen, wie Weihnachten, wird der Bambino losgeschraubt und unter allerlei Ceremonien vom Volke verehrt, welches schließlich ein Priester mit diesem hölzernen Bilde segnet, wobei alle niederknien. Bei Eröffnung und Beschließung der zu Weihnachten und Heiligen drei Könige stattfindenden Festlichkeit stehen unter andern an jeder Seite des Altars drei päpstliche Nobelgardisten mit gezogenen Säbeln in Paradeuniform.

Dem Bambino wird wunderbare Heilkraft zugeschrieben, und oft verlangen vornehme Kranke, die nicht hinauf können nach Ara Coeli, daß man den Bambino zu ihnen ins Haus bringe. Das losgeschraubte Bild wird alsdann von zwei Mönchen in einen nur zu diesem Zwecke dienenden Galawagen gesetzt; die beiden Mönche fahren auf dem Rücksitz, der Wagen wird langsam von den Pferden vorwärts gezogen; das Volk kniet nieder und

die Wachen präsentiren, wenn er vorbeikommt. Für eine solche Fahrt muß dem armen Kloster ein reichliches Opfer gezahlt werden. Man erzählt von wunderbaren Curen, besonders von glücklichen Entbindungen, die herbeigeführt wurden, wenn man den Knaben der gebärenden Frau auf die Füße legte. Die Jesuiten sagen zwar zu denjenigen ihrer Zöglinge, welche an diesem Treiben Anstoß nehmen, ihr bekanntes Wort: „Non est de fide"; allein es hat doch manchen unter uns, besonders anfangs (denn schließlich gewöhnt man sich auch daran), misfallen, daß die Nobelgardisten des Heiligen Vaters zur Verherrlichung des Bambino beitragen mußten, und somit der Papst seine Zustimmung unzweideutig an den Tag legte. Die Sache wird um so peinlicher, wenn man nach Anleitung der Jesuiten an der in der Kirche freilich bisjetzt noch nicht zum Dogma erhobenen Ansicht festhält, der Papst sei unfehlbar. Wie tief aber das römische Volk unter der Priesterherrschaft gesunken ist, beweist folgende Thatsache. Als der Papst von Rom geflüchtet war, und die Römer von Freiheitsschwindel ergriffen auch das nicht scheuten, was ihnen sonst heilig zu sein pflegte, in die Kirchen drangen, die geweihten Hostien auf den Boden schütteten und die kirchlichen Gefäße zerschlugen, weihte die Regierung Mazzini's den kostbaren Galawagen Pius' IX. dem Bambino von Ara Coeli. Nach wie vor trat, wo die Mönche mit diesem Wunderkinde fuhren, ehrfurchtsvolle Stille ein, und das Volk kniete nieder

zum Zeichen seiner Verehrung. Wehe dem, der die Andächtigen gestört hätte, er wäre weniger vor ihrem Hasse sicher gewesen, als der ärgste Reactionär. Uebrigens geht die persönliche Verehrung des Bambino seitens des jetzigen Papstes nicht so weit, wie die seiner Unterthanen, denn er hat ihm nach seiner Rückkehr den Galawagen wieder abgenommen, um ihn, wie ehedem, selbst zu benutzen.

Die Franciscaner in Ara Coeli auf dem Capitol leben ihrer hundert und etliche von Betteln anscheinend sehr gut; sie missioniren besonders bei dem gemeinen Volke, begleiten die Leichen, ihre Psalmen plärrend, und sind mir, wenn sie mit ihren Kerzen in der Hand zurückkehrend eiligen Schrittes über die Straße zogen, sehr roh und profan vorgekommen. Das Gelübde der Armuth ist bei diesen Mönchen ziemlich illusorisch geworden. Ich habe in Rom nur zwei Kapuzinerklöster kennen gelernt, in denen mir die Mönche es ernst mit der Armuth zu nehmen schienen und ihren erbettelten Ueberfluß mit den Dürftigen theilten. Das eine dieser Klöster, in welchen die strengste Absperrung herrscht, liegt, wenn ich nicht irre, auf den Trümmern von Nero's goldenem Hause; die Thüren ohne Schlösser werden mit einfachen Klinken zugelegt, nirgends ist Ueppigkeit, ja nicht einmal die gewöhnliche Bequemlichkeit eines ärmlichen Haushalts wahrzunehmen. Die Zellen sind klein und niedrig, mit einem Dreifuß, einem kleinen Büchergestell, einem Betstuhl und Bettkasten aus grobem unangestrichenen

Holze möblirt. Die Kirche ist ebenfalls sehr einfach; sie ist, wie ich glaube, dem Kapuzinermönche und Volksmissionar Leonardo da Porto Maurizio geweiht. Bei einer funfzig Jahre nach seiner Beerdigung erfolgten Oeffnung des Sarges fand man seinen Leichnam unversehrt. Es lebten höchstens zwanzig Mönche in diesem Kloster. Das zweite Kapuzinerkloster, dessen Name mir nicht mehr erinnerlich ist, stand unter der Aufsicht des strengen Cardinals Micara, der selbst Kapuzinermönch war. Es glich im ganzen dem erstern, nur war es größer und voller. Die Mönche hatten vorgeschriebene Geiselstunden, sie öffneten dann die Thüren ihrer Zellen und stellten eine spanische Wand davor mit einem Loch zum Hindurchsehen. Nun ging unter Abbetung des 51. Psalms die Geiselung vor sich; der inspicirende Pater schritt im Gange auf und ab und recitirte den Psalm mit lauter Stimme. Die Mönche mußten dasselbe Tempo beobachten und sich eine bestimmte Anzahl Geiselhiebe ertheilen; wo es nöthig schien, feuerte der Inspicient zu kräftigern Schlägen an. In der Sakristei der Klosterkirche zeigte man uns ein Bild, es war mit dem Rahmen etwa einen Fuß hoch und stellte Christum am Kreuze dar: gerade so habe Christus ausgesehen. Die Gestalt war abscheulich und eher einem abgezogenen Thiere ähnlich, als einem Menschen. Mit diesem absonderlichen Bilde hatte es folgende Bewandtniß. Ein Edelmann in Florenz verschrieb sich dem Teufel; der mit seinem Blute

unterzeichnete Pact lautete dahin, der Teufel müsse alle seine irdischen Wünsche erfüllen, hingegen wolle ihm der Edelmann nach dem Tode mit Leib und Seele angehören. Einige Jahre lebten die beiden in gutem Einvernehmen, und der Teufel verschaffte seinem Schützling, was dessen Herz nur begehrte. Da kam der letztere einmal auf den Gedanken, der Teufel solle ihm den sterbenden Christus so malen, wie er wirklich auf Golgatha ausgesehen. Dieser sträubte sich lange Zeit, der Edelmann aber drohte den Pact zu brechen, und jener ging endlich auf das Verlangen ein. Das Product des Teufels ist obiges Christusbild. Der Edelmann wurde bei dem Anblick des auch für ihn gemarterten Heilands so gerührt, daß er sich bekehrte. Die Schwierigkeit, seine Verschreibung vom Teufel wieder zu bekommen, überwand ein Kapuziner, der denselben citirte und ihm mit Exorcismen solange zusetzte, bis er die Schrift herausgab. Aus dem Chore dieses Klosters ist auch vor vielen Jahren einmal ein Mönch mitten aus dem Gebet leibhaftig vom Teufel hinweggeholt worden. Alle Brüder waren außer sich vor Schreck und Staunen, da sie jenen für fromm gehalten hatten. Der Guardian allein erkannte den Grund dieses Ereignisses. Jener unselige glaubte sich über die kleinen Vorschriften und Regeln hinwegsetzen zu dürfen, und hatte aus Bequemlichkeit beim Gloria Patri et Filio et Spiritui sancto das Haupt nie geneigt. Alle diese Sachen erzählte uns ein

ehrlicher alter Mönch. Vielleicht gab es einzelne unter uns, die nach jesuitischer Art dabei dachten: non est de fide. Aber niemand äußerte einen Zweifel oder lächelte über diesen Unsinn.

Mit einer Wallfahrt durch die Hauptkirchen Roms, visitazione delle chiese, während der Fastenzeit ist großer Ablaß verbunden. Wir besuchten zunächst Maria maggiore oder Maria im Schnee. Durch ein Wunder erwählte sich Maria selbst die Stätte für diese ihre Kirche; man fand trotz des Sommers den von ihr bezeichneten Platz mit Schnee bedeckt. Der Papst begab sich an die Stätte des Wunders und beschrieb mit seinem Stabe die Umrisse der Basilika. Wie die meisten andern Basiliken hat sie keine gewölbte Decke, sondern einen flachen in Quadrate getheilten reichverzierten Plafond, und ist überhaupt inwendig sehr schön. Wir verehrten die Hostie und stiegen in die dunkele Krypte hinab, um vor einem durchbrochenen Schrein niederzuknien und zu Christus und Maria zu beten. In diesem Schrein werden die Krippe von Bethlehem, einige Windeln Christi und noch etwas heiliges Stroh aufbewahrt. Da aber die Reliquien außerdem noch von einem Glaskasten umschlossen waren, so habe ich trotz aller Anstrengung bei der Dunkelheit nichts von ihnen wahrnehmen können, während andere glaubten, die Krippe und einige herausragende Strohhalme zu erkennen. Unmittelbar bei dieser Kirche liegt ein kleines Kapuzinerkloster; die Kirche

desselben enthält Fresken, welche die Erlebnisse des heiligen Antonius darstellen. Dieser hatte bekanntlich viel mit den Teufeln zu kämpfen; wir sahen daher rings an den Wänden eine Auswahl der entsetzlichsten Dämonen abgebildet.

Nachdem wir das Baptisterium neben der Laterankirche besucht und daselbst die Stätte mit Ehrfurcht betrachtet hatten, wo der Erzählung nach Konstantin, der Gründer des Laterans, getauft wurde, gingen wir in die herrliche Kirche selbst, beteten mit Inbrunst vor der Krypte, welche die Köpfe der Apostelfürsten Petrus und Paulus birgt, schauten hinauf zu den in den Kreuzzügen erbeuteten Siegestrophäen und einer großen mit türkischen Emblemen bemalten Kriegsfahne, welche oben am Gesimse angebracht waren, gingen dann durch das Mittelschiff und staunten die berühmten Bildsäulen der zwölf Apostel an, welche in den Pfeilernischen angebracht sind. — Im Lateran wohnte ich einmal ich denke, es war gegen die Osterzeit — einer eigenthümlichen Feier bei. Auf einem von allen Seiten ganz freien Beichtstuhle thronte in seinem Purpurgewande ein Cardinal; er saß dort in päpstlicher Machtvollkommenheit, jedem sich nahenden Büßenden alle Sünden, auch die päpstlich reservirten Fälle, zu erlassen. Viel Volks umstand den Cardinal und seine Hofschar; aber daß kein Sünder hier öffentlich erschien, ist begreiflich; nachdem der Cardinal seine Stunde abgesessen hatte, entfernte er sich.

Das erste Gebäude, welches linker Hand vom Ausgange des Laterans liegt, enthält eins der größten Heiligthümer Roms, die Scala santa. Es ist klein und viereckig; beim Eintreten fällt der Blick auf drei Treppen; die mittlere ist ansehnlicher, die an den Seiten enger, sie nehmen die ganze Breite des Hauses ein. Die mittlere, deren Marmorstufen mit Holz überkleidet sind, ist die Treppe, auf welcher hinan Christus zum Richtstuhl des Pilatus stieg. Es fehlt nur eine Stufe, welche für eine große Summe Geldes ein König von Portugal erwarb. Die Treppe ist überkleidet, damit sie nicht zu rasch abgenutzt wird, die tiefen Spuren in dem Holze rechtfertigen diese Vorsicht. Man hat aber in der Mitte jeder Stufe eine Oeffnung gelassen, sodaß man den Stein darunter sehen und berühren kann. Betend langten wir an, denn den Weg von einer Kirche zur andern legten wir unter beständigem Hersagen des Rosenkranzes oder der Psalmen zurück. Die mittlere Treppe darf man nur auf den Knien hinanrutschen; wir fingen also an, in dieser Stellung zu je zweien die Stufen zu erklimmen. Auf jeder Stufe beteten wir ein Ave-Maria, dann beugten wir uns, durch die Oeffnung den Stein zu küssen und mit dem Rosenkranze zu berühren. Der Anblick einer Reihe von zwanzig bis dreißig roth gekleideten, zwei und zwei die Treppe hinaufrutschenden Leuten muß sonderbar gewesen sein. Oben kommt man in eine Kapelle, deren Altar die Reliquien vieler Heiligen

enthält. Sie sind in seidene mit Edelsteinen besetzte Tücher gewickelt, hier und da sehen einzelne Knochen oder Splitter heraus, angehängte Zettel geben nähere Auskunft. Auf einer der beiden Nebentreppen, welche man in gewöhnlicher Weise betreten darf, kehrten wir zurück.

Der Lateran stößt fast an die Stadtmauer; wir gingen über den freien Platz auf eine Kirche zu, welche den Hintergrund desselben bildet und nach dieser Richtung hin das letzte Gebäude der Stadt ist, sie heißt Santa-Croce di Gerusalemme. Das anstoßende Kloster wird von Camaldulensern bewohnt. Ehe wir an die Kirche kamen, begegnete uns eine Procession, welche von dort her gemessenen Schritts nach dem Lateran zog und laut betete. Die Männer an der Spitze waren in umgekehrte Säcke gehüllt, deren Untertheile auf die bloßen Füße herabhingen; für Augen, Nase und Mund waren kleine Löcher angebracht, und an den Seiten Aermel vorhanden. Wie es hieß, waren diese Männer vornehme Leute; der erste, welcher ein ziemlich großes, einfaches, hölzernes Kreuz trug, sollte sogar ein Cardinal sein. Die Zartheit seiner Haut an Händen und Füßen, die Siegelringe an den Fingern schienen diese Meinung zu bestätigen. Sie gewann noch an Wahrscheinlichkeit, wenn man den Zug vornehmer, in Trauer gekleideter Damen betrachtete, welcher den Männern folgte. Ihre Gesichter waren unbedeckt, ihre ganze Haltung bekundete den höhern Stand;

man zeigte mir eine polnische Gräfin unter ihnen, welche, ehedem Protestantin, zum Katholicismus übergetreten war. Einzelnen in Säcke gehüllten Personen, Sacconi genannt, welche in dieser Vermummung Almosen einsammeln, begegnet man in Rom häufig, besonders auf dem Monte Pincio. Die Kirche Croce di Gerusalemme hat nichts Bemerkenswerthes, aber oben rechts vom Hochaltare befindet sich ein Zimmer, welches die größten Heiligthümer birgt. Vor dem Eingange dieses Gemachs ist ein Balcon, von welchem herab der Abt des Klosters zu bestimmten Festzeiten den Gläubigen die Reliquien zeigt. Ohne besondere Erlaubniß des päpstlichen Generalvicars ist der Zutritt zu diesem Zimmer den Fremden versagt. Wir hatten die Erlaubniß und wurden ins Kloster gelassen, von wo aus eine Treppe zum Balcon hinanführt. Wir gingen über den Balcon hinweg und traten in das Zimmer ein; der Abt des Klosters, ein ehrwürdiger alter Mönch, begleitete uns. Das Zimmer ist sehr klein; ein Bruder zündete einige Kerzen an, der Abt kniete an den Stufen des kleinen Altars nieder und betete; wir thaten es ihm nach. Dann behängte er sich mit einer Stola, ging die Stufen des Altars hinan und langte eine Reliquie nach der andern vor; wir lagen auf den Knien vor ihm und küßten die Gefäße, die er uns darreichte, indem er erklärte, was sie enthielten. Diese goldenen oder silbernen mit Edelsteinen besetzten

Gefäße hatten die Form von Monstranzen; die Reliquien waren noch in Glas eingefaßt. Wir sahen den Schwamm, womit Christus getränkt worden war; einen Nagel aus seiner durchbohrten Hand, von dem der Abt behauptete, er verdiene dieselbe Verehrung, wie das Sakrament des Altars, da das Blut des Erlösers an demselben klebe; die Spitze der Lanze, mit welcher die Seite Christi geöffnet wurde; den Ueberrest der Tafel, welche Pilatus oben am Kreuze anbringen ließ; die erste lateinische Inschrift stand noch ganz darauf, von den andern waren nur etwa noch ein oder zwei Buchstaben sichtbar, da das Holz abgesplittert ist. Das Stück vom Kreuze selbst, welches gezeigt wird, mißt etwa anderthalb Fuß in die Länge und mag zwei Zoll dick sein. Unsere Ehrfurcht war groß, ich betete sehr inbrünstig; ein Zweifel an der Echtheit dieser Heiligthümer stieg in mir nicht auf.

Vor dem nach Neapel führenden Thore liegt eine prächtige Basilika, deren Bauart von ihrem hohen Alter Zeugniß ablegt, es ist die Kirche S.-Lorenzo fuori le mura. Der Leib St.-Lorenzo's ruht unter dem Hauptaltare; auch ist dort der Eingang zu der Begräbnißstätte einer hochverehrten Heiligen sowie zu den Katakomben. Vor demselben steht ein Altar, an dem Seelenmessen gelesen werden, welche von den Päpsten mit besondern Privilegien bedacht sind. Die Wächter dieser Kirche waren eine Schar Priester, die in dem anstoßenden Kloster

wohnten und bei ihrer größern Entfernung von der eigentlichen Stadt ein unheiliges Leben führten, wie uns die Jesuiten selbst mittheilten. Ich bin einmal Zeuge gewesen, wie diese Leute innerhalb einer Stunde drei Hochämter abhielten; zwei oder drei hinter einem Gitter lagernde Patres sangen mit eilender Hast immer weiter; der Messe lesende Priester konnte trotz seiner Uebung so rasch nicht folgen; oft stockte der Gesang plötzlich, denn die Sänger waren dem Messe-Lesenden zu weit vorangeeilt und hielten nun inne, bis dieser hastig nachkam. In der Kirche befindet sich ein Bild, welches darstellt, wie der heilige Laurentius die Seele des Kaisers Heinrich von der ewigen Verdammniß befreit. Während die guten und bösen Werke des Kaisers abgewogen werden, um zu bestimmen, ob derselbe in das Fegfeuer oder in die Hölle kommen soll, und die Schale der guten Werke schon in die Höhe zu schnellen droht, wirft Lorenzo einen goldenen Becher in die letztere, den der Kaiser der Kirche des Heiligen geschenkt hat, und die schon gierig lauernden Teufel sind geprellt.

Wir wanderten weiter hinaus zur Appischen Straße. Das kleine Kirchlein oder die Kapelle mit dem sich bescheiden anlehnenden Eremitenhäuschen, welche wir zur Rechten erblickten, ist der Gegenstand frommer Verehrung gläubiger Pilger. Obschon sie ärmlich aussieht, birgt sie einen großen Schatz: eine Steinplatte mit dem Abdruck der Fußsohlen Christi. Die Kirche trägt eigentlich

den Namen S.-Maria delle piante, indessen hört man sie gewöhnlich nur mit dem Namen Domine quo vadis bezeichnen. Ueber die Bedeutung dieses Namens gab uns eine Marmorplatte oberhalb des Eingangs Auskunft: auf dieser Stelle ist Christus der Herr dem Petrus erschienen. Um den in Rom wüthenden Verfolgungen zu entgehen und sich der jungen Kirche zu erhalten, folgte der Apostel den Bitten der Gläubigen und floh aus Rom. Auf der Appischen Straße begegnete ihm an dieser Stelle Christus, über dessen Erscheinung erstaunt der Apostel fragte: „Domine quo vadis?“ Er bekam die beschämende Antwort: „Venio Romam iterum crucifigi.“ Der Apostel verstand den Wink des Herrn und erinnerte sich der Todesart, die Christus ihm einst verkündigt hatte, warf sich nieder und gelobte, sofort nach Rom zurückzukehren und es nicht wieder zu verlassen. Christus verschwand, aber auf der Steinplatte, wo er gestanden, blieben die Spuren seiner Füße eingedrückt. Eine andere Inschrift weist den Wanderer in den Tempel, weil dort die Fußtapfen Christi zu finden seien, und enthält zugleich die Bitte um ein Almosen für Wachs und Oel und für Erlösung einer armen Seele aus dem Fegfeuer. In der Kapelle selbst bemerkten wir rechts an der Wand das Frescobild des ein Kreuz tragenden, gen Rom pilgernden Heilands, links ein gleiches, Petrum darstellend, wie er eilig von Rom entflieht; beide ungeschickt gemalt und werthlos. Wir

betraten die Steinplatten in der Kapelle, welche die alte Appische Straße vorstellen sollten; in der Mitte befand sich ein ziemlich großer, weißer, viereckiger, über die andern etwas hervorragender Stein, welcher die Abdrücke der Fußtapfen Christi zeigte. Diese waren äußerst groß und grob, wie man uns sagte, infolge der Verwitterung. Den heiligen Stein umgab ein eisernes Gitter, dessen spitze Stäbe sich nach der Mitte zusammenneigten, doch war eine kleine Oeffnung frei gelassen. Wir beteten, um den Stein auf den Knien liegend, in Andacht eine kurze Weile und beugten uns dann hernieder, um durch die Oeffnung den Stein zu küssen und den Rosenkranz anzuschlagen. An den hölzernen Altären der Kirche waren die Almosenbüchsen angebracht; wir aber, selbst Kleriker, opferten nicht.

Ein andermal nahmen wir unsern Weg auf den Mons Esquilinus, wo die Kirche S.-Petri in vinculis liegt. Ein Säulengang mit fünf Arcaden führt zu dem prachtvollen und herrlich gelegenen Tempel. Er enthält Werke von Dominichino, Guercino und andern italienischen Malern. Die berühmte Statue Mosis von Michel Angelo steht rechts vom Hochaltare. Sie war ursprünglich für das nie zur Ausführung gekommene Grabdenkmal Julius II. bestimmt, und stellt Moses in sitzender Form dar. Das hervorstehende rechte Knie zeigt einen Riß. Michel Angelo soll in übermäßiger Freude beim Anschauen seines Wunderwerks mit dem Hammer darauf

geschlagen und ausgerufen haben: „Dir fehlt nichts als das Leben!“ Staunend und bewundernd stand ich lange vor dem köstlichen Meisterwerke. Ferner befindet sich in der Kirche eine eiserne Kette, dieselbe, mit welcher der heilige Petrus auf Befehl des Herodes einst in Jerusalem gefesselt wurde. Juvenal, der Patriarch von Jerusalem, machte sie im 5. Jahrhundert dem Papst Leo I. zum Geschenk. In Rom besaß man indessen schon eine ähnliche Kette, mit welcher Nero den Petrus einst hatte fesseln lassen. Als man die beiden Ketten nebeneinander legte, vereinigten sie sich von selbst und bildeten fortan nur eine. Die Kirche wurde von Eudoxia, Gemahlin des Kaisers Valentinian III., erbaut und den Ketten des heiligen Petrus geweiht. Wir knieten auf einer Chorbank nieder; ein Priester in vollem Ornate legte den Ring der Kette uns an den Hals, den Frauen, die zugegen waren, an die Stirn, und sprach dabei ein lateinisches Gebet, durch welches alle andächtigen Berührten vor Hals- und Kopfschmerzen bewahrt bleiben sollten. Der Gedanke, wer diese Kette wol zur Zeit der Zerstörung Jerusalems gerettet haben könne, zumal die Christen der Weisung des Herrn gemäß vorher nach Pella ausgewandert sein sollen, die Frage, ob Petrus je in Rom gewesen sei, und wenn das der Fall war, wer die Neronische Kette aufbewahrt habe, kam mir damals nicht in den Sinn.

Ueber dem Mamertinischen Gefängniß, in welchem

einst Jugurtha Hungers starb, und die Genossen der Catilinarischen Verschwörung auf Cicero's Antrag erdrosselt wurden, erhebt sich die Kirche S.-Petri in carcere. Beim Hinabsteigen in den Kerker bemerkt man an der Treppenwand den Abdruck eines Menschenkopfes. Als Petrus von einem römischen Soldaten zum Kerker geführt wurde, stieß dieser den Kopf des Apostels gegen die Wand, dadurch entstand der Eindruck. Petrus taufte in diesem Gefängnisse seine Wärter Processus und Martinianus nebst noch achtundvierzig andern mit ihm zugleich Eingekerkerten. In Ermangelung von Wasser sprudelte plötzlich ein starker Quell aus dem Boden, der noch heute vorhanden ist. Mit Ehrfurcht stiegen wir in die dunkle Gruft hinab, tranken von dem heiligen Wasser und bemitleideten den Apostel, dachten aber nicht daran, daß dieser Kerker unmöglich noch achtundvierzig Personen fassen konnte und mithin der Bericht eine Legende sei.

Die Kirche S.-Pietro in montorio liegt auf dem Monte Gianiculo, von wo aus man eine der prächtigsten Aussichten auf die Stadt Rom genießt. Sie birgt den Ort, wo Petrus den Tod erlitten haben soll, ist von Michel Angelo erbaut und sehr schön. Die Vertiefung, in welcher das Kreuz stand, an dem köpflings angeheftet Petrus den Märthyrertod erduldete, ist in der Mitte der Kirche zu sehen. Wir beteten an dieser heiligen Stätte und nahmen etwas Erde als Reliquie mit. Während es beinahe unumstößlich bewiesen ist, daß Petrus Rom

nie besucht hat, sind diejenigen, welche glauben, daß er der erste Bischof von Rom gewesen sei, uneins über die Stätte seines Todes. Nach einigen soll es der vaticanische Hügel, nach andern der Janiculus sein; noch andere setzen sie zwischen diese beiden Hügel. Wir hielten uns im frommen Glauben an die Aussagen des Sakristans der Kirche S.-Pietro in montorio.

Mehrmals besuchten wir auch die außerhalb der Ringmauer liegende St.-Paulskirche und die daran stoßende größte römische Benedictinerabtei. Der Weg dahin führt an der Pyramide des Cestius vorbei, welche etwa hundert Fuß hoch ist und an der Basis siebzig Fuß im Durchmesser hat, sie zeigt noch ihre ursprüngliche schöne marmorne Umkleidung. Nächst St.-Peter ist die Paulskirche die größte Basilika Roms. Sie steht in der Nähe des Orts, wo der Apostel einst den Märtyrertod erduldete. Seit 1823, wo sie ein Raub der Flammen wurde, arbeitete man mit großem Kostenaufwand an ihrer Wiederherstellung; das große Querschiff ist vollständig restaurirt; von dem ursprünglichen Plane, die Kirche nach dem alten Riß wieder aufzubauen, ist man abgegangen. Das Innere ist äußerst prachtvoll, aber die Architektur und Ausschmückung wird von vielen Seiten für zu modern und salonmäßig erklärt. Nicht weit davon liegt ein kleineres ödes Klostergebäude mit überdachter Halle, der Ort der Enthauptung Pauli selbst; wir sahen mit vieler Ehrfurcht die drei kleinen Säulen, welche nach der Aussage des Sakristans

die Stellen bezeichnen sollten, wohin der Kopf des Apostels nach der Enthauptung gefallen sei. Die Mönche des Klosters von St.-Paul haben ein Pensionat; die Knaben leben, so weit es angeht, nach der Regel des heiligen Benedict und tragen die Ordenskleidung.

Eine kleine ärmliche Kirche des heiligen Andreas in der Nähe des spanischen Platzes besuchten wir häufig bei der Rückkehr von unsern Spaziergängen. Vor dem zweiten kleinen Seitenaltar linker Hand, an dem auch wir niederknieten, habe ich stets andächtige Beter getroffen. Dieser Altar war ursprünglich zu Ehren des Erzengels Michael errichtet, nunmehr aber der unbefleckten Empfängniß Mariens gewidmet, wie das Altarblatt bekundet, welches Maria darstellt, von Lichtglanz umflossen, mit ausgebreiteten Armen und Händen Strahlen entsendend. Auch war der Ort durch ein Wunder geheiligt: hier fand im Jahre 1845 die plötzliche Bekehrung des Juden Alfons Ratisbonne zum Christenthum statt. Ratisbonne verkehrte auf seiner italienischen Reise in Rom mit einem eifrigen Katholiken, dem französischen Grafen de P. Er ließ sich von der Gemahlin desselben erbitten, eine Muttergottesmedaille von der unbefleckten Empfängniß zu tragen. Die Gräfin hatte gemeint, nach der religiösen Ueberzeugung des Juden könne ihm dieses nicht schaden, ihrer Hoffnung nach aber würde es ihm viel nützen. Ratisbonne erzählte später selbst, wie er die Medaille getragen habe, ohne weiter daran zu denken.

Und dennoch sollte sie wunderbare Kraft an ihm offenbaren, zumal die Gräfin mit ihren Freundinnen für die Bekehrung des Israeliten eifrig betete. Ratisbonne fuhr einst mit dem Grafen aus, als dieser vor der genannten kleinen Kirche halten ließ, um bei den Mönchen des anstoßenden Klosters, denen die Besorgung des Gottesdienstes oblag, die Exequien für einen verstorbenen Freund zu bestellen. Die Mönche beschäftigten sich fast nur mit solchen Dingen. Der Graf versprach, sofort zurückzukehren; Ratisbonne mochte eine Weile gewartet haben, als er, um sich die Zeit zu vertreiben, ausstieg und die Kirche zu besichtigen ging. Schon seit drei Tagen sah er, wie er nachher selbst erzählte, unwillkürlich immer ein dunkles Kreuz vor seinen Augen, und war voll von den Religionsgesprächen, die im Salon der Gräfin auf der Tagesordnung standen. Ratisbonne trat in die Kirche, belächelte die schlechte Bauart und die kunstlosen Gemälde, und stand zuletzt vor dem Altar St.-Michael's. Das roh gemalte Altarblatt zeigte den heiligen Erzengel, wie er den in Gestalt eines Drachen abgebildeten Satan erlegt. Während Ratisbonne dieses Bild ansah, erschien ihm vor demselben die heilige Jungfrau in himmlischem Glanze. Er erkannte die Gottesmutter; der sonst so spöttische Jude erschrak, sank auf die Knie und gerieth in eine Verzückung. So fand ihn der staunende Graf und rüttelte ihn wach. Thränen standen dem Juden in den Augen, er umarmte den

Grafen und zeigte hin auf die Stelle, wo aber weder er noch der Graf jetzt etwas anderes sahen, als den Erzengel mit dem Drachen. Ratisbonne war nun für den Katholicismus gewonnen. Nachdem er sich mit dem Grafen und der Gräfin berathen hatte, führte ihn der erstere nach al Gesù zu dem Pater de Villefort; bei diesem machte er die achttägigen Exercitien und wurde am Schlusse derselben unter großer Feierlichkeit in unserer Kirche getauft. Wie mir meine ältern Mitschüler sagten, geschah die Feier ganz nach alter kirchlicher Sitte; der Jude mit dem langen schwarzen Barte und dem schneeweißen Taufgewande habe sich gut ausgenommen. Er empfing dann das Abendmahl. Nunmehr besorgte er, daß in dem Kirchlein, an der Stelle des Altarblattes von St.-Michael, Maria so abgebildet wurde, wie er sie gesehen hatte. Das Bild ist schön und Maria gerade so dargestellt, wie sie auf den gewöhnlichen Medaillen der unbefleckten Empfängniß zu sehen ist, deren Ratisbonne auch eine getragen hatte. Ratisbonne gab sich nun der Leitung der Jesuiten hin und schrieb seiner Braut in Strasburg, er sei katholisch geworden und wolle sie auch gern noch heirathen, aber nur unter der Bedingung, daß sie ihm nachfolge. Das wollte die Dame nicht, und das Verhältniß wurde aufgelöst. Ratisbonne trat in den Jesuitenorden. Als ich einst den Pater de Villefort fragte, wie der Jude innerhalb acht Tagen die Lehren des Christenthums auch nur in allgemeinen

Umrissen habe auffassen können, so sagte mir dieser in der That ehrwürdige Mann: „Maria hatte ihm in jener Verzückung mehr gelehrt als Menschen es vermögen, ich hatte nichts zu thun, er wußte alles und kannte die Geheimnisse unserer Religion besser als ich.“ Als wir einmal nach Verrichtung unserer Andacht aus dieser Kirche traten, sahen wir auf dem Platze ein Schauspiel sonderbarer Art, welches einige von uns und darunter auch mich ärgerte, aber von den ältern Zöglingen als Beleg dafür angeführt wurde, wie kindlich fromm die Gemüther der Italiener, besonders der Römer, noch seien. Auf der Straße neben der Kirche stand ein Leiermann mit seiner Frau, beide sangen zu den Tönen ihres Orgelkastens Loblieder auf Maria und Ratisbonne's Bekehrung. Der Mann öffnete nach Unterbrechung des Gesangs einen großen hölzernen Schrein und erklärte die verschiedenen Gruppen der in demselben aufgestellten Wachsfiguren. Es war die Geschichte der Bekehrung Ratisbonne's in drei Bildern: 1. Ratisbonne als Jude, der Leiermann erzählt schauderhafte Dinge von ihm; 2. Ratisbonne's Bekehrung, die Wunderkraft Mariens wird gepriesen; 3. Ratisbonne als römisch katholischer Christ; die Kirche, in der sich die Gottesmutter so mächtig erweist, wird mit Lobeserhebungen überhäuft. Jede Abtheilung schloß mit Gesang.

So besuchten wir nach und nach fast alle die vielen römischen Kirchen. Wo irgendein Wunder stattgefunden

hatte, eine besondere Reliquie aufbewahrt wurde, oder ein größerer Ablaß zu gewinnen war, dahin sind wir gegangen, um andächtig niederzuknien und unsere Gebete zu verrichten.

Dreizehntes Kapitel.

Sanct-Peter. Die Sixtina. Fronleichnam.

Sanct-Peter in der Nähe gesehen macht nie den imposanten Eindruck, den man nach der Beschreibung seiner kolossalen Dimensionen zu erwarten pflegt. Er ist so recht das monumentale Abbild des Katholicismus, man muß ihn aus der Ferne und in der Dunkelheit betrachten. Der Platz vor der Kirche ist ungeheuer groß; bei den besuchtesten Festlichkeiten habe ich nie gesehen, daß er sich über die Hälfte angefüllt hätte, während es in den beiden Straßen, welche von der Tiberbrücke auf ihn auslaufen, zum Erdrücken voll war von der zuströmenden Menschenmenge, den ordnunghaltenden Dragonern, den Reitern und den Carrossen, deren sich der Römer bedient, auch wenn es ihn den letzten Scudo kosten sollte. Eine vierfache Säulenreihe umgibt den Platz und erstreckt sich zu beiden Seiten bis an die Fronte des Doms; ihr Dach ist abwechselnd mit Heiligenstatuen und päpstlichen Wappenschildern besetzt. Mitten

auf dem Platze steht der berühmte Obelisk des Sonnentempels von Heliopolis, den Sixtus V. aufrichten ließ. Die Inschrift nach der Kirche zu lautet: „Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat, Christus ab omni malo plebem suam defendat.“ Nach der Stadt hin heißt die Inschrift: „Ecce crux Domini. Fugite partes adversae. Vicit leo de tribu Juda.“ Zwei Wasserbecken, deren Größe mit dem Ganzen harmonirt, und die ihre gewaltigen Garben so hoch emporsenden, daß sie als Staubregen auf die Fläche zurückfallen, umgeben den Obelisk. Die Vorhalle von St.-Peter ist geräumiger als eine gewöhnliche Stadtpfarrkirche; an den Enden derselben befinden sich unter einem steinernen Vorhang von buntem Marmor hervorspringend links und rechts die Reiterstatuen Konstantin's und Karl's des Großen. Die eherne Mittelpforte am Eingange des Doms öffnet sich nur für den Papst; links und rechts daneben sind kleinere Eingänge. Auf der linken Seite ist noch ein dritter vermauerter Eingang mit einem Metallkreuz auf der Mitte, welcher nur während des Jubeljahrs geöffnet wird.

Was wir in St.-Peter erblicken, alles, selbst die Bilder, ist von Stein oder Metall; die Wände glänzen in buntfarbigem hellgeschliffenen Marmor, mit Marmorplatten ist der Fußboden belegt. Der Dom mißt etwa dreihundert Schritte in der Länge. Die Kuppel ist 413 Fuß hoch. Unter derselben steht der

Hauptaltar, über welchem sich ein Baldachin aus Metall erhebt, getragen von vergoldeten, gewundenen Schneckensäulen. Unter dem Altare ruhen die Leichname St.-Petri und Pauli, die Köpfe ausgenommen, die im Lateran begraben liegen. Man steigt auf zwei Marmortreppen zu den Pforten der Gräber hinab; dort kniet betend Pius VII. von Canova, ein wundervolles Marmorbild; eine Menge blanker Metalllämpchen brennen Tag und Nacht ringsumher. Das Ganze heißt die Confessio S.-Petri. Wir gehen nun weiter hinauf zum Chor, dessen Hintergrund von der Cathedra S.-Petri eingenommen wird. Vier kolossale Bildsäulen aus Bronze, welche vierundzwanzig Spannen hoch sind, tragen den Stuhl des heiligen Petrus, eingeschlossen in ein Gehäuse von vergoldetem Metall in durchbrochener Arbeit. Von dem Stuhle selbst habe ich niemals etwas wahrnehmen können, man sieht nur die metallene Hülle. Die Bildsäulen stellen die vier gefeiertsten Kirchenväter der abendländischen und morgenländischen Kirche dar, den heiligen Augustinus, Ambrosius, Athanasius und Johannes Chrysostomus. Ein großes ovales Fenster hinter dem Stuhle ist bemalt mit dem Bildniß des Heiligen Geistes in Gestalt einer Taube; inmitten der ihn umgebenden goldenen Wolken spielen Engel; das durchstrahlende farbige Licht umgibt den heiligen Stuhl mit einem zauberischen Glanze. Rechts neben der Cathedra S.-Petri ist das schönste Monument, welches die Kirche aufweist: das Grabmal Paul's III. mit den

mehr als lebensgroßen Statuen der Klugheit und Gerechtigkeit. Zu letzterer soll dem Bildhauer della Porta die Schwägerin des Papstes, die schöne Julia, als Modell gedient haben. Sie ist völlig nackt und von bewunderns=werther Schönheit. In späterer Zeit wurde sie auf Befehl des Papstes vom Halse bis über die Schenkel hinab mit einem metallenen Kettenpanzer bekleidet, welcher den Leib als ein kunstvolles dünnes Gewand umhüllt und die Körperformen deutlich genug hervortreten läßt.

Wir sind rasch durch das Mittelschiff gewandelt, vorüber an den Grabmälern der Apostel, an den vielen Marmorgräbern und Denkmälern der Statthalter Christi, hinweg über die hier liegende Granitplatte, auf welcher kniend die deutschen Kaiser gekrönt wurden, vorbei an den letzten Ruhestätten und Monumenten von Königen und Fürsten, die in Rom Zuflucht suchten und fanden, vorbei an Kapellen, Altären und Heiligenstatuen. Schauen wir nun rückwärts; der Blick schweift tief hinab zum Hauptportal: welche Größe, welche Erhabenheit, welche Sicherheit und Ruhe in diesem wunderbaren Tempelbau! Man tadelt zwar mancherlei, die Verbindung des Erhabenen mit dem Kleinlichen, des romanischen Stils mit modernen Zierathen; aber unser Tadel schwieg. Wir staunten und bewunderten nur; wir fühlten uns in der Pfarrkirche des Oberhirten über 139 Millionen katholischer Christen, des Stellvertreters Gottes und Christi auf Erden, der hier seinen Thron aufgeschlagen

hat. Wir vergessen die großen Seitenschiffe mit ihren Kapellen, die einer gewöhnlichen Kirche an Größe gleichkommen und sie an Pracht übertreffen; wir vergessen die unzähligen Heiligthümer, welche dieser Dom birgt, und gedenken nur des Ausspruchs: „Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam.“ Wir falten die Hände und blicken hinauf; da leuchtet uns dieser Spruch in großen vergoldeten Buchstaben unter dem Umgange der Kuppel entgegen, in deren vier Ecken die Gestalten der vier Evangelisten mit ihren Symbolen angebracht sind. Bei hochfeierlichen Gelegenheiten suchten wir frühzeitig genug auf dem Chore anzulangen, um unsere Plätze zu erhalten, die unmittelbar hinter den Bänken der Cardinäle und der Pönitentiare (Beichtväter) von St.-Peter verordnet waren. Nachdem wir uns mit Weihwasser besprengt hatten, welches sich in den zwei großen, von zwei riesigen Engeln getragenen, an den ersten Pfeilern auf beiden Seiten angebrachten Marmorbecken befindet, gingen wir das Mittelschiff hinauf bis gegenüber der zweiten Seitenkapelle rechter Hand, der Sakramentskapelle. Dort knieten wir nieder, um die daselbst aufbewahrte Hostie anzubeten. Darauf gingen wir weiter, die Heiligen in den Pfeilernischen links und rechts begrüßend, auf die Confessio zu; vorher aber blieben wir rechts neben der Confessio stehen; dort thront auf erhabenem Fußgestell die Bronzestatue des heiligen Petrus in römischer Toga; der rechte Fuß steht etwas hervor:

wir küssen denselben und bemerken dabei, daß die große Zehe zur Hälfte abgeküßt ist; jeder streicht vor dem Kusse die Stelle, die er berühren will, mit einem Zipfel seines Gewandes oder dem Taschentuche rein. An dem Feste Petri-Stuhlfeier ist diese Statue, die übrigens einen alten römischen Senator dargestellt haben soll, bis man auf den Gedanken kam, sie in den Apostel zu verwandeln, in das volle päpstliche Ornat gekleidet. Dann knieten wir in Demuth um die Confessio und beteten zu den heiligen Petrus und Paulus; darauf gingen wir links und rechts zu den Heiligen, denen man in den Nischen der vier die Kuppel tragenden Pfeiler ihre Plätze angewiesen hat. Unter diesen ist die heilige Veronika am berühmtesten; in kostbarer Umhüllung wird hinter ihr das Schweißtuch des Herrn aufbewahrt. Nachdem wir vor diesem und manchem andern Heiligthume gebetet hatten, gingen wir weiter, um den heiligen Stuhl Petri zu verehren. Darauf besahen wir mehr aus Neugier, oder, wenn man will, aus religiösem Kunstsinn die große Anzahl der Monumente, Kapellen, prachtvollen Altäre, der Meßgewande und sonstige Paramente. Die für die verschiedensten Nationen errichteten Beichtstühle geben durch ihre Inschriften die Sprachen an, in welchen dort gebeichtet werden kann. An diesen Stühlen ragen, wie im Lateran und in Maria Maggiore, lange Haselstauden hervor; die Beichtväter sitzen ihre festbestimmten Stunden ab, und beschäftigen sich, da nur selten Beicht-

kinder erscheinen, damit, ihr Brevier zu beten und mit der schwankenden Staude den Vorübergehenden, wenn sie niederknien, die Köpfe zu berühren. Die Bedeutung dieser Ceremonie, welche wir übrigens nie mitgemacht haben, ist mir nicht bekannt.

Auch das Dach des St.-Peter bestiegen wir einmal. Bis zu der Plattform vor der Kuppel führt eine breite bequeme Stiege, auf welcher sich hohe Herrschaften wol eines Maulthiers bedienen; viele Marmorinschriften zeigen die Namen fürstlicher Personen, welche den Weg machten, auch der Name Friedrich Wilhelm's IV. befindet sich unter denselben. Man kommt an vielen Wohnungen vorbei, in denen die Familien der verschiedenen für den Tempel angestellten Diener hausen. Die Plattform nimmt sich wie ein Marktplatz aus; Wasserleitungen führen das Wasser bis hier herauf; dann und wann wird für die vielen Unterbeamten und deren Familien, wie man uns sagte, hier oben sogar Markt gehalten. Man kann nun so recht die gewaltigen Dimensionen des ganzen Baues beurtheilen. Die Statuen, welche die Fronte zieren und von unten etwa in Lebensgröße erscheinen, sind wirkliche Kolosse; zwischen den Zacken der Säge des Apostels Andreas sind die Lücken von Mannesbreite. Wir begaben uns zur Hauptkuppel; die beiden kleinern, zu Glockenthürmen dienenden, sind der Beachtung weniger werth. Nachdem wir im Innern der Kuppel auf dem Umgang gewesen waren und bemerkt

hatten, daß die Buchstaben des Spruchs „Tu es Petrus“ Mannshöhe haben, auch gesehen hatten, wie die von unten so schön erscheinenden Mosaikbelegungen der innern Kuppelwand aus roh zusammengefügten, oft Lücken zeigenden Steinen bestehen, gingen wir zwischen der äußern und innern Kuppelwand freilich etwas mühsam bis hinauf zur Kugel. In dieser Metallkugel saß ich mit zehn meiner Mitschüler, es hätten zur Noth noch mehrere darin Platz finden können. Eichene Balken durchkreuzen dieselbe; von den angebrachten Oeffnungen aus hat man die schönste Aussicht bis in die weiteste Ferne. Auf der Kugel steht das große, metallene Kreuz, das mit der Kuppel darunter so manchen, welcher aus der Ferne zum ersten mal Rom erblickte, zur stillen Bewunderung hinriß, während der Vetturin auf der Höhe von Acqua traversa stillhaltend ausrief: „Ecco Roma, Signori!“

Der Pontificalmesse in St.-Peter wohnten wir an hohen Festtagen öfter bei. Einst kniete ich am Ostermorgen sehr früh in meiner Zelle auf dem Betschemel, um die übliche Betrachtung zu halten; die Punkte waren entnommen aus Marcus 16, 1—8. Während ich des Auferstandenen gedachte, wie er sich vom Glanze der aufgehenden Ostersonne umleuchtet aus der Nacht des Grabes erhob, erglühte der Himmel vom Glanz der Morgenröthe und der nachfolgenden Sonnenstrahlen. Plötzlich ertönten alle Glocken der heiligen Stadt und trugen die Osterbotschaft mit vollen Schwingungen in die erlöste

Welt. Ich erhob mich und öffnete das Fenster. Ueber den hölzernen Kasten weg wehte mich die frische Morgenluft wie ein Hauch des Friedens an, und ich fühlte den Odem der Freiheit, mit der uns Christus befreit hat. Bald rief uns die Klosterglocke zur Morgenandacht, und wir empfingen zusammen das heilige Abendmahl. In späterer Morgenstunde zogen wir zum Hauptgottesdienst nach St.-Peter. Unter dem wirren Gedränge derer, welche mit uns das gleiche Ziel verfolgten, eilten wir schweigend raschen Schritts voran. Im Dom ließen uns die aufgestellten Schweizergarden ehrerbietig zu unsern Plätzen durch. Wir haben noch etwas Zeit, uns umzusehen. Vor der Cathedra S.-Petri ist ein prachtvoller Teppich herabgelassen; von einem Baldachin aus theilen sich nach links und rechts die Sammt- und Seidenvorhänge hinter dem Throne des Papstes, zu welchem mit Teppichen bekleidete Stufen führen. Die ersten Bänke, welche zu beiden Seiten des Throns stehen, nehmen die Cardinäle in ihren Purpurmänteln ein; zu ihren Füßen sitzen ihre Kammerdiener; hinter den Bänken der Cardinäle sind die Sitze der Beichtväter von St.-Peter, auf welchen neben diesen einige einheimische und auswärtige bevorzugte Priester Platz finden. Der leere Zwischenraum hinter diesen Bänken nach dem Hauptaltar zu wurde von allerlei Andächtigen gefüllt, denen die Garden Durchlaß ertheilten, und zu denen auch wir gehörten. Der Gang vom päpstlichen Throne vor der

Cathedra S.-Petri bis zum Hauptaltar oder der Confessio S.-Petri blieb frei. Die Logen der Fürsten befanden sich in einiger Erhöhung links und rechts vom Throne; die Loge der Diplomaten war links vom Throne etwas näher nach dem Altar hin. Von diesem aus nach dem Mittelschiff der Kirche zu waren nur wenige Zuschauer, vom Altare aus bis zum päpstlichen Throne war es, mit Ausnahme des in der Mitte frei bleibenden Ganges, gedrängt voll. Endlich öffnen sich die ehernen Thürflügel des Portals im Mittelschiff, und es erscheint der Papst. Geschmückt mit der Tiara oder dreifachen Krone, eingehüllt in den kostbaren Chormantel, aus dem die aneinandergelegten Hände zum Vorschein kommen, sitzt er auf einem Thronsessel, den sechs in scharlachrothe Talare gehüllte Kammerherren tragen. Schweizergardisten in ihrer bunten Montur, mit Hellebarden bewaffnet, schreiten voran; unmittelbar vor dem Papste trägt man ein großes silbernes Kreuz mit goldenem Christusbilde; zur Rechten und Linken des Heiligen Vaters gehen Nobelgardisten mit gezogenen Schwertern, und auf jeder Seite wird ein großer schneeweißer Pfauenwedel mit buntem Augenfleck getragen. Die dienstthuenden Hausprälaten folgen, und Schweizergardisten schließen den Zug. Beim Eintritte des Papstes in die Kirche singt ein Tenorist der Sixtinischen Kapelle „Tu es Petrus" u. s. w., und die einzelne Stimme schallt wunderbar durch die Hallen des weiten Doms. Vor

der Sakramentskapelle wird der Papst niedergelassen und betet auf dem durch Mechanik in einen Betschemel umgewandelten Sessel kniend das Sakrament an. Nach dieser kurzen Unterbrechung geht der Zug weiter zum Chor hinauf. Alles erhebt sich, verbeugt sich, kniet nieder, je nach Rang und Stand; nach beiden Seiten hin segnend gelangt der Heilige Vater bis an den Thron. Dort stehen auf den untern Stufen zu beiden Seiten die Senatoren Roms in golddurchwirkter Toga, der Monsignor Sakrista in bischöflicher Tracht; die gesammten Kleriker in den feinsten Rochetten und seidenen Chorröcken, die Nobelgardisten in rother Uniform, wie sie bei großen Festlichkeiten angelegt wird, während sie sonst blau ist. Der Papst wäscht sich in einem goldenen Becken die Hände und fängt an, von seinem Throne aus die Messe zu lesen. Die Melodien der Sixtinasänger ertönen; diese befinden sich gänzlich verborgen in einem für solche Feierlichkeiten rechts vom Hauptaltar angebrachten viereckigen Kasten, der oben mit Gitterwerk eingefaßt ist. Duftender Weihrauch wird verbrannt, die bläulichen Wolken steigen kräuselnd empor, und der ganze Chor wird mit Wohlgeruch erfüllt. Die Messe hat ihren gewöhnlichen Fortgang wie jedes andere Pontificalamt. Zum Zeichen der Vereinigung der römischen Kirche mit der griechisch-unirten wird das Evangelium von den Diakonen erst in lateinischer, dann in griechischer Sprache gesungen. Bei der Opferung bieten die Senatoren die

Hostie und den Wein dar, von dem sie selbst nachher aus den Händen des Papstes wieder empfangen und genießen müssen, eine Vorsichtsmaßregel aus jener Zeit, wo die Päpste ihres Lebens nicht sicher waren und selbst im Abendmahl Vergiftung zu fürchten hatten. Zur Wandelung schreitet der Papst durch die Reihen der Cardinäle, gefolgt von seinen dienenden Hofleuten, zum Hauptaltar vor. Nachdem er die Consecration gesprochen, kniet er und mit ihm alle Anwesenden zur Anbetung der Hostie nieder; tiefes Schweigen herrscht ringsum; in dem Augenblick, wo der Papst die Hostie erhebt, um sie dem Volke zu zeigen, wird die lautlose Stille von den feierlichen Tönen der Musik unterbrochen, welche der ganz unten auf dem Balcon über dem Eingang der Kirche aufgestellte Chor erschallen läßt. Indem nun der Stellvertreter Christi in seiner geweihten Hand den Heiland selbst zeigt, fällt alles wiederum in Ehrfurcht auf die Knie. Die Musik hält an, bis der Wein im Kelche consecrirt und angebetet ist. Der Papst geht nun wieder zu seinem Throne zurück; er verrichtet die Communion nicht am Altar, sondern der Diakon trägt die Hostie auf goldener Patene vor den Thron. Während er durch die Reihen der Cardinäle geht, sinken alle anbetend nieder. Wenn er an den Stufen des Throns angelangt ist, so kniet der Papst hin, um die Hostie zu empfangen, die er von der goldenen Schüssel nimmt und verzehrt. Während der Diakon sich wieder zum Altar

begibt, um den Kelch mit dem geweihten Wein zu holen, bleibt der Papst in stiller Andacht auf den Knien. Den Kelch trinkt er nicht in gewöhnlicher Weise aus, sondern leert ihn vermittelst einer dünnen goldenen Saugröhre, damit nicht etwa ein Tropfen des Blutes Christi verschüttet werde. Dann reicht der Papst den niederknienden Senatoren die geweihte Hostie; sie trinken auch aus einem Kelche Wein, der aber nicht geweiht ist, denn in der römischen Kirche empfangen die Laien das Abendmahl nur unter einer Gestalt, der des Brotes. Zum Schluß der Messe erhebt sich der Papst von seinem Throne, und spricht mit lauter Stimme und ausgebreiteten Armen den Segen über die Gemeinde. Zu allen diesen Feierlichkeiten gehört auch eine gewisse Majestät der Person. Gregor XVI. besaß sie in hohem Grade; trotz seines Alters war sein Schritt fest und bestimmt, seine Geberden von Würde und wie von dem Gefühl seiner Stellung getragen. Pius versteht sich nicht so gut hierauf; er ist zwar eine angenehmere Persönlichkeit und im Umgange gewiß freundlicher als Gregor, der, als Knabe schon in den strengen Mönchsorden aufgenommen, ein finsteres, schrofferes Wesen hatte; allein für die Repräsentation eines Statthalters Christi fehlt es Pius an mancher Eigenschaft; er hat, wie es scheint, für diese ceremoniellen Dinge keinen Sinn; ich habe oft gesehen, wie er während derselben gemüthlich die Schnupftabacksdose hervorzog und eine Prise nahm, eine Ge-

wohnheit, von der sein weißer Talar nicht selten die Spuren zeigte. Nach der Messe erscheint der Papst, getragen wie zuvor, mit seinem Gefolge auf der Loggia vor der Kirche; ein weites Segeltuch ist wie ein Baldachin über ihn ausgebreitet, und beschattet die auf den Stufen des Eingangs zu St.-Peter lagernde Volksmenge. Tausende haben sich eingefunden, das flache Dach der Säulenhalle zu beiden Seiten ist dicht besetzt. Der Papst trägt in recitirender Weise ein Gebet vor, seine Kleriker antworten, dann aber erhebt er sich von seinem Sessel, das Volk kniet nieder, und wie beim Schlusse der Messe ertheilt er von neuem den Segen, diesmal aber urbi et orbi. In dem Augenblicke, wo er die Hände ausbreitet, verkündet ein Kanonenschuß von der Engelsburg her den Bewohnern der heiligen Stadt die feierliche Handlung; mit einem mal ertönen die Glocken der römischen Kirchen von neuem; während wir uns beugen und bekreuzen, erzittert die Luft von ihren Schwingungen, und der Segen des Heiligen Vaters senkt sich auf uns hernieder. Nach dieser feierlichen Handlung verliest einer der den Papst umgebenden Prälaten den Ablaß, welchen der Heilige Vater bei dieser Veranlassung besonders zu ertheilen geruht. Die Ablaßzettel werden dann vom Balcon hinuntergeworfen, und die Trasteveriner raufen sich um die einzelnen Exemplare, welche sie gewöhnlich an raritätenliebende Engländer verkaufen. Während der Papst zurückgetragen wurde, schauten einige

Prälaten lächelnd auf die um einen Ablaßzettel sich raufenden Menschen.

Den Beschluß der hohen Feste bilden Illumination und Feuerwerk. Die Beleuchtung der Peterskirche habe ich nur von unserm Kloster aus gesehen, von wo kaum mehr als die Kuppel sichtbar war; und doch, welch ein herrlicher Anblick, wenn Tausende von Flämmchen auf das vermittelst eines Kanonenschusses gegebene Signal wie mit einem Zauberschlag ihrer Hülle entkleidet die Umrisse des Wunderbaues bis hinauf zum Kreuze abzeichneten! Ein wahres Flammenmeer muß es aber erst auf dem Petersplatze sein, denn die ganze Fronte des Doms bis hinab zur untersten Stufe der Säulengänge, alles ist illuminirt. Das herrliche Feuerwerk, welches auf der Engelsburg abgebrannt wird, habe ich einmal von dem nahegelegenen Glockenthurm der Kirche der Oratorianer aus betrachtet. Der einzelnen, häufig aufsteigenden Raketen und Schwärmer, der Sonnen und Sterne in den mannichfachsten Färbungen nicht zu gedenken, bildeten die Darstellung der Fronte eines Doms und demnächst die prachtvollste Girandole das Hauptschauspiel. Der Dom, im Augenblick hervorgezaubert, versank innerhalb fünf Minuten wieder in nichts; die Girandole sprühte ihre tausend Raketen hoch in die Luft empor; unten ein dichter Feuerstrahl zertheilten sie sich desto mehr, je höher sie stiegen, bis sie die Form eines ausgebreiteten riesigen Pfauenschweifs bildeten. Dann

zersprangen die Köpfe der Feuerstreifen und zahllose Leuchtkugeln wurden sichtbar; noch eine Minute, und alles ist dunkel, das finstere Castell ragt aus der Nacht hervor. Die Jesuiten kümmerten sich übrigens um diese Sachen wenig, und daß sie uns etwas davon sehen ließen, geschah, wie man deutlich erkannte, nur, weil ihnen ein vollständiges Ignoriren dieser Festlichkeiten bei dem großen Aufsehen, welches dieselben in Rom erregten, ungerechtfertigt erschien; übrigens habe ich nie gesehen, daß einer von den Jesuiten selbst dem imposanten Schauspiel der Erleuchtung von St.-Peter oder dem großartigen Feuerwerk auf der Engelsburg irgendwelche Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Mir erschien es zu jener Zeit als ein wunderbarer Vorzug der katholischen Kirche, daß sie beides, das Geistliche und Weltliche, zur Verherrlichung des Cultus in so wundervolle Harmonie zu bringen verstände; denn ich hielt auch die Kuppelbeleuchtung und das Feuerwerk gewissermaßen für einen Gottesdienst.

In der Charwoche gibt es der kirchlichen Feierlichkeiten sehr viele; die ergreifendsten sind aber die Abendandachten in der Sixtinischen Kapelle. Am Gründonnerstag ertheilt der Papst während der Messe dem höchsten Klerus das Abendmahl, nimmt die Fußwaschung vor, und reicht beglückten Pilgern der verschiedenen Nationen, meistens Priestern, die Suppe; die Gäste nehmen das silberne Besteck und dazu eine Denkmünze als

Erinnerungszeichen mit nach Hause. Nur ist es mir damals schon nicht möglich gewesen, in dieser Handlung einen Act der Demuth des Heiligen Vaters zu finden; noch weniger schien mir ein solches Mahl ein würdiges Nachbild des letzten Mahles Christi mit seinen Jüngern zu sein. Am Abend dieses Tags, sowie des Mittwochs und Charfreitags, wird in der Sixtinischen Kapelle im Vatican der berühmte Gottesdienst gefeiert, dem schwerlich jemand ohne eine tiefere Regung beiwohnen wird, denke er in Glaubenssachen wie er wolle; einen überzeugungstreuen Katholiken aber ergreift sie wunderbar. Einlaß in diese Kapelle bei Gelegenheit der päpstlichen Feierlichkeiten erlangt man nur durch besondere Verwendung höherer Geistlichen oder Beamten; es werden Karten ausgegeben. Die Kapelle ist durch ein eisernes Gitter in zwei Räume getheilt; wir hatten unsere Plätze vor dem Gitter, wo das Gedränge nicht zu groß wurde, während sich dahinter eine für den Raum viel zu große Menschenmenge zusammenfand. Das matte Licht der untergehenden Sonne erhellt das Innere nur spärlich, auf dem Altar sind wenige gelbe Wachskerzen angezündet, links davon brennen sieben Kerzen pyramidenförmig auf einem Dreieck, welches von einem einfachen Fußgestell getragen wird. Vom Altar bis zum Gitter hin sitzen die Cardinäle in violetten Trauergewändern auf zwei einander gegenüberstehenden Reihen von Bänken, der Mittelraum ist leer. Viele Priester und Mönche

stehen auf beiden Seiten hinter den Cardinälen, unter ihnen einige bevorzugte Laien, und auch wir infolge einer Gerechtsame, die dem Germanischen Collegio, dem Collegio de Urbe vorzugsweise bewilligt war. Es herrscht eine feierliche Ruhe, die nur selten durch das Gedränge jenseit des Gitters unterbrochen wird; Schweizergarden erhalten die Ordnung. Rechts vom Altare sitzt der Papst ebenfalls im Trauergewande auf seinem Throne. Unsere Blicke fallen auf das Frescogemälde Michel Angelo's, welches die ganze Hinterwand des Chors einnimmt und das Jüngste Gericht darstellt. Man lese über dieses Bild, was man will, man mache sich die erhabensten Vorstellungen davon: wer die Gruppen der Seligen und der Verdammten gesehen hat, der fühlt, daß Worte nicht ausreichen, den Eindruck zu schildern. Ueberwältigt von diesem Bild übersieht man die Plafondgemälde, welche die hervorragenden Männer des Alten Bundes darstellen. Unmittelbar an dem Gitter befindet sich die Loge der Sixtinasänger. Die Matutin beginnt, die Recitation der Psalmen in dem schwebenden Tone des cantus Gregorianus bringt in die Seele; die Klagelieder Jeremiä, welche zuerst von einem Tenoristen, dann von einem Bassisten, schließlich von einem Quartett vorgetragen werden, rühren das Herz des Hörers. Der Sakristan löscht während dieser Gesänge eine Kerze nach der andern aus, sodaß die Beleuchtung immer spärlicher wird; die Gestalten des Jüngsten Gerichts ver-

blassen wie Geister. Nun ertönt, vom ganzen Sixtinachor vorgetragen, eins jener unübertroffenen Miserere. Nach dem Gesange brennt von den sieben Kerzen auf dem Dreieck nur noch eine einzige. Der Papst kniet an der Mitte des Altars nieder. Schon als er sich erhob, hat sich die ganze Versammlung auf die Knie niedergelassen, und nun singt der Stellvertreter Christi in recitirendem Tone, während das ergreifende Miserere noch wie verklingende Harfentöne im Ohr nachschwirrt, mit der flehentlichen Stimme eines greisen Hausvaters: „Respice, quaesumus, Domine super hanc familiam Tuam, pro qua Dominus noster Jesus Christus non dubitavit tradi manibus nocentium et crucis subire tormentum.“ „Amen“ betet laut die Versammlung nach, die letzte Kerze ist unterdeß erloschen; der Papst erhebt sich und verschwindet hinter dem Altare; alles entfernt sich in andachtsvoller Stimmung und in leisester Stille.

Von der berühmten Fronleichnamsprocession, welche zur Verherrlichung der Transubstantiationslehre am ersten Donnerstage nach der Pfingstwoche gehalten wird, haben weder ich, noch, soviel mir bekannt, meine Mitschüler einen besondern Eindruck empfangen. Der Zug, welcher sich durch die Straßen Roms bewegt und in St.-Peter seine Schlußandacht hält, ist keine Volksprocession. Die Laien betheiligen sich nur insofern daran, als sie ihre Häuser schmücken, aus einigen Fenstern Teppiche hängen und die Procession an sich vorüberziehen lassen, oder, sich

unterhaltend, eine Zeit lang neben derselben hergehen. Der Zug besteht nur aus Priestern und Mönchen, ist aber sehr beträchtlich und wird von mehreren tausend Theilnehmern gebildet. Die verschiedenartigen Trachten der Mönche, die der lateinischen, griechischen, armenischen Bischöfe und Prälaten, die Amtsröcke der Capitulare, der päpstlichen Prälaten und Kammerherren u. s. w. regen wol die Neugier an, und die verschiedenen Gesichter, mit und ohne Bart, freundlich oder ernst, klug oder einfältig, andächtig oder zerstreut, mögen einem Physiognomiker Stoff genug zu Studien geben; ich habe wenig Andacht dabei gesehen und empfunden. Einer jeden Ordensabtheilung wurde von einem Mönche ein großes Kreuz vorangetragen. Vor den Domcapitularen der verschiedenen Basiliken Roms trugen die Küster abwechselnd einen großen bunten Thronhimmel, nach oben ähnlich dem geschweiften Dache eines chinesischen Gartenhauses; die dicke Stange setzte der Träger in einen ledernen Gurt, und an zwei Stricken halfen ihm seine Collegen das Balanciren erleichtern. Diese Menschen gingen in Hemdsärmeln; der Träger wurde oft hin und her gezerrt, dicke Schweißtropfen fielen von seiner Stirn. Der Glanzpunkt der Procession erscheint, wenn der Papst mit der Monstranz herankommt, und die Zuschauer betend niedersinken. Er wird auch hier, wie immer bei solchen Festlichkeiten, getragen; diesmal scheint es, als knie er auf einem Betschemel; die vor ihm stehende Monstranz

mit der Hostie umfaßt er mit beiden Händen. Das Knien würde ihm bei der mehrere Stunden dauernden Procession zu schwer werden, darum ist ein seidenes Velum um ihn geschlungen und an dem Betpult befestigt, in welchem er, halb sitzend, halb hängend Erleichterung findet. Wenn der Heilige Vater den Vatican verließ, so hatten jedesmal sechs Germaniker die Ehre, ihn eine ganz kurze Strecke tragen zu dürfen. Zu diesem Dienste wurden die ältern Zöglinge und selbstredend die stämmigsten ausgesucht.

Am Feste Mariä Reinigung oder Lichtmeß theilte der Papst nach der Messe in St.-Peter geweihte Kerzen an die Cardinäle, Prälaten, Priester, Gesandten u. s. w. aus, auch jedesmal an zwölf Germaniker; man küßte ihm zuvor den Pantoffel. Ich selbst habe auch eine solche Kerze aus der Hand Gregor's XVI. erhalten, ebenso war ich auch glücklich genug, am Palmsonntage von Pius IX. in ähnlicher Weise einen geweihten Palmzweig zu erlangen. Ein bereits zum Priester geweihter Zögling des deutschen Collegiums hielt auch am Feste Allerheiligen eine Rede in lateinischer Sprache vor dem versammelten Cardinalcollegium und dem Papste, welcher ihn demnächst mit einer schönen Medaille in Gold oder Silber zu beschenken pflegte.

Volksprocessionen habe ich wenig gesehen, was ich aber sah, war noch minder erbaulich als die Frohnleichnamsprocession. Bei solchen Gelegenheiten ist ent-

setzlicher Lärm, lautes Beten und Singen tönt im Gemisch durcheinander, und man beobachtet nicht die hier zu Lande herrschende Ordnung. Dazu kommt das Hin- und Herbalanciren der Kreuzträger, denen die andern oft laut zurufen. Das Tragen dieser zehn bis zwanzig Fuß hohen, aus Pappe geformten Kreuze, die wie grobe Holzbalken bemalt sind, erfordert Uebung. Auf dem alten Forum kann man oft sehen, wie die funfzehn- bis zwanzigjährigen Bursche sich einexerciren. Die Bilder der Mutter Gottes und anderer Heiligen sind gewöhnlich auf großen Gestellen befestigt, welche mittelst Walzen durch die Straßen fortbewegt werden. Ich sah einen solchen Koloß: auf hohem Throne saß in mehr denn Lebensgröße die heilige Anna; sie hielt Maria in Größe einer erwachsenen Jungfrau vor sich, auf deren Schose der kleine Christusknabe ruhte. Das Hin- und Herrennen, das Lärmen und Zurufen beim Transportiren dieser großen Maschine war so arg, daß selbst die Lebhaftigkeit der Italiener ein so wüstes Treiben nicht entschuldigt. Oeffentliche Katechesen und Straßenpredigten, bei denen auf einem beliebigen Platze ein Mönch die Zuhörer aus dem Volke um sich versammelt, habe ich nur flüchtig mit angesehen; wir gingen stets daran vorüber, ohne ihnen weitere Beachtung zu schenken.

Vierzehntes Kapitel.

Päpstliche Paläste. Die Engelsburg. Der Carneval und anderes.

Entsprechend der Würde, die er bekleidet, und der dreifachen Krone, mit welcher sein Haupt geschmückt ist, hat der Papst auch einen mehr als fürstlichen Glanz entfaltenden äußern Besitzstand. Soweit derselbe innerhalb Roms Ringmauern liegt, hatten wir hinlängliche Gelegenheit, ihn kennen zu lernen und zu bewundern.

Der Vatican ist der größte Palast der Erde. Unregelmäßig, weil in verschiedenen Zeitaltern erbaut, bietet er eben keinen harmonischen Anblick dar; es ist nichts Einheitliches an ihm; ich weiß nicht, wer ihn eine kolossale von Steinen aufgethürmte Papstmütze genannt hat. Einen Begriff seiner Großartigkeit erlangt man nur, wenn man diese wunderbar ineinanderhängenden Räumlichkeiten durchwandelt. Die Fläche, welche das Gebäude bedeckt, ist 1500 Fuß lang und 800 Fuß breit; in dem Innern desselben befinden sich nicht weniger als 20 geräumige Höfe, 200 Treppen und 11000 Gemächer,

Galerien und Säle. Von der Vorhalle des St.-Peter aus an der Reiterstatue Konstantin des Großen vorbei gelangt man über die Scala regia in die Sala regia. Der Boden dieses Saals erglänzt im prachtvollsten Marmor, Wände und Decken sind reichlichst verziert; herrliche Gemälde, unter andern die pariser Bluthochzeit von Vasari, fesseln unsere Aufmerksamkeit. Unmittelbar an diesen Königssaal stößt die Sixtinische Kapelle; eine andere an den Saal stoßende Kapelle heißt die Paulinische. Neben dieser dehnt sich der Herzogssaal aus, in welchem der Papst am Gründonnerstag die Fußwaschung der zwölf Apostel, d. h. zwölf römischer Priester vornimmt. Von dieser Halle aus gelangen wir in die Gemächer, in welchen der Papst an hochfestlichen Tagen sich mit den kirchlichen Gewanden zu bekleiden pflegt. Alle diese Gebäulichkeiten bilden einen vier Stockwerk hohen Flügel des Vaticans, umgeben von vier Arcadengängen, den Loggie di Rafaelo. Die zweite dieser Arcaden enthält 52 Gemälde Rafael's. Der Palazzo nuovo des Vaticans ist unter Gregor XIII. von Fontana erbaut. Er birgt eine Unzahl von Gemächern, bestimmt zur Wohnung des Papstes, des Cardinalstaatssecretärs und verschiedener anderer päpstlicher Beamten und deren Bureaux. Man gelangt von diesen in die Stanzen des Rafael, dieses größte und weltberühmteste Werk des unübertroffenen Meisters. Hier sieht man die auf Befehl Julius II. ausgeführten Fresken: die

Disputa, die Schlacht Konstantins wider Maxentius am pons Milvius, die bei einer Höhe von 15 Fuß nicht weniger als 34 Fuß in die Länge mißt, die Schule von Athen, den Brand des Dorfes Borgo, den Leo IV. durch ein Wunder löschte u. s. w.

Die große Gemäldegalerie enthält die berühmtesten Werke der berühmtesten Meister; mit ihr kann sich keine andere messen; keine Erdenmacht ist je im Stande gewesen, ähnliches in solcher Menge zusammenzubringen. Gemälde von Rafael, Correggio, Domenichino, Reni, Tizian u. a. fesseln unsere staunende Aufmerksamkeit. Das vaticanische Museum besteht aus sechs langen, breiten Räumen zunächst der Galerie, abgetheilt durch Bogen, welche auf Marmorsäulen ruhen; es enthält Vasen, Sarkophage und eine große Anzahl ägyptischer Monumente. In dem Saale der Biga sind verschiedene Statuen des Apollo, Bacchus u. a., ein antiker mit zwei Rossen bespannter Wagen von Marmor; dann kommen wir in das etruskische Museum mit seinen vielen Gemächern; im runden Saale befindet sich ein aus einem einzigen Stück Porphyr gehauenes Bassin, welches 44½ Fuß im Umfange mißt, ferner das Cabinet des Laokoon und das des Apollo von Belvedere; wir wandeln durch alle diese Räume, die namentlich anzuführen mich zu weit führen würde; wir eilen durch das ägyptische Museum, durch das Museum der Antiken, die Galerie des Museums Chiaramonti und endlich durch das Gregorianische

Museum mit seinen zehn geräumigen Sälen. So oft ich diese Rundschau hielt, ward es mir fast wirr im Kopfe, zumal wir meistentheils mit ziemlicher Hast durch die Säle gehen mußten und so uns bald nach Aegypten, bald nach Griechenland, bald in das alte Rom versetzt sahen. Die Bibliothek des Vaticans ist die reichhaltigste der Welt; hatten doch die Päpste Mittel und Wege, derselben aus aller Herren Ländern Zuwachs zu verschaffen, wie z. B. 1623 dem Papste die heidelberger Palatina vom Kurfürsten Maximilian geschenkt wurde. Uebrigens besteht der höchste Werth der Bibliothek in den Sammlungen der seltensten Manuscripte, nicht weniger als 24277 an Zahl, unter denen 18108 in lateinischer, 3469 in griechischer, 1466 in asiatischen und 851 in afrikanischen Sprachen geschrieben sind. Außerdem befinden sich im Vatican noch zwei andere große und weitläufige Museen, das heilige und das profane Museum; ersteres enthält eine äußerst werthvolle Sammlung christlicher Alterthümer vom 1. Jahrhundert an, letzteres ein buntes Durcheinander von heidnischen Geräthschaften, Mosaiken, Götzenbildern u. s. w. Besuchen wir nun noch die umfangreichen Gärten des Vatican mit ihren Wasserkünsten und Lusthäusern, Park- und Blumenanlagen: in der That, wir müssen es bekennen, daß diese mit vielen Millionen hergestellte Herrlichkeit der weltlichen Würde des Papstes entspricht, selbst wenn er

wirklich, wie die dreifache Krone anzeigen soll, der Oberherr aller irdischen Fürsten wäre.

Der Papst besitzt noch zwei andere große Paläste innerhalb Rom, es sind der Quirinal, in welchem das Conclave stattfindet, und der Lateran, ein prachtvolles Gebäude nebst Kirche, welches aber der Papst selten besucht und niemals bewohnt, weil die Luft daselbst der Gesundheit nachtheilig sein soll. Im Quirinal nehmen die Päpste gewöhnlich ihren Sommeraufenthalt. Der längste Seitenflügel erstreckt sich in einer Ausdehnung von mindestens dreihundert Schritten nach der Porta Pia hin. Die mit einer Loggia geschmückte Fronte liegt am Quirinalsplatz, auf welchem sich außer einem Springbrunnen die berühmte Gruppe der Rossebändiger Castor und Pollux zu beiden Seiten eines Obelisken befindet; links stößt das Gebäude an eine Art Castell. Wegen der Rossebändiger nennen die Römer den Quirinalplatz Monte Cavallo. Die innere Ausschmückung des Palastes entspricht seiner Größe. Der königliche Saal, der Audienzsaal, der Saal der Congregation sind mit kaiserlichem Aufwand ausgestattet. Der päpstliche Garten, der eine englische Meile im Umfang hat, ist herrlich. Eine Menge von Säulen und Springbrunnen, das prachtvolle Gartenhaus mit dem angrenzenden herrlichen Park, in dessen geschmackvoll decorirten Sälen der leutselige Pius im Beginn seiner Regierung den Damen Audienz gab, alles, alles sucht seinesgleichen und findet

es vielleicht nirgends. Von dem ursprünglichen Palaste des Lateran steht heute nichts mehr als die Kapelle des Papstes Nikolaus III. mit dem großen Heiligthum der Scala santa. Der jetzige Palast, welcher unter Sixtus V. von dem berühmten Fontana erbaut wurde, ist fast ganz in ein Museum umgewandelt. Besonders haben die bei den jüngsten Nachgrabungen aufgefundenen Alterthümer dort ihren Platz gefunden. Da wir, ähnlich wie im Vatican, diese und andere Sammlungen von Sculpturen, Gemälden u. s. w. ohne jegliche Anleitung besichtigten, auch seitens der Jesuiten uns weder mündlich noch durch Darreichung passender Lectüre Einsicht in den Werth dieser Kunstschätze verschafft wurde, so blieb das Ganze trotz öfterer Besuche, die noch dazu immer eilig waren, doch für mich mehr oder weniger eine terra incognita, auf der ich mich erst in spätern Jahren durch Zurechtlegung bewahrter Reminiscenzen einigermaßen orientirte. So ging ich an der prachtvollen Gewandstatue des Sophokles, der vollendetsten ihrer Art, ziemlich gleichgültig vorüber, während Gegenstände untergeordneten Rangs meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Die Sculpturen des Lateran sind Kunstwerke von unschätzbarem Werthe. In einem der Säle ist eine Reihe von Grabdenkmälern und Sarkophagen aufgestellt. Auch steht dort die vor etwa funfzehn bis zwanzig Jahren bei Palestrina aufgefundene Kolossalstatue des Antonius.

Und nun noch hinauf zum Capitol. Durch enge und

krumme Gassen gelangen wir zu dem am Fuße desselben gelegenen Platze Ara Coeli. Von hier aus nach links führt eine 125 Stufen zählende etwas schmale Treppe zur Franciscanerkirche, während man geradeaus auf einer Flachtreppe (cordonate) hinauf zum Capitol selbst gelangt. Zu Füßen dieser von Michel Angelo erbauten Treppe befinden sich zwei Löwen aus Basalt, ägyptische Alterthümer; am obern Ende stehen zu beiden Seiten die antiken Kolossalstatuen der Dioskuren. Die Marmorbalustraden, die den Platz nach der Treppe hin umgeben, sind mit den Trophäen des Marius und mit den Statuen Konstantin's und seines Sohnes geschmückt. Außerdem sieht man daselbst auch eine antike Columna milliaria aufgestellt, welche die erste Meile von Rom auf der Via Appia anzeigte. In der Mitte des freien Platzes auf dem Capitol erhebt sich die noch einige Spuren früherer Vergoldung zeigende, herrliche bronzene Reiterstatue des Kaisers Marc Aurel. Ich habe dieses großartige Standbild nie ohne Bewunderung anschauen können. Hinter der Statue gegen das Forum hin liegt der Palast des Senators, links ist der Raum von dem Palast des Museums, rechts von dem des Conservatoriums begrenzt. Der Palast des Senators ruht auf den Grundmauern des Tabellariums der alten römischen Republik, dessen kolossale nach dem Forum hin jäh abschießende Massen noch sichtbar sind. In dem Glockenthurm hängt die große Glocke, welche den Römern ihre

wichtigen Ereignisse verkündet, den Beginn und den Beschluß des Carnevals, den Tod des Papstes und andere. In den Hofräumen, den Hallen und Treppen der beiden andern Paläste sind eine große Menge Alterthümer, Inschriften, Reliefs, Statuen zu sehen. Die Säle der Paläste selbst enthalten eine ganze Welt von herrlichen Statuen und Gemälden alter und neuer Zeit. Die berühmte capitolinische Venus, welche mit einigen werthvollen Gemälden desselben Genres in einem verschlossenen Gemache aufbewahrt wird, das der Custode nur gegen ein besonderes Eintrittsgeld öffnet, haben wir nie zu sehen bekommen. Die durch ihre zahllosen Nachbildungen bekannte capitolinische Taubenmosaik ist vielleicht das schönste Mosaikstück, welches Rom aufzuweisen hat.

Die unweit des Vaticans liegende Engelsburg ist ein sehr festes Castell, geschützt durch die Tiber, eine Sternschanze, viele Außenwerke und weite Gräben, die unter Wasser gesetzt werden können. Der Vatican ist mit dieser Burg, der Zufluchtsstätte bedrängter Päpste in frühern Zeiten, durch einen unterirdischen Gang verbunden. Wir haben das Innere einigemal besucht. Die obern Räume dieses ehemaligen Grabdenkmals des Kaisers Hadrian, der Moles Hadriani, sind fürstlich ausgebaut und eingerichtet. Aber tief unter dieser Herrlichkeit, da, wohin kein Lichtstrahl dringt, seufzen unglückliche Gefangene, die ihre Erlösung aus dem Kerker nur durch den Tod erwarten. Wir sahen viele von ihnen, die

meisten mit Ketten an den Beinen; darunter mehrere Schweizer und Deutsche, die den Versuch gemacht hatten, aus den Söldnerregimentern zu desertiren. Einer von diesen Unglücklichen war zu lebenswieriger Gefängnißstrafe verurtheilt, weil er seine Fluchtversuche wiederholt hatte. Es war uns nicht verwehrt, mit den gefangenen Deutschen zu sprechen, und wir brachten ihnen, wie auch andern, die in den Bagni gefangen saßen, dann und wann kleine Geschenke. Sie litten sehr infolge von Unreinlichkeit, italienischer Härte und schlechter Kost. Mich schauderte, als ich zum ersten mal in einen römischen Bagno trat. Hundert in manchem Saale, hinter Gittern, mit Ketten beladen, schwermüthig oder bitter lächelnd. In dem Zimmer der Aufseher hingen ein Dutzend Ochsenziemer von kleiner bis zur größten Dimension an der Wand; auch war da ein eigenthümlicher hölzerner Apparat, auf welchen die Widerspenstigen geschnallt wurden, sodaß sie nicht Hand noch Fuß bewegen konnten, wenn sie die ihnen bestimmten Stockhiebe erhielten. Die Willkür, mit welcher die Gefangenen von ihren Aufsehern behandelt wurden, fiel uns stets peinlich auf. Besonders hart mußte es den Deutschen sein, unter der heißen italienischen Sonne schwere Erdarbeiten und dergleichen zu verrichten. In der Engelsburg zeigte man uns auch die Zimmer, in welchen der Jesuitengeneral Ricci gefangen saß. Ein fürstlich ausstaffirtes Gemach enthielt oben an der Decke noch den eisernen Ring, durch

welchen der Strick gezogen ward, der dem rebellischen Cardinal Caraffa das Leben nahm. Er war bis zur Entscheidung seines Processes hier eingesperrt, und wurde bis zu seinem schmachvollen Tode cardinalmäßig bedient. Der Commandant führte uns auch einmal in den Weinkeller und gab uns aus einem Fasse Rothwein zu kosten, der seit mehreren hundert Jahren hier lagerte und mit Sorgfalt nachgefüllt wurde. Der Wein war lieblich zu kosten, aber sehr stark und feurig.

Man erzählte uns, daß in dem tiefsten unterirdischen Gefängnisse ein Bischof schmachte. Er war Zögling der Propaganda gewesen und sollte, nachdem er von Gregor selbst zum Bischof geweiht war, als päpstlicher Gesandter in seiner Heimat für die römische Kirche werben. Schon im Begriff, sich mit seinem Gefolge einzuschiffen, wurde er an der Abfahrt gehindert. Es lag der Verdacht vor, der junge Bischof conspirire mit der schismatischen Kirche; er war, irre ich nicht, aus Bulgarien oder Rußland. Man machte ihm den Proceß und verurtheilte ihn zu lebenslänglicher Kerkerhaft. So hörte ich aus dem Munde der Jesuiten, welche die Strafe gerecht fanden. Ich will hier noch eines andern Vorfalls erwähnen, der sich im Jahre vor meiner Ankunft zu Rom ereignet hatte, indem ich dabei wiederum der Erzählung der Jesuiten folge.

Ein gelehrter und bei Gregor sehr gut angeschriebener Dominicanermönch war von jenem zum Hausprälaten

und Bischof in partibus infidelium bestimmt. Seine Amtswohnung war ihm bereits angewiesen, und der Mönch hatte sie schon bezogen und sich eingerichtet, als ich weiß nicht welche Hindernisse seiner Ernennung entgegentraten und diese Monate hindurch in die Länge zogen. Währenddessen lebte der künftige Prälat in seinem neuen Palais mit seinem Bedienten, einer Magd und einem kleinen Neffen. Endlich war der Tag bestimmt, an welchem er zum Bischof consecrirt werden sollte, als ein unerwartetes Ereigniß alle seine ehrgeizigen Hoffnungen mit einem Schlage vernichtete. Eines Abends flüchtete die Magd mit Geschrei aus dem Fenster ihres im Kellergeschoß gelegenen Schlafzimmers vor den Nachstellungen des Mönchs, und ein großer Volkshaufe sammelte sich vor dem Hause. Das Ergebniß der gerichtlich wider ihn vorgebrachten Anschuldigungen war, daß er gefänglich eingezogen und auf die Engelsburg in Verwahrsam geschickt wurde; denn zu der einen Magd hatten sich drei Vorgängerinnen mit ähnlichen und schwerern Anklagen gesellt. Der Mönch leugnete zwar hartnäckig, allein bald erwies sich eine neue Anschuldigung gegen ihn als fast zweifellos begründet. Eine der Mägde stellte die Behauptung auf, er habe seinen kleinen Neffen beiseite geschafft, um sich die reiche Erbschaft desselben anzueignen. Die Leiche wurde ausgegraben und zeigte die Spuren von Mishandlungen und Hunger. Ein ausgedehntes Zeugenverhör fand statt, und der Mönch

wurde von dem geistlichen Gericht zum Tode verurtheilt. Nach römischer Sitte führte man ihn wenige Tage vor der Hinrichtung in die Kapelle, um ihn nach üblichem Rituale zu degradiren. Sonderbar war der Umstand, welcher nach dem Bericht der Jesuiten den Mönch zu einem endlichen Geständniß seiner Schuld bewog. Der geistliche Richter fragte ihn: „Wie aber konnten Sie jeden Morgen das heilige Meßopfer darbringen und communiciren?“ worauf der Delinquent plötzlich aus seiner gewohnten Fassung gerieth und entgegnete: „Ich sprach die Consecrationsworte nie aus und genoß also nur Brot und Wein.“ Als er sich auf diese unerwartete Art wider Willen verrathen hatte, legte er ein unumwundenes Geständniß seiner Verbrechen ab und bekehrte sich. Der Papst wollte ihn begnadigen, aber die Trasteveriner lagen Tag und Nacht vor der Burg, bis ihnen der Scharfrichter endlich von derselben herab den Kopf des verhaßten Mönchs zeigte. Als ich äußerte, es sei doch immerhin noch ein Rest von Gewissenhaftigkeit in dem Manne gewesen, weil er die Consecrationsworte nicht ausgesprochen und somit nicht unwürdig communicirt habe, meinte ein Jesuit: „Freilich wohl! Aber der Mann hat ein noch größeres Verbrechen begangen, indem er die frommen Zuhörer seiner vermeintlichen Messe zum Götzendienst verleitete, da diese die nicht geweihte Hostie und den nicht geweihten Wein anbeteten.“

Auf unsern täglichen Spaziergängen besuchten wir

nach und nach, wenngleich nur immer cursorisch, die verschiedenen Bildergalerien Roms, die vorzüglichsten Paläste, die berühmtesten Villen, von denen ich die Villa Ludovisi, Albani, deren Museum von Winkelmann angelegt ist, und besonders die herrliche Villa Borghese erwähne. An den daselbst gefeierten Festen, zu denen das Volk von ganz Rom zusammenströmt, nahmen wir nie theil; viemehr war uns der Besuch der Villa während dieser Zeit ausdrücklich untersagt. Auch andere Sehenswürdigkeiten in und um Rom, das Forum, Colosseum, das Grabmal der Metella an der Via Appia mit dem Haine der Egeria, blieben von unsern Besuchen nicht ausgeschlossen. Sehr oft spazierten wir auf dem von Napoleon I. verschönerten Monte Pincio umher, wo sich die elegante und nicht elegante Welt Roms mit ihren charakteristischen Abzeichen einfindet.

Während jener Zeit wurde von einem Herrn Spithöver aus Münster an der Piazza di Spagna eine deutsche Buchhandlung gegründet. Spithöver war, wenn ich nicht irre, als gewöhnlicher Buchdruckergehülfe nach Rom gekommen, verkehrte besonders anfangs viel mit den Jesuiten der Casa professa, und gehörte auch einigen Congregationen derselben als Mitglied an. Wir waren von der Errichtung dieser Buchhandlung in der That nicht wenig erbaut. Wenn ich indessen der daselbst ausgelegten Werke gedenke, so glaube ich jetzt, daß wir nicht Grund hatten, mit besonderm Stolze auf diese neue Einrichtung

zu blicken, denn man fand dort meistens nur Werke ultramontaner Färbung: Zeitschriften wie das Neue Sion, Erwiderungen gegen Ronge, Romane von der Gräfin Hahn-Hahn. Auch die ausgehängten Bilder waren für den Charakter der Buchhandlung bezeichnend: Pater Rillo, Pater Goßler, Ratisbonne, der Cardinal Micara u. s. w. Selbstredend betrachtete ich damals die Sache von einem andern Standpunkt, und begrüßte das Unternehmen des übrigens sehr achtungswerthen Herrn Spithöver mit vieler Freude. Aber er wurde aus mir unbekannten Gründen den Jesuiten bald misliebig, wie ich aus Aeußerungen meines Bruders entnahm.

Ebenso wenig, als es uns gestattet war, andere Volksfeste zu besuchen, bekamen wir auch vom Carneval etwas zu sehen. Wir machten zwar an diesen Tagen wie gewöhnlich unsere Spaziergänge, jedoch nicht in der Nähe des Corso, den wir auch zu andern Zeiten nur selten betraten. Dann und wann trafen wir in den Nebenstraßen wol einige Masken zu Fuß oder zu Wagen, wir schlugen aber unsere Augen bescheiden nieder. Nie bewarf man uns mit Gipskügelchen; wohl entsinne ich mich aber noch recht gut, wie uns eine Dame vom Wagen aus einen kleinen Blumenstrauß darreichte, den wir aber nicht annahmen, sodaß sie ihn zuletzt lachend unter uns warf und sich nicht weiter um uns bekümmerte. Dem tollen Pferderennen, welches die Festlichkeit jedes Carnevalstages beschließt, sahen wir einmal von Monte Pincio aus zu,

soweit dies anging. Ich habe jedoch einmal in Gesellschaft eines Jesuitenbruders und eines Mitschülers das strenge Gebot, abends um 24 Uhr daheim zu sein, übertreten und am Ausgange des Corso dem Moccolifest zugesehen; wir waren indessen im Bewußtsein unserer Schuld ängstlich, und eilten bald hastigen Schrittes nach Hause. Ein andermal sahen wir unser drei auf Veranlassung eines Jesuitenbruders, durch ein längliches Luftloch des Thurmgemäuers in unserer Kirche übereinander hinweglugend, dem Maskenzuge zu. Die reichen Anzüge, besonders die elegant und üppig gekleideten Frauen, nahmen unsere Aufmerksamkeit sehr in Anspruch, indessen wollten wir in frommer Selbsttäuschung uns das nicht gestehen und machten gegeneinander über die Verderbtheit dieser Welt seufzende Bemerkungen. Die Jesuiten sind entschiedene Gegner der Fastnachtsbelustigungen des Volks, darum stellen sie während aller dieser Tage das Sakrament zur Anbetung aus. Nichtsdestoweniger aber wurde uns gestattet, hinter den Klostermauern nach unserer Weise heiter zu sein und uns für die kommenden Fastentage im voraus zu stärken und zu entschädigen. Mit Ausnahme der gewöhnlichen Andachtsübungen waren die übrigen Stunden der Tagesordnung freigegeben, und somit ungezwungener Verkehr im Hause und unter uns gestattet. In der Aula maxima, demselben Saale, in welchem die Professen den General erwählen, und in dem wir sonst unsere Predigtübungen hielten, wurde gegen Abend unter allerlei Kurz=

weil, einer Lotterie und dergleichen, heitere Musik gemacht, und endlich auf der eigens dazu hergerichteten Bühne von Zöglingen unsers Collegs Theater gespielt, wobei sich die meisten Patres und Fratres des Hauses einfanden und vergnügten, obschon die meisten der deutschen Sprache unkundig waren. Am Aschermittwoch empfingen wir, wie die ernüchterten Carnevalsbrüder und Schwestern Roms, die sich scharenweise zur Kirche drängten, das Aschenkreuz, und die ernsten Worte „Memento homo, quia pulvis es et in pulverem reverteris“ versetzten uns in die Fastenstimmung.

Auch im Collegium dei Nobili fanden von Zeit zu Zeit Aufführungen von Lustspielen und dergleichen statt. Gewöhnlich wurden wir eingeladen und wohnten denselben bei. Ein deutscher Jesuit hatte zu diesem Zweck mehrere Lustspiele Kotzebue's, mit Ausmerzung der Frauenrollen und gehöriger moralischer Ausgleichung des Endes, in das Italienische übertragen. So mußten die Schalke, welche dem alten Herrn das Landhaus verleiden, um es an sich zu bringen, schließlich ihre Schuld bekennen, worauf der Alte ihnen verzieh und den Besitz des Landhauses überließ. Eine eigenthümliche Feier wurde einst von den Schülern der untern Klasse dieses Collegiums veranstaltet. Diese neun= bis zwölfjährigen Burschen feierten eine Pontificalmesse; der kleine Cardinal suchte die Würde und ernsten Mienen eines Erwachsenen, so gut es ging, nachzuahmen. Es fehlte übrigens an nichts, alle Paramente

und Ceremonien waren vertreten, selbst die Consecration und Anbetung der Hostie erfolgte, die Verbeugungen, das Knien u. s. w. wurde mit vollkommener Genauigkeit nachgemacht.

In Rom ist es nichts Seltenes, daß die nachgeborenen Kinder adelicher Familien schon im zartesten Alter für die kirchliche Laufbahn bestimmt werden. Knaben, welche die Sexta besuchen, haben bereits die Tonsur empfangen und gehen in voller geistlicher Amtstracht mit ihren übrigen Mitschülern zur Klasse. Im Collegium dei Nobili waren deren mehrere. Sie nehmen sich merkwürdig aus, diese kleinen Kleriker, denen die Platte so zeitig geschoren ist; ein Dreimaster bedeckt ihr Köpflein, der schwarze Talar wallt bis auf die Silberschnallen der Schuhe hinab, und auf dem Rücken hängt sogar das Doctormäntelchen.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Tod Gregor's XVI. und die Wahl Pius IX.

Gregor XVI. sagte einst zu einem englischen Lord, der alle Jahre Rom zu besuchen pflegte: „Seit zehn Jahren sind Sie jeden Winter hier; Sie haben doch gewiß alles gesehen, was es Merkwürdiges in Rom gibt." — „Ja wohl, heiliger Vater", entgegnete der Engländer, „aber eins habe ich noch nicht gesehen, was ich gern möchte, ein Conclave." Gregor erwiderte ihm: „Das zu erleben, wird nicht allen Besuchern der heiligen Stadt vergönnt; kein Papst stirbt einem Menschen zu Gefallen." — Ich habe den Leichenfeierlichkeiten für einen Papst beigewohnt, ein Conclave erlebt und die Festlichkeiten bei der Neuwahl eines Papstes mit angesehen.

Die Nachricht von dem Tode Gregor's, der seit einiger Zeit erkrankt war, kam trotz seines hohen Alters unerwartet; man hatte das Uebel, Dank der Fürsorge des Cardinals und Staatssecretärs Lambruschini, nicht für tödlich gehalten. Ich entsinne mich, daß über letztern in unserm Kloster manche misbilligende Stimme laut

wurde; er hätte den Ordensgeneralen, also auch dem Pater Roothaan, Mittheilung machen müssen, damit diese, alter Sitte gemäß, sich um den sterbenden Papst hätten versammeln, seinen Segen empfangen und für seine scheidende Seele beten können. Indessen es war nun einmal unterblieben, und der Papst war todt. Das Trauergeläute verkündete den Römern sein Hinscheiden; wir nahmen die Botschaft mit jener Art von Wehmuth hin, mit welcher man solche Nachrichten über hochgestellte und verehrte Persönlichkeiten zu empfangen pflegt. Daß die meisten Bewohner Roms den Tod des Papstes nicht betrauerten, war uns unbekannt, wir wußten vom Volksleben nichts, von Gregor aber nur Rühmliches, wie es die Jesuiten uns mitgetheilt hatten. Ich sah die Leiche des Papstes zuerst in der Sixtinischen Kapelle auf dem Paradebett. Es wurden nur äußerst Wenige zugelassen, denn die öffentliche Ausstellung erfolgte einige Tage später in St.-Peter. Gregor lag mit den Abzeichen seiner Würde auf einem einfachen Ruhebett, eingehüllt in einen Chormantel, die Hände gefaltet und den Kopf mit der Tiara bedeckt. Drei gelbe Wachskerzen brannten auf hohen Candelabern zu jeder Seite des Bettes; schweigend und unbeweglich wie Bildsäulen hielten links und rechts drei Nobelgardisten bei ihrem entschlafenen Gebieter Wacht, die gezogenen Säbelklingen zur Erde niedergesenkt. In den Bänken an beiden Seitenwänden recitirten Pönitentiare von St.-Peter, welche sich Tag und Nacht ablösten,

das Todtenofficium. Wir knieten nieder, beteten eine Zeit lang und entfernten uns dann wieder leise. Alle Beamte des päpstlichen Hofes trugen Abzeichen der Trauer; es war im Vatican geräuschlos und still, wie niemals.

Während der Erledigung des päpstlichen Stuhls führt der Cardinaldekan das Regiment; er notificirt den Tod des Heiligen Vaters in alle vier Weltgegenden, und ladet die einheimischen und auswärtigen Cardinäle zum Conclave ein, bei dem nur diejenigen eine Stimme haben, welche persönlich erscheinen. In St.-Peter ging es unterdessen sehr unruhig her. Viele Pfeiler wurden mit schwarzen Teppichen behangen, die zweite Kapelle linker Hand schwarz ausgeschlagen, und in der Mitte des Hauptschiffs zwischen jener und der gegenüberliegenden Sakramentskapelle ein hoher Katafalk errichtet. Innerhalb der Wölbung desselben stand auf hohem Gerüst ein Sarkophag, auf dem die päpstlichen Insignien ruhten, beleuchtet von der schwachen farbigen Flamme einer von oben niederhängenden Ampel. Verschiedene Statuen und päpstliche Wappen waren an dem Katafalk angebracht, hoch auf der Spitze desselben stand die Religion, das Haupt mit einem Strahlenkranz umgeben, ein großes Kreuz in der Linken und mit der Rechten gen Himmel zeigend. Es fehlten nur einige Fuß, so berührte die Statue das Gewölbe der Kirche. Die Uebertragung der päpstlichen Leiche aus der Sixtina nach St.-Peter geschah in aller Stille. Man setzte sie in die Sakra-

mentskapelle, so nahe vor das eiserne Gitter, daß die Sohlen der Pantoffeln etwas aus demselben hervorstanden. Der Papst blieb dort eine Nacht und einen Tag hindurch ausgestellt. Bis zum Sonnenuntergang war St.-Peter geöffnet, und die Verehrer Gregor's konnten ihm noch einmal die Sohlen der Pantoffeln küssen, welche, anfangs weiß, davon bald eine feuchte Farbe annahmen. Der Zudrang war nicht sehr groß; nur viele Kleriker und die Zöglinge der verschiedenen Collegien erschienen, auch wir gingen vorüber, um dem Papste noch einmal den Pantoffel zu küssen. Am Morgen desselben Tages fanden die Exequien statt. In der bezeichneten Kapelle wurde ein Todtenamt gehalten; die Sixtinasänger trugen diesmal das Mozart'sche Requiem vor. Ich habe dasselbe öfter aufführen hören, allein den Eindruck dieser wunderbaren Tonschöpfung nie wieder so empfunden, wie damals. Nach der Messe wurde die absolutio tumuli und die Einsegnung der Leiche vorgenommen. Bei hereinbrechender Dämmerung müssen alle den Dom verlassen, und nur die Cardinäle und die übrigen nothwendigen Personen bleiben da. Die Thüren werden geschlossen, man legt die Leiche in einen Sarg und setzt sie in dem Sarkophage bei, welcher sich oberhalb der gleich am Eingange linker Hand gelegenen Sakristei befindet. Daselbst ruht der Papst, bis er seinem Nachfolger Platz machen muß; erst dann wird er in die von ihm selbst erwählte Gruft gesenkt. Gregor

hat zu seiner letzten Ruhestätte die Kirche seines Klosters bestimmt; bis zum Tode Pius IX. ruht er in St.-Peter. Vor dem Sarkophage stehen die einfachen Worte „Gregorius XVI. P. O. M. — R. I. P.“, d. h. Pontifex Optimus Maximus. — Requiescat In Pace.

Von der nun beginnenden Agitation aller Parteien, von der Spannung, mit welcher besonders die politischen Fractionen des Kirchenstaats der vierzehn Tage nach dem Begräbniß erfolgenden Neuwahl des Papstes entgegensahen, erfuhren wir in unserm Kloster wenig oder gar nichts; es verkehrten übrigens während dieser Zeit viele Prälaten und hochgestellte Persönlichkeiten mit dem Jesuitengeneral. Wir schalteten bei unsern allgemeinen Gebeten eine Fürbitte ein, daß der Heilige Geist die Gedanken der Wähler auf den Mann lenken möge, der dieser erhabensten irdischen Stellung am würdigsten und der heiligen römischen Kirche den meisten Vortheil und Segen zu bringen im Stande sei. Das Conclave wurde im Quirinal gehalten. Ich habe die Vorbereitungen, welche zu diesem Zwecke im Palast getroffen wurden, mehrmals angesehen. Man vermauerte mit Ziegelsteinen alle Fenster, Kelleröffnungen u. s. w., welche nach dem Quirinalplatz hinliegen, auch die Flügelthür zur Loggia wurde vermauert, ebenso sämmtliche Eingänge zu dem Palaste, mit Ausnahme des Haupteingangs unter der Loggia. Für jeden Cardinal wurden einige Zimmer mit allem nöthigen Comfort hergerichtet, desgleichen ein

Zimmer für den Kaplan und eins für den Bedienten jedes Cardinals. Wir schritten durch die langen Gänge und besahen einzelne dieser Zimmer, die vom Corridor her spärliches Licht empfingen; über der Thür stand der Name derjenigen Eminenz verzeichnet, welche hier Wohnung nehmen sollte, darunter auch diejenigen, denen die Reise nach Rom innerhalb so kurzer Frist kaum möglich war. Die Fenster nach dem großen Garten hin wurden nicht vermauert, sodaß von dem langen Corridor des Seitenflügels aus den Cardinälen die Aussicht ins Freie blieb.

Die Paulinische Kapelle, in welcher das Scrutinium abgehalten wird, ist ziemlich geräumig und durch ein Gitter in zwei Abtheilungen geschieden. An den Seitenwänden, von dem Gitter nach dem Altar zu, befanden sich links und rechts die Sitze der Cardinäle. Oben über jedem Sitz war ein kleiner Thronhimmel angebracht, von dem eine Schnur herabhing, deren Ende an einem gelben Knöpfchen in der Mitte der Rückwand befestigt war. Löste man diese Schnur von dem Knopfe, so klappte der Himmel zusammen. Die Sitze der von dem verstorbenen Papste ernannten Cardinäle waren mit der violetten kirchlichen Trauerfarbe bekleidet, die andern waren grün. In der Mitte der Kapelle steht ein großer mit grüner Decke behangener Tisch, auf welchen die Wahlurnen gesetzt werden. Hinter dem Hauptaltar befindet sich ein kleiner Ofen, dessen dünnes Abzugsrohr

auf den Quirinalsplatz mündet. In diesen Ofen werden die Stimmzettel geworfen und darin verbrannt, so oft die Wahl ohne Resultat bleibt. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, zogen die Cardinäle an dem vom Dekan angesetzten Tage mit ihrem kleinen Gefolge in den Quirinal ein. Von nun an besetzte die Schweizergarde den Eingang, im Innern des Palastes hielten Nobelgardisten Wacht. Niemand wurde heraus oder hineingelassen; das Essen für die Cardinäle führte man auf zwei Maulthieren ein, es wurde untersucht und dann erst verabfolgt. Auch wird es nach feststehenden Vorschriften täglich verringert, und kann, wenn die Cardinäle sich in der Wahl nicht einigen, bis auf Wasser und Brot reducirt werden. Alle diese Einrichtungen sollen dazu dienen, die Cardinäle jeglichem Einflusse von außen zu entziehen, damit ihre Wahl eine vollständig freie und unabhängige sei, und die Wähler sich ganz unter den Einfluß des Heiligen Geistes stellen können, zu welchem Messen um Erleuchtung gelesen werden.

Ich glaube, es war der 14. Juni 1846, als die Cardinäle einzogen. Am Abend dieses Tags wurden die Thüren des Conclave geschlossen, am 15. begannen die Scrutinia, eins am Morgen, das zweite am Nachmittag. Viel Volks lagerte auf dem Quirinalsplatze, der eigentlich den ganzen Tag nicht leer wurde. Wir kamen in der Abenddämmerung hin und mischten uns unter die Menge, welche die Augen auf den kleinen

Schornstein gerichtet hielt. Endlich stieg kräuselnd etwas Rauch empor, und mit den Worten „Il papa é andato in fumo“ entfernten sich die Italiener, um am folgenden Morgen mit gespannter Neugierde wieder zu erscheinen. Am Abend des zweiten Tags verbreitete sich ein sehr gewiß auftretendes Gerücht, es sei im heutigen zweiten Scrutinium ein Papst erwählt. Der Quirinalsplatz wimmelte wieder von einer Menge Menschen; an dem Eingange des Palastes strömten Leute ab und zu, man fragte, niemand wollte etwas wissen; Equipagen der Gesandten fuhren vor und kehrten bald wieder um; endlich beim Ave-Maria-Läuten kam gegen alles Erwarten der verhängnißvolle Rauch wieder aus der Röhre. Die Menge wurde zweifelhaft und entfernte sich. In der That war es diesmal blauer Dunst gewesen, den man uns vormachte, in der Absicht, das Volk zu zerstreuen und Unruhen vorzubeugen. Im Conclave war es, wie wir später hörten, an diesem Tage mit ebenso großer Aufregung hergegangen; aber man hatte den Papst gewählt.

Nachdem im Scrutinium die Stimmzettel abgegeben, nachgezählt und richtig befunden worden sind, werden sie aus der Urne hervorgelangt, von einem Cardinal geöffnet und einem zweiten, dem Scrutinatore oder Vorleser übergeben, der die aufgeschriebenen Namen abliest. Dieser gibt die Zettel an einen dritten Cardinal, welcher sie revidirt und in eine zweite Urne legt. Am 15. morgens

9 Uhr nach der Heiligengeistmesse fand das erste Scrutinium statt; 34 Stimmen bildeten die kanonische Majorität. Im ersten Wahlgange erhielt der Staatssecretär des verstorbenen Papstes, Cardinal Lambruschini, funfzehn Stimmen; dreizehn Stimmen bekam Giovanni Maria Graf Mastai Feretti, jüngster Cardinal und damals Erzbischof von Sinigaglia, 58 Jahre alt, die übrigen zersplitterten sich auf andere Cardinäle. Beim zweiten Scrutinium am Nachmittag desselben Tags gestalteten sich die Sachen für Mastai schon günstiger: er erhielt neunzehn Stimmen, während sich auf Lambruschini nur dreizehn vereinigten. Am folgenden Morgen hatte Mastai beim ersten Scrutinium siebenundzwanzig Stimmen, Lambruschini nur noch elf. In großer Procession zog die römische Curatgeistlichkeit täglich von St.-Peter zum Quirinal. Vor der Paulinischen Kapelle waren Prälaten und die Räthe der Rota versammelt. Zu diesen begab sich dann die Procession, und der älteste Pfarrer richtete an sie die Frage: „Habemusne Pontificem?“ — „Non habemus!“ lautete die Antwort, worauf die Procession unter Absingung des Hymnus Veni creator Spiritus ihren Rückzug antrat. Die Scrutinatoren wurden durchs Loos erwählt. Beim vierten Scrutinium fiel das Loos des Vorlesens auf Mastai selbst. Achtzehnmal hatte er seinen Namen gelesen, da wurde seine Aufregung zu groß, als daß er sie hätte bewältigen können. Es überfiel ihn eine Ohnmacht, und er bat darauf das Collegium, statt

seiner einen andern Scrutinator zu bestimmen. Die Cardinäle aber verweigerten es, weil dadurch die Wahl selbst ungültig geworden sein würde. Zwei von ihnen unterstützten den wankenden Mastai, der nun selbst fortfuhr und sechsunddreißigmal seinen Namen ablas. Alle Cardinäle vereinigten sich nach diesem Resultat zur allgemeinen Acclamation. Für die draußen harrenden Prälaten gab nun der älteste Cardinal ein Zeichen mit der Klingel, und sie erschienen am Eingange der Kapelle. Darauf richtete der Cardinaldekan Riario Sforza an Mastai die Frage: „Acceptasne electionem de te factam in summum Pontificem?“ Mastai soll seinen Beichtvater herbeigerufen und gefragt haben, ob er ihm zur Annahme riethe. Eine alte Prophezeiung hat auf jeden der zukünftigen Päpste einen Spruch. Der Beichtvater soll ihm gerathen haben, anzunehmen, aber auch zugleich die für ihn bestimmten Worte jener Prophezeiung hinzugefügt haben: „crux de cruce“. Mastai blickte himmelwärts, antwortete „accepto“, und war somit Statthalter Christi auf Erden. Alle Cardinäle lösen rasch die Schnur von dem gelben Knopf. Die Thronhimmel sinken zusammen, nur der des Papstes bleibt. Man führt ihn auf seinen Sitz, und hier huldigen ihm die Cardinäle zum ersten mal. Die zweite Frage des Cardinaldekans betraf nun den Namen, welchen Mastai sich beilegen wollte. Er wählte den Namen Pius, in Erinnerung an Pius VII., der sein Vorgänger auf

dem bischöflichen Stuhle von Imola gewesen war. Während dies im Conclave vor sich ging, verbreitete sich durch die Stadt ein Gerücht, der Cardinal Ghizzi sei zum Papst erwählt; an Mastai dachte niemand.

Am späten Abend hörten wir mit aller Bestimmtheit, der Jesuitengeneral habe Nachricht von der Erwählung des Papstes bekommen und sei im Quirinal gewesen. Die verschiedensten Vermuthungen über die Person des Neuerwählten wurden aufgestellt, aber den Uneingeweihten blieb die Aufklärung des streng bewahrten Geheimnisses bis zum folgenden Morgen verspart.

Voll Neugier eilten wir am andern Tage frühzeitig nach dem Quirinal. Ich erhielt einen guten Platz, wenn man einen Stehplatz im Freien unter der Gluthitze der Sonne im dichten Volksgedränge gut nennen kann. Die flachen Dächer der umliegenden Häuser waren mit Zuschauern dicht besetzt, alle Fenster angefüllt, Kopf an Kopf standen die Menschen bis in die anliegenden Straßen hinein, denn man hatte abends zuvor als ganz sicher gehört, daß der Papst erwählt sei. Wir warteten länger als eine Stunde. Da hörten wir, wie es jenseit des vermauerten Eingangs zur Loggia anfing zu pickern und zu klopfen. Endlich fiel ein Stein und wieder ein anderer, und bald hatte der arbeitende Maurer ein Loch ausgebrochen, groß genug, daß einige Männer bequem neben einander hindurchgehen konnten. Nun kamen einzelne Cardinäle ab und zu auf die Loggia heraus, um frische

Luft zu schöpfen, grüßten freundlich und gingen wieder; über jeden machten die Römer ihren guten oder schlechten Witz. Als ein Cardinal sein weißes Taschentuch hervorlangte und von der Mitte der Balustrade des Balcons, da wo sich der neue Papst nun bald zeigen sollte, den Staub wegwehte, klatschte ihm das Volk wegen seiner Gentilezza Beifall zu und rief Bravo.

Während die Menge hin- und herschaute, plauderte und lachte, erschien, einige Prälaten im Gefolge, der Cardinaldekan Riario Sforza mit einem großen Actenstück auf der Loggia, und es trat lautlose Stille ein. Mit hörbarer Stimme verlas der alte ehrwürdige Herr, erst in lateinischer, dann in italienischer Sprache, daß die Cardinäle unter dem Beistande des Heiligen Geistes Johann Maria Grafen von Mastai Feretti, Erzbischof von Sinigaglia, zum Papst erwählt hätten, welcher sich den Namen Pius IX. beigelegt habe. Ein ziemlich schwaches Evviva erfolgte auf diese Benachrichtigung. Der Erwählte war den Römern wenig bekannt, auch kam seinen etwaigen Freunden und Bekannten die Wahl zu unerwartet. Es blieb den Zuschauern nicht lange Zeit, sich nach der Person des neuen Papstes zu erkundigen. Das große Kreuz erschien; jeder schwieg und schaute zum Balcon hinauf. Dem Kreuzträger folgten einige Prälaten, dann kam der Papst. In weißem Talar, mit kostbarer über die Schulter nach vorn herunterhängender Stola, die Hände aneinander gelegt, trat Pius IX.

hervor, er schlug die Augen nieder und machte nach drei Seiten hin zum Gruß an die Menge leise Verbeugungen. Als er herauskam, wurde von dem flachen Dache der Gardistenkaserne ein Zeichen mit der Fahne gegeben; da donnerten Kanonenschüsse von der Engelsburg her, und die Glocken Roms erklangen. Es hatte nur eines kurzen Augenblicks bedurft, um in den freundlichen Mienen des Papstes Milde und Wohlwollen zu lesen, da erhob sich der stürmische Zuruf „Evviva il Santo Padre!", die Tücher wehten in der Luft, des freudigen Zujauchzens wollte kein Ende werden. Der Papst trocknete seine Augen und schickte sich an, zum ersten mal sein Volk zu segnen. Alles kniete nieder. Als der Papst den Segen ertheilt hatte und im Begriff stand, unter dem Zujauchzen der Menge sich zurückzuziehen, riefen die Leute von den flachen Dächern der Kaserne und der anstoßenden Häuser mit verständlichen Stimmen: „Santo Padre, la benedizione anche per noi!" Der Papst blieb stehen, schaute zu ihnen hinauf und ertheilte nun nochmals, die Arme hoch erhebend, nach oben hin den Segen. Da brach jubelnder Beifallssturm los, mächtiger erscholl das „Evviva il Santo Padre!" Der Papst zog sich zurück, das Volk jubelte durch die Straßen, wir wandelten schweigsam durch die lärmende Menge unserm stillen Kloster zu, und verrichteten dort gemeinschaftlich ein Dankgebet für die glücklich vollendete Papstwahl.

Am Nachmittag desselben Tags fuhr der Papst in dem Glanze seiner neuen Würde, von Cardinälen zu Wagen begleitet, von der Schweizer- und Nobelgarde umgeben, nach dem Vatican. Der Zug bewegte sich langsam durch die Straßen; die Cardinäle entfalteten allen ihren Glanz und Reichthum, einige ließen ihrem prachtvollen Hauptwagen noch zwei andere herrliche Wagen nachfolgen. Cardinal Micara, der in jeder Sitzung des Collegiums an den Papst ein ceterum censeo richtete, dem Luxus der Cardinäle zu steuern, fuhr in seiner einfachen roth angestrichenen Droschke. Die prachtvollste Carrosse aber war die des Heiligen Vaters selbst. Ein großer Sitz, überzogen mit rothem Sammt, der an den Seiten weit herunterhängt und dichte, reiche Goldstickerei zeigt, ist der Bock für den Kutscher und einen Lakaien. Sechs schwarze Rappen in glänzenden Schabracken zogen den Wagen, der ganz mit Gold überdeckt ist. Vier große metallene und vergoldete Vasen stehen auf den vier Ecken des Kutschenhimmels, dahinter statt der Lakaien drei vergoldete Engel, welche die Tiara tragen. Dieser Wagen ist auf Befehl des prachtliebenden Papstes Leo XII. gebaut und soll 30000 Thaler gekostet haben. Ich schaute den Zug von dem freien Platze vor unserer Kirche aus mit an, und kniete in tiefer Ehrfurcht nieder, als der päpstliche Wagen sich näherte, und der Heilige Vater, der von seinem Sitze aus unablässig nach beiden Seiten hin segnete, auch über uns die Hände erhob.

Die großen weiten Glasfenster des Wagens ließen uns deutlich in das Innere desselben blicken, in welchem, dem Papst gegenüber, auf der Rückbank noch zwei Cardinäle saßen. Der Papst schaute sein Volk mit freundlichem Lächeln an, dem niemand widerstehen konnte; er hatte einnehmende Gesichtszüge, große freundliche Augen, rothe Lippen und Grübchen in Wangen und Kinn. Ich sagte bei der Rückkehr ins Kloster zu meinem Bruder: „Es ergreift einen wie mit überirdischer Macht, wenn man zum ersten mal den Heiligen Vater in seiner vollen Würde und Pracht sieht.“ Die zweite Huldigung der Cardinäle erfolgte noch an demselben Tage in der Sixtinischen Kapelle; die dritte in St.-Peter, wohin der Papst vom Vatican aus über die Scala Regia getragen wurde. Ich folgte dem Zuge nicht weiter. Aber einige von uns, welche mit in St.-Peter waren, erzählten nachher, wie man den Papst dort auf den Hauptaltar gesetzt habe, und wie dann die Cardinäle ihm feierlich gehuldigt und den Eid der Treue geleistet hätten. Die Cardinäle küssen erst den Pantoffel, dann die Knie des Papstes, dann umarmt er sie und küßt sie auf beide Wangen; die übrigen huldigenden Prälaten werden zum Fußkuß und demnächst zum Handkuß zugelassen, die Pönitentiare nur zum Fußkuß. Am folgenden Sonntage fand in St.-Peter die feierliche Krönung des Papstes und die erste große Pontificalmesse statt. Von den dabei üblichen Ceremonien hebe ich nur eine hervor. Dem mit

sämmtlichen Insignien seiner Würde bekleideten Papste tritt ein Cardinal mit einem kleinen Bündel Werch in der Hand entgegen, zündet dies Werch an der Kerze des Sakristans an und bläst das Aufflackernde in die Luft mit den Worten: „Sancte Pater, sic transit gloria mundi.“ Am Abend wurde ganz Rom und die Peterskirche beleuchtet, und fröhliches Leben wogte durch die Stadt.

Sechzehntes Kapitel.

Pio nono.

Der Jubel, welcher sich bald nach der Ernennung des Cardinals Mastai Feretti zum Papste kund gab, war unbeschreiblich; ein freudiges Fest, eine Ovation folgte der andern; der Name Pio nono ertönte von Aller Lippen und war auf tausend und aber tausend Emblemen zu erblicken.

Der erste feierliche Act, welchen der Papst als weltlicher Beherrscher Roms auszuüben pflegt, ist die Besitznahme des Laterans. Diese Festlichkeit verzögerte sich damals aus mir unbekannten Gründen etwas lange; erst einige Monate nach der Thronbesteigung fand sie statt, war aber äußerst prunkvoll. Der glänzende Zug setzte sich vom Quirinal aus in Bewegung. Vorauf ritten Dragoner und Carabinieri, dann der Chef der Nobelgardisten mit einigen Mannschaften dieser Truppe, darauf die Ceremonienmeister und Camerieri segreti des Papstes in rothseidenen Gewändern. Daran reihten sich die Kammerherren, die Cavalieri di spada e cappa, die

Hausprälaten u. s. w. Die in schwarze spanische Tracht gekleideten Ritter nahmen sich gut aus, sowie die in lange rothe Gewänder gehüllten Prälaten, deren wol einige dreißig zu Pferde saßen. Dann folgte der Schweizerhauptmann in Helm, Panzer, Panzerhemd, rothsammtnen Kniehosen und Stulpstiefeln; die schönen Pferdegeschirre, die gestickten Schabracken, die Steigbügel, die breiten Gebisse in vergoldeter, durchbrochener Arbeit waren prächtig anzusehen. Die Schweizergardisten in Helm und Panzer mit ihren Hellebarden gingen zu Fuß; hinter diesen ritt auf einem Maulesel der Kreuzträger mit dem großen Kreuze, dem einige Dutzend galonnirte Bediente zu Fuß folgten. Dann kam der Heilige Vater in demselben prachtvollen Galawagen, in welchem er auch nach St.-Peter fuhr; wir knieten nieder, freundlich segnete er nach beiden Seiten hin. Der Wagen war von 18 Schweizergardisten zu Fuß und 10 Nobelgardisten zu Pferde umgeben, acht Rappen zogen ihn. Darauf folgten 37 Bischöfe zu Pferde. Es gewährte einen eigenthümlichen Anblick, viele dieser alten, ergrauten Kirchenfürsten auf den von ihren Bedienten geführten Rossen sich mühevoll aufrecht halten zu sehen, während jüngere froh dareinschauende Herren ihre Pferde muthig tummelten. Der Zug der Bischöfe war majestätisch, die violetten Talare wallten bis fast zur Erde hernieder; unmittelbar hinter ihnen ritten 27 Nobelgardisten, dann folgten noch zwei Galawagen des Papstes,

darauf kamen wieder Abtheilungen der Carabinieri und Dragoner, dann nochmals zwei Galawagen, unbesetzt wie die vorigen, Pioniere, Trommelschläger, das aus 40 Mann bestehende Musikchor, der General, die Offiziere und ein Corps Infanterie, darauf Artillerie mit Kanonen. Die verschiedenen Truppenabtheilungen führten alle ihre Fahnen oder Standarten mit sich.

Die Cardinäle hatten sich bereits früh morgens nach dem Lateran begeben, um den Papst daselbst zu empfangen. Ich ging dem Zuge nicht nach, wie mehrere meiner Mitschüler thaten. Von ihnen hörte ich hernach, wie der ganze Weg zum Lateran geschmückt, die Kirche selbst mit passenden Inschriften versehen und inwendig mit seidenen und damastenen Teppichen behängt war; die Straße unmittelbar vor dem Lateran, dessen Umgebung ziemlich öde ist, hatte man besonders aufgeputzt. Auch hatte ein vornehmer Römer an der Fronte seiner dort liegenden Besitzung eine Façade errichten lassen, deren Nischen mit passenden Statuen geschmückt waren; auf dem Gesims der Façade standen verschiedene Figuren, unter andern die wieder erwachende Roma. Erst nach mehreren Wochen wurde dies mit vielen Kosten aufgeführte Gebäude wieder abgebrochen.

Eine unzählige Volksmenge begleitete den Papst auf seinem Zuge, und das „Evviva Pio nono", welches um diese Zeit bereits dem früher üblichen Ruf „Evviva il Santo Padre" Platz gemacht hatte, erscholl ohne Auf-

hören. Der Zug bewegte sich am Fuße des Capitols vorbei über das Forum und dann auf der alten Via Sacra am Colosseum vorüber zum Lateran. Mitten auf dem Forum am Triumphbogen des Titus wurde halt gemacht. Hier an diesem Erinnerungszeichen der Zerstörung Jerusalems, an diesem Bogen, dessen Nähe der Jude sonst meidet, stand der Vorschrift gemäß der Rabbiner mit den Aeltesten der Synagoge. Spott und Hohn, mit welchem der Italiener auch das Unglück nicht verschont, wurden dieser armen Deputation seitens des Volks hinlänglich zu Theil. Vor dem Wagen des Papstes niederknieend reichte der Rabbiner die Thorschlüssel des Ghetto hin, und bat den Heiligen Vater, ihm und seinen Judengenossen auch unter seiner Regierung die Bewohnung desselben zu gestatten. Als Zeichen der Bewilligung schob der Papst mit abwehrender Hand die Schlüssel zurück, und unter einigen Verclausulirungen wurde ihnen ihre Bitte gewährt. Zu diesen Clauseln gehört auch, daß sie sich beim päpstlichen Senat abzufinden haben. Die Juden schlichen von dannen. Die Demüthigung, welche ihrer am folgenden Tage auf dem Capitol harrt, ist noch größer. Vor dem auf erhabenem Sitze thronenden Senator, welcher von andern Würdenträgern und seinen Bedienten umgeben ist, erscheint die Deputation der Juden; am Eingange des Empfangsaals knien sie nieder. Der Rabbiner, immer doch schon ein Greis, tritt vor zum Senator und bittet

ihn ebenfalls auf seinen Knien, den Juden den Aufenthalt im Ghetto zu gestatten. Die Erlaubniß wird alsdann unter Ermahnungen und unter Auflegung einer Jahressteuer ertheilt. Der Rabbiner bietet dem Senator ein Geschenk an, dessen Annahme verweigert wird; die Abgabe erfolgt aber dennoch im Vorzimmer an den Bedienten. Zum Zeichen der Entlassung gibt der Senator dem Rabbiner einen leisen Fußtritt, und die Deputation überbringt der im Ghetto harrenden Judenschaft die Nachricht, daß sie in Rom bleiben könne. Pius IX. hat diesen Tritt und andere demüthigende Ceremonien zwar abgeschafft, allein die Juden werden in Rom doch immer noch so gedrückt und von dem Volke verachtet, daß ihre Stellung bemitleidenswerth ist. So hatten sie z. B. die Preise bei den Pferderennen am Carneval zu entrichten; eine bestimmte Anzahl mußte jeden Sonnabend in der beim Ausgange des Ghetto an der Tiber liegenden Kirche erscheinen, um der Predigt oder der Katechese eines Kapuzinerpaters beizuwohnen. Wenn man auch wenig von Bekehrungen hörte, die päpstliche Regierung, nicht nur für das zeitliche, sondern auch für das ewige Wohl ihrer Unterthanen besorgt, hatte doch ihre Pflicht erfüllt, und der Jude konnte sich nicht mit Unkenntniß entschuldigen. Bei Gelegenheit einer Staatsanleihe bewirkte das Haus Rothschild, daß diese Misbräuche aufhörten; wir fanden damals gegen solche Härte nichts zu erinnern. Daß der Jude aber beim niedern Volke trotz aller Reformen verachtet bleibt, hat

seinen Grund in dem Unterricht und der Erziehung des letztern durch Priester und Mönche, die ich meistentheils von einem glühenden Hasse wider die Juden erfüllt gefunden habe, wenngleich sie im übrigen mildern und sanftern Charakters waren. Einem alten Pater unsers Hauses machte es viel Spaß, wenn er des Uebermuths gedachte, mit dem der Senator vor einiger Zeit die Judenschaft behandelt hatte. Der Rabbiner mit seinen Aeltesten bat ihn um die Erlaubniß, auf der Synagoge oder der Schule einen kleinen Thurm mit einer Uhr errichten zu dürfen. Der Senator be- willigte die Erbauung desselben gegen eine hohe Abgabe, und schrieb ihnen die Form vor, die einem Schornstein nicht unähnlich sah. Die Juden bauten, brachten die Uhr an, und zum ersten mal erschallte im Ghetto der Klang einer Glocke, welche die Stunden anzeigte. Sofort schickte der Senator seine Bedienten ab und ließ den Rabbiner vorladen. Er erschien, und jener machte ihm in derben Worten die bittersten Vorwürfe über die Kühnheit, daß er ohne eingeholte Erlaubniß die Uhrglocke habe schlagen lassen. Der Rabbiner glaubte, wenn er eine Uhr anbringen dürfe, so könne er sie auch schlagen lassen, wurde aber eines andern belehrt; das Ende des Verfahrens war, daß er eine Strafe zahlen und für die Erlaubniß des Glockenschlagens eine neue Steuer bei seiner Gemeinde auftreiben mußte. Ich bin häufig am Ghetto vorbeigegangen, aber durch das eiserne Thor, welches, wenigstens unter Gregor's Regierung, in der

Abendzeit geschlossen wurde, in diese schmuzigen Gassen hinein habe ich mich nie gewagt.

Auf dem Lateran wurde Pius von den Cardinälen empfangen, dann begann die kirchliche Feier, welche der Segen von der Loggia des Laterans beschloß. In ähnlicher Weise, wie er gekommen, ging der Zug unter den Jubelrufen des begleitenden Volks zum Quirinal zurück.

Bald nach seiner Thronbesteigung war Pius der gefeiertste und populärste Mann Roms. Wir verehrten ihn freilich nur als den Heiligen Vater und Stellvertreter Christi, und freuten uns des Jubels, dem das Volk ihm entgegenbrachte, ohne zu ahnen, daß nicht religiöse, sondern politische Motive bei diesem vorwiegend waren. Pius zeigte gegen die Jesuiten gerade keine Abneigung, allein die erwartete Zuneigung blieb auch aus. Während uns daher die Väter Ehrfurcht gegen ihn einprägten, ließen sie doch oft ein verstecktes Misbehagen über ihn und seine Regierungsweise erkennen, sowie ihnen auch die unaufhörlichen und maßlosen Ovationen verdächtig vorkamen. Ich entsinne mich, daß mir ein Jesuit in den ersten Monaten der Regierung des neuen Papstes sagte: „Man macht soviel Aufhebens von diesem Manne, doch kommt einem der Jubel der Menschen, die ihn bisher gar nicht gekannt haben, sonderbar vor. Was hat er denn gethan, daß man ihn so feiert und erhebt? Wir müssen erst abwarten.“ Im allgemeinen blieb uns die Kenntniß der politischen Lage des Kirchenstaats

fremd, und erst dann, als die Wogen verderbenbringend an die casa professa di Gesù anschlugen, sahen auch wir die Nähe und den Umfang der Gefahr.

Die Zimmer, in welchen Pius für gewöhnlich zu verweilen und zu arbeiten pflegte, waren sehr einfach, und sein ganzer Haushalt bescheiden eingerichtet. Man war voll des Lobes seiner Anspruchslosigkeit. Ich habe das Arbeitszimmer einmal betreten: über einem Schreibpult hing ein Crucifix; ein weiter mit Damast ausgeschlagener Sessel war für den Papst bestimmt, einige wenige Stühle standen an den Wänden umher; das war die ganze Ausstattung der Stube.

Von seiner Mildthätigkeit, mit welcher Pius die leutseligste Herablassung verband, erzählte man sich gleich anfangs viel Schönes; bald war er tröstend oder Almosen spendend in diesem bald in jenem Quartier der Stadt, in diesem oder jenem Hospital gewesen, oft als einfacher Priester gekleidet, um unerkannt zu bleiben, was ihm aber nicht immer gelang. In solchen Fällen begleitete ihn das Volk unter Jauchzen und Jubelruf zum Palaste zurück und harrte dort so lange, bis er dem tausendfachen Rufe „Santo Padre, la benedizione!" willfahrend auf der Loggia erschien und den niederknienden Römern seinen Segen ertheilte. Folgender Vorfall, an dessen Wahrheit ich zu zweifeln keinen Grund habe, ist mir von einem Augenzeugen erzählt worden. In der Nähe des Ghetto sah der Papst einst von seinem Wagen aus

einen greisen Mann bleich und kraftlos auf dem Pflaster liegen. Sofort mußte angehalten werden; Pius stieg aus und war im Begriffe, sich dem Manne zu nähern. Da rief die ihn umgebende Volksmenge: „Santo Padre, non c'é niente; é un Ebreo!" Entrüstet wies Pius diese Unbarmherzigkeit zurück, erinnerte an den Samariter und ging auf den Unglücklichen zu, ihn empor zu richten. Nun regten sich natürlich mehr Arme, als zur Hülfe nothwendig waren, trugen auf Befehl des Heiligen Vaters den alten schwachen Juden in den päpstlichen Wagen, und hinein fuhr man in den engen schmuzigen Ghetto bis zur Wohnung des Kranken. Pius verweilte dort, bis der Ohnmächtige wieder zu sich gekommen war, und beschenkte ihn und seine Familie reichlich.

Ein Kärrner aus dem den Stadttheil dei Monti bewohnenden niedrigsten Volke hatte das Unglück, sein altes Roß zu verlieren. Er eilte zum Quirinal und rief den Papst, als dieser zum gewöhnlichen Spaziergange auf der Treppe erschien, laut an. Pius befahl, den Mann vorzulassen. Der Kärrner fiel ihm zu Füßen, erzählte sein Unglück, und bat um Ersatz durch eins der ausrangirten Pferde des päpstlichen Marstalls. Der Papst lächelte, gab ihm einige Goldstücke und befahl das gewünschte Pferd zu bringen. Der Arme hatte solch ein ausgezeichnetes Thier noch nie besessen. Er schwang sich darauf und galopirte, die Goldstücke in der Hand emporhaltend, jubelnd in sein heimisches Stadtviertel.

Ich sah ihn in höchst aufgeregtem Zustande unter dem anhaltenden Rufe „Evviva Pio nono!“ daherreiten und ließ mir seine Geschichte erzählen. Das ganze Quartier gerieth mit in freudige Bewegung und zog zum Quirinal, um sich den Segen des gütigen Santo Padre zu erbitten, den es auch erhielt.

Besonderes Interesse für Pius nahmen auch die Frauen, und mehr als einmal hörte ich die Damenwelt dem Papste, wenn er auf seiner Runde durch die Stadt etwas angegriffen aussah, die Worte zurufen: „Heiligster Vater, sorgen Sie für Ihre Gesundheit!“ Pius war rücksichtsvoll genug, den Frauen an einem bestimmten Tage in dem wundervollen Lusthause des Gartens am Quirinal Audienz zu geben. Niemals konnte er seinen Palast verlassen, ohne daß eine Volksmenge ihn empfing und ihm nacheilte unter den Rufen „Evviva Pio nono!“, „Evviva il padre della patria!“, „Evviva il padre della carità!“ Eines Tags hatte sich in Trastevere die Nachricht verbreitet, Pius sei erkrankt; dabei klangen schon Andeutungen durch, als wenn seine Gegner, namentlich auch die Jesuiten, ihm nach dem Leben trachteten. Das ganze, von gewöhnlichem Volke dicht bewohnte Stadtviertel gerieth in große Bewegung. Man wollte in corpore zum Quirinal; indessen bedeutete ein Volksredner die erregte Masse, ein so zahlreicher Besuch bei einem Kranken gezieme sich nicht. Die in solchen Dingen taktvollen Italiener gaben sich zufrieden, und es wurde eine einfache

Deputation abgeschickt, um sich nach dem Befinden des Heiligen Vaters zu erkundigen. Dieselbe sollte anfangs nicht vorgelassen werden, dadurch wurde man aber in der Meinung bestärkt, der Heilige Vater sei krank, und um so größer ward das Verlangen, vorzukommen. Der Papst, dem die Sache endlich mitgetheilt wurde, gab sofort Befehl, die Gesandten einzulassen. Nachdem sie sich von dem Wohlsein des Heiligen Vaters, der sie aufs gnädigste empfing, überzeugt hatten, entfernten sie sich mit großer Genugthuung, nicht ohne ihn zuvor versichert zu haben, daß, wenn er ihrer bedürfe, sie, wie alle ihre Kameraden in Trastevere, jederzeit bereit seien, mit Gut und Blut für die Wahl des geliebten Padre della patria einzustehen.

Die sich steigernde Begeisterung für den Papst zu beschreiben, reicht meine Feder nicht hin. Verließ er die Stadt Rom, so umlagerten Tausende der Außenbürger seinen Wagen, der sich in dem dichten Gedränge unter nicht endenden Evvivarufen nur langsam fortbewegen konnte. Kehrte er aber nach einer kurzen Abwesenheit außerhalb Roms nach der Hauptstadt zurück, so besetzten Carrossen, Reiter und Fußgänger ohne Zahl die Landstraße. Als er einst von einem Ausfluge nach Albano kam, eilten ihm gegen dreitausend Menschen aus den verschiedensten Ständen entgegen, darunter auch wir. Sobald er erschien, wurden die Taschentücher von allen geschwungen, die welche hatten; da die unserigen blauleinen

waren, zogen wir es vor, uns nicht an diesem Act zu betheiligen. Als nun Pius gar das Amnestiedecret publicirte, war des Jubels kein Ende. Die großen Maueranschläge innerhalb der Stadt, welche den Römern die Gnadenhandlung kund thaten, wurden bekränzt; vor jedem Placat stand ein Volkshaufe; gegen Abend war allgemeine Illumination. Es mochte um 9 Uhr sein, als ein großer Zug an unserer Wohnung vorbei dem Quirinal zueilte. Dort riefen sie so lange, bis der Papst auf dem Balcon erschien und sein dankbares Volk segnete. Dieser Züge kamen noch mehrere und stets zahlreichere, sodaß der Papst, wie man uns erzählte, noch zweimal, um 10 und um 11 Uhr genöthigt wurde, zu erscheinen. Das letzte mal soll ganz Rom auf den Beinen gewesen sein, Fackeln und bengalisches Feuer erleuchteten den Platz. Wo der Papst sich in den nächsten Tagen sehen ließ, besonders auf dem Corso, da waren alle Häuser mit Teppichen und Fahnen, mit Blumen und Inschriften geschmückt. Ja als er drei oder vier Tage später von einer Feier in der Missionskirche zum heiligen Vincenz nach dem Quirinal zurückkehren wollte, war ich Zeuge, wie eine Menge junger Männer erst knieend ihm den Weg versperrte, dann die Pferde ausspannte und den Wagen selbst zog. Pius rief zwar „No, no, siete i figli miei!“, aber sein Sträuben half nichts. Er weinte vor Rührung, segnete das Volk links und rechts vom Wagen aus und gelangte

unter einem wahren Blumenregen in seinen Palast zurück.

Einmal hatte man an dem Ausgange des Corso, nach der Piazza del popolo hin, einen schönen Triumphbogen errichtet und unter dem Hauptdurchgange einen Teppich von Blumen gestreut; Pius kam von einer Reise und mußte diesen Weg passiren. So drängte eine Huldigung die andere; die Römer waren unermüdlich, und unstreitig herrschte in allem eine nicht zu verkennende planmäßige Ordnung. Das Volk war trunken, denn seine schönsten Hoffnungen knüpfte es an Pius IX. Auch uns ergriff Begeisterung, die freilich anderer Art war und mehr in Pius persönlichen Eigenschaften ihren Grund hatte. Man brauchte ihn nur zu sehen, um für ihn eingenommen zu werden; zwar war er nicht wie Gregor majestätisch und würdevoll, allein dafür fehlten ihm auch die finstern Züge seines mönchischen Vorgängers. Wenn ich, wie es öfter geschehen mußte, vor ihm niederkniete, mich hinabbeugte, um ihm den Pantoffel zu küssen, er mich dann mit den dargehaltenen Rosenkränzen und Medaillen segnete, und ich wieder zu ihm aufschaute, in das Gesicht voll Milde und die Augen voll Freundlichkeit, so steigerten sich meine Ehrfurcht und Liebe immer mehr. Wie erfreut ging man von dannen, wenn er herablassend fragte, aus welchem Lande man sei, ob man noch Aeltern habe und dergleichen, und einen dann freundlichst entließ! So beauftragte er mich einmal,

meiner Mutter zu schreiben, daß er sie segne, womit immer Ablaß verbunden ist; ein ander mal erhob er lächelnd den Finger, als ich auf seine Frage nach meinem Vaterlande antwortete, ich sei ein Preuße, und sagte: „Ah, Prussiano, Prussiano!“ — Preußen, der Hort des Protestantismus ist nicht besonders gut in Rom angeschrieben.

Das schönste Schauspiel für mich war es, als einmal der Papst nach der Rückkehr von seinem Landsitze Castel Gandolfo auf dem Quirinal das Volk segnete. Die Menge hatte ihn eingeholt und lagerte vor dem Palaste. Alle Fenster, ja die flachen Dächer der den Platz begrenzenden Häuser waren dicht besetzt. Tausendfaches Glockengeläute von allen Thürmen Roms verkündete die Wiederkunft des Heiligen Vaters nach längerer Abwesenheit. Das Volk rief sein „Santo Padre, la benedizione!“ Der Papst erschien mit seinen Klerikern. „Ai ginocchi!“ hieß es, alles sank auf die Knie, und lautlose Stille herrschte über der Menge. Die Sonne war bereits untergegangen, und die Dämmerung eingetreten. Der Papst sang mit lauter Stimme die Einleitungsworte zum Segen, welche von der ihn umstehenden Geistlichkeit beantwortet zu werden pflegen. Als er das Adjutorium nostrum in nomine Domini beendigt hatte, da sang das gesammte Volk wie aus einem Munde: „Qui fecit coelum et terram.“ Der Papst: „Sit nomen Domini benedictum.“ Das Volk:

„Ex hoc nunc et usque in saeculum.“ Und als nunmehr der Papst die ausgebreiteten Arme zum Segen erhob, fielen die Strahlen eines bereit gehaltenen farbigen Feuers, das am Fuße der Pyramide gegenüber der Loggia des Palastes angebracht war und von einer spiegelnden Metallfläche zurückgeworfen wurde, in magischem Scheine auf den Segnenden, wie er eben die Schlußworte sprach: „Benedicat vos (Kirchenlatein) omnipotens Deus Pater et Filius et Spiritus sanctus“, worauf das Volk mit „Amen!“ antwortete. Einen Augenblick herrschte wieder Stille, der Papst verneigte sich und kehrte zurück; da brach ein stürmisches „Evviva Pio nono!“ los, und die Menge verließ jubelnd aber in Ordnung den monte Cavallo.

Wir eilten nach Hause, denn wir waren schon etwas über die gesetzliche Zeit ausgeblieben. Ich äußerte unverhohlen meine volle Begeisterung, indem ich einem alten Jesuitenpater die Feierlichkeit, welche ich angesehen hatte, in lebhaften Ausdrücken beschrieb. Der Pater blieb sehr kalt dabei, lächelte bitter und sagte: „Non si sa ancóra il fine.“ Ich wurde sehr unwillig und hielt diese Aeußerung dem Alter des Mannes zugute, der in Spanien trübe Revolutionstage mit durchgemacht hatte und von Madrid unter Lebensgefahr geflüchtet war. Es konnte uns indessen nicht entgehen, daß die Männer, welche jetzt in Rom an der Spitze der Regierung standen, bei den Jesuiten nicht gut angeschrieben waren;

auch gab sich eine Abneigung des Volks wider die letztern kund, die sich von Tag zu Tag steigerte. Die Jesuiten hatten schon bei Gelegenheit des Aloysiusfestes eine große Feier zu Ehren Pius IX. im römischen Collegium veranstaltet, bei welcher der Papst auch erschien, das Volk aber nur sehr schwach vertreten war, denn man hielt die Väter für Feinde der Amnestie. Von diesem Verdachte wollten sie sich reinigen und veranstalteten in der Kirche desselben Collegiums eine Akademie zu Ehren der von Pius erlassenen allgemeinen Begnadigung. Die Feier war in der That eine würdige. Auf hoher Tribüne vor einem großen Teppich, der wie gewöhnlich vom Gewölbe herabhängend den Chor nebst dem Hochaltar verhüllte, saßen die zu Vorträgen erwählten Zöglinge des römischen Collegiums vom Sextaner an bis zum Studirenden der Theologie; an der Seite waren Sixtinasänger aufgestellt. Jene hielten in ihren verschiedenen Muttersprachen theils poetische, theils prosaische Lobpreisungen auf den Papst; da gab es italienische, französische, englische, schottische, irische, holländische, deutsche, ungarische Vorträge, unterbrochen von den Gesängen der Sixtina, deren Text ein Jesuit gedichtet und der Kapellmeister unserer Kirche in Musik gesetzt hatte. Die Lehrer und übrigen Schüler saßen auf Bänken der Tribüne zunächst, der Rest des Mittelschiffs sowie die beiden Seitenschiffe waren für die Zuhörer aus dem Volke bestimmt. Die italienischen Redner zeichneten sich am meisten aus;

der Wohlklang ihrer Sprache, die lebendige und ungezwungene Gesticulation machte den angenehmsten Eindruck. Lebhaft im Gedächtniß ist mir noch der Vortrag eines italienischen Gymnasiasten von zwölf bis vierzehn Jahren. Er declamirte sein Gedicht unter lebhaftem Applaus der Zuhörer, und elektrisirte uns alle gleich mit dem ersten Verse. „Il Perdono“ hatte er es betitelt:

Perdono, Perdono,
Assisa sul trono
Clemenza sovrana,
Perdono gridò.
Clemenza la figlia
Più bella di Dio
Nel cuore di Pio
Possente regnò etc.

Auch die Gedichte der Jesuiten, welche von den Sixtinasängern vorgetragen wurden, waren gut. Ich entsinne mich der ammistia.

Siam' fratelli! Un lignaggio, un riscatto
Suggelar' d'ammistade il gran patto
Perche fremi o cuor', nato ad amar! etc.

Das Ende der Feier bildete der Gesang des „Inno alla religione“:

Irosa, blasfema, dell' empio la voce
Te disse crudele, Te disse feroce;
Ma stolta in sua rabbia mentia l'empietà
Inerme Tu vinci, inerme Tu regni
Tu sola fra i dritti vendetta non segni
Tu sola riveli un Dio carità.

Der Schlußvers lautete:

Evviva l'augusto mitissimo Pio
Ha l'opere, quai l'ebbe l'agnello, che è Dio;
Ne infiora la terra, inserranne il ciel!

Die Akademie war vollendet und hatte auf uns einen in ihrer Art würdigen und gelungenen Eindruck gemacht; aber als wir in die Kirche hinabblickten, in welcher sich außer uns höchstens zehn Zuhörer eingefunden hatten, mußten wir bedauern, einen solchen Aufwand mit so geringem Erfolge verthan zu sehen. Die Jesuiten waren ungehalten über die Theilnahmlosigkeit, deren Grund ihnen nicht unbekannt sein konnte. Sie erkannten jetzt, daß Absicht darin lag. Die obern Mitglieder des Ordens schwiegen, die niedern machten ihrem Unmuthe offen Luft.

Während wir in unsern Collegien ruhig und sorglos den üblichen Studien oblagen, bereiteten sich die Ereignisse rasch vor, welche den Jesuitenorden sprengten und den Papst schließlich zur Flucht von Rom veranlaßten. Der berühmte genuesische Abbé Gioberti, einst ein intimer Freund und Parteigänger der Jesuiten, schrieb seine Prolegomena zu einem kirchengeschichtlichen Werke, welches an sich unbedeutendere Erfolge hatte, als die auch für Laien verständliche in klarer und gewandter Sprache verfaßte Vorrede. Sie versetzte damals den Jesuiten in Italien den geistigen Todesstoß. Das Buch wanderte in vielen Exemplaren von Hand zu Hand, die Parteiführer bearbeiteten das Volk, und die feindselige Stimmung des

letztern brach oft in höhnende und fluchende Zurufe aus. In unserm Hause verfaßten ein Jesuit aus Neapel und der Franzose Cretino Joli eine Widerlegung, wobei ihnen die umfangreiche Bibliothek zu Gebote stand; der Erfolg davon ist bekannt. Die Schriften von Gioberti blieben uns fremd, während uns die Entgegnungen mitgetheilt wurden. Um diese Zeit hielt sich auch der von seinen liberalen Ideen bekehrte sanfte Silvio Pellico, ein kleiner unansehnlicher Mann, einige Tage in unserm Kloster auf. Ich habe ihn öfter gesehen, aber nicht gesprochen.

Die Anzeichen einer bedenklichen Bewegung wurden immer deutlicher; der Staatssecretär Lambruschini mußte von Rom flüchten und eilte nach Civita-Vecchia; Antonelli, damals liberal und von den Jesuiten gehaßt, wurde der vertrauteste Rathgeber des Papstes. Für uns war die Sache des Jesuitismus mit der Sache der Kirche gleichbedeutend, darum trauerten wir; indessen wurde uns doch die Lage so dargestellt, als ob ernste Gefahr nicht zu besorgen sei. Zu Anfang des September 1847, ehe wir nach San-Pastore abgingen, schrieb ich noch meiner Mutter, sie habe nicht Grund zu irgendwelcher Furcht, und wenn sie von Unruhen und Revolution u. s. w. höre oder lese, so möchte sie das unter die vielen Unwahrheiten rechnen, welche inländische und ausländische Zeitungen ihren Lesern aufzutischen pflegten. Mittlerweile begannen die kriegerischen Regungen Sardiniens gegen Oesterreich. Unsere Bil-

leggiatur verfloß in gewohnter Weise; wir erholten uns fern von Rom und trieben unsere Spiele nach wie vor. Selbst einige Lieder, in welchen die ersten revolutionären Andeutungen vorkamen, wurden dann und wann harmlos und ungestört von uns gesungen. Ich hatte von einem Schotten den Text eines solchen erhalten; die Melodie, welche wir in Rom täglich hörten, wurde bald gemerkt. Während unsers ländlichen Aufenthalts besuchte ich mit einigen Gefährten einmal ein Benedictinerkloster; der alte Abt hatte von den Bewegungen in Rom erfahren, er wünschte einen von den inni al Pio nono kennen zu lernen, und ich begann das von Sterbini gedichtete Lied zu singen. Gleich bei den ersten Worten: „Scuoti o Roma la polver' indegna" unterbrach er mich: „Ma che! ma che! che polver' indegna! che polver' indegna!" Dieser damals in Rom sehr übliche Volksgesang tauchte zuerst bei Uebersendung einer Bruderfahne auf, welche die Bologneser den Römern schickten:

Scuoti o Roma! la polver' indegna
Cinge il capo d'alloro, d'olivo,
Il tuo canto sia canto giulivo
Di tua gloria la luce tornò.
Quell' vesillo che Felsina*) invia
E' di pace l'augurio beato,
E' il fraterno vesillo spiegato,
Che superbo sul Tebro s'alzò.

---

*) Bologna.

Delle trombe guerriere lo squillo
Di Quirino la prole destò
Salutiam' il fraterno vesillo
Che superbo sul Tebro s'alzò: Evviva!

Sotto le ali d'un aquil altera
Che l'aspetta sul colle Tarpejo
E vicino di Mario al trofeo
Quel vesillo spiegato starà.
Ma nell'ora d'infausto periglio
Contro l'ira d'un perfido fato
Quel vesillo fraterno spiegato
La speranza di Roma sarà.
Delle trombe etc.

Dio possente, che muovi la terra,
Come foglio rapito dal vento
Tu spavento tu fulmin' in guerra
Dituoi figli la gloria sei Tu.
Dio possente il tuo popol' difendi
Tu di Pio lo cuopri col manto
Tu di santo valore l'accendi,
Tu ridesta di patria virtù.
Delle trombe etc.

Als wir von der Villa nach Rom zurückkehrten, fanden wir die Verhältnisse bedeutend geändert. Die Bürgergarde war organisirt, und ich entsinne mich noch recht gut, wie Pius zum ersten mal statt von seinen Klerikern von Gardisten umgeben auf der Loggia erschien. Von der eigentlichen Tendenz der Bewegung erfuhren wir nicht viel; indessen entging es uns nicht, daß die Jesuiten bedenkliche Miene machten. Am Neujahrsnachmittag pflegte der Papst in al Gesù dem Tedeum beizuwohnen;

es hieß diesmal, er sei unpäßlich und würde nicht erscheinen. Die Jesuiten äußerten ganz offen, es sei nichts als Intrigue der Demokraten, die das Ausbleiben des Heiligen Vaters dem Volke gegenüber als eine Desavouirung ihres Ordens auslegen würden. Einige glaubten, die Aerzte seien mit in diesen Plan eingeweiht und hätten den Papst absichtlich krank gemacht. Einem sicilianischen Jesuiten, der aus früherer Zeit mit Pius befreundet war, gelang es, sich Zugang bei ihm zu verschaffen; er stellte ihm das Bedenkliche seines Ausbleibens vor, und Pius entschloß sich, zu kommen. Er sah angegriffen aus. Die Bürgergarde begleitete ihn und hielt an dem Eingange des Hauses und der Kirche Wacht. Nach der Feier gab er in der kleinern Aula Audienz und ließ die Anwesenden nebst uns zum Fußkusse zu. Die Jesuiten hatten einige Erfrischungen aufgesetzt und wollten, daß auch die Bürgergarde an dem Mahle theilnehmen möchte. Auf ihre Einladung erwiderte dieselbe ablehnend, sie wollte das Haus der Jesuiten nicht betreten. Wir langten um so tapferer zu; die Jesuiten waren verdrießlich.

Nun wurde die Aufregung immer größer; wir hatten einen schlimmen Stand, nicht blos als Zöglinge der infami Gesuiti, sondern auch als maledetti Tedeschi, denn der Italiener unterschied uns nicht von den verhaßten Oesterreichern, deren höchstens acht unter uns sein mochten. Daß man geistliche Personen auf der

Straße verhöhnte, war in Rom eine unerhörte Sache. Wir mußten es jetzt oft erfahren, denn wir wurden auf unsern Spaziergängen beschimpft, und nicht selten erging, da alles in Rom dreifarbige Bänder oder Cocarden trug, in frechem Tone an uns die Aufforderung: „Mettete gli cocardi!" Wir sahen oft auf den Straßen, wie die Professoren der Sapienza und andere Säculargeistliche mit den Leuten aus dem Volke fraternisirten und reihenweise Arm in Arm mit ihnen zum Quirinal zogen. Wir folgten nicht mehr dahin, denn es war klar, daß es sich dort nicht mehr um die Verehrung des Stellvertreters Christi auf Erden handelte. Der irische Agitator O'Connell war damals gestorben und hatte den Wunsch geäußert, sein Herz möge nach Rom gebracht und dort in der Kirche Andrea della Valle bestattet werden. Mit ungeheuerm Gepränge wurde die das Herz enthaltende Urne nach der Kirche getragen, und eine unabsehbare Volksmenge ging mit. In der Kirche war ein großer Katafalk errichtet; nach Abhaltung der Seelenmesse und der Exequien bestieg Pater Ventura die Kanzel. Ich wohnte der Feier bei und war nicht wenig erstaunt, den gewandten Redner mit Begeisterung und Geschick auf italienische Zustände übergehen und dieselben vom liberalen Standpunkt aus discutiren zu hören. Die Rede wurde beifällig aufgenommen und erschien demnächst im Druck, aber die Jesuiten äußerten sich tadelnd über dieselbe. Ventura war mit Entschiedenheit in das Lager der

Liberalen, oder, um den Träger der damaligen Situation zu nennen, zu Gioberti übergegangen. Die Partei desselben dachte bekanntlich daran, Italien unter dem Papste als Oberhaupt zu einigen. Pius fühlte sich geschmeichelt und fügte sich dem Einfluß der Liberalen, die ihn umgaben, immer mehr. Die Jesuiten schalten sehr auf seinen Bruder, der ein Erzdemokrat und, der Gewohnheit der Italiener ganz entgegen, dem Trunke ergeben sei.

Bald ertönte der Lobgesang auf Gioberti mit dem Refrain: „Evviva Gioberti, viva la libertà!" laut in den Straßen. Nicht selten brachten die vom Quirinal heimkehrenden Menschenmassen den Jesuiten der casa al Gesù eine Katzenmusik. Bei jeder Gelegenheit zog man um unser Haus, ließ den Papst Ganganelli, Clemens XIV., der bekanntlich den Jesuitenorden aufhob, hoch leben und beschimpfte die Väter. Der Lärm wurde oft sehr arg; indessen gelang es der Polizei und Gensdarmerie noch immerhin, die Massen zu einem friedlichen Auseinandergehen zu bewegen. Als der Krieg Sardiniens gegen Oesterreich ausgebrochen war, erreichte die Aufregung ihren Höhepunkt. An vielen Stellen der Stadt errichtete man Tribünen, auf denen beständig einige Männer die für das Vaterland geopferten Gaben annahmen. Gegenüber dem Palazzo Veneziano, dem Wohnsitze des österreichischen Gesandten von Lützow, war eine besonders große Tribüne aufgeschlagen. Es wurde sehr viel beigesteuert, nicht selten gingen Frauen hinauf und

legten ihren Schmuck auf den Altar des Vaterlands nieder. Der Pater Gavazzi, welcher aus der römischen Kirche austrat und gegenwärtig der freien italienischen Gemeinde in London vorsteht, hielt feurige Reden an das Volk und ermunterte es, wider die österreichischen Barbaren zu Felde zu ziehen. Ich habe diesen Mann zweimal predigen hören. Sein freies Auftreten schien mir grobe Sünde; er ging in seinem schwarzen Talar mit einem Mantel von der Art der alten römischen Toga über die Straßen, ein großer stattlicher Mann; sein dunkles Haar war länger als man es an Mönchen gewohnt ist; auf der linken Seite des Talars trug er ein dreifarbiges Kreuz. Er schlug die Augen nicht nieder, wenn er sich öffentlich zeigte, sondern schaute frei, oder wie mich damals bedünkte, frech umher. Eine Zeit lang war er verschwunden, und man sagte uns, der Heilige Vater habe auf die ihm gemachte Anzeige hin dem gottentfremdeten Mönch befohlen, in St.-Eusebio die achttägigen Exercitien zu halten. Der Mönch fügte sich dem Befehle, aber nach den acht Tagen erschien er unter dem Volke wie vorher. Zum ersten mal hörte ich ihn im Colosseum reden. Eine zahlreiche Zuhörerschaft hatte sich versammelt, es handelte sich darum, dem König Karl Albert Hülfstruppen wider die Oesterreicher zu senden. Cicero Vacchio, jener unermüdliche Volkstribun fehlte auch nicht. Er ließ dem römischen Volke, das seinen panem et Circenses rufenden Vorfahren nicht unähnlich

sein mochte, Wein austheilen. Gavazzi sprach von den alten römischen Kaisern, die in ihrer Tyrannei das Blut der Märtyrer an diesem heiligen Orte stromweise hätten vergießen lassen. Er verglich dann die österreichischen Kaiser mit diesen Tyrannen und sagte, die mit Bruderblut getränkte Lombardei rufe alle Römer zur Rache auf. Cicero Vacchio war der erste, der sich erbot, mit in den Krieg zu ziehen, aber Gavazzi wies ihn zurück, weil seine Anwesenheit in Rom unbedingt erforderlich sei. „Wenn ich nicht selbst gehen kann", entgegnete Cicero, an dessen aufrichtiger volksthümlicher Gesinnung niemand zweifelte, „dann soll wenigstens mein Blut hin." Sein ältester Sohn trat vor und ließ sich das Kreuz anheften, worauf eine große Menge seinem Beispiele folgte. Wie es diesen Kreuzfahrern ging, ist bekannt; wir kehrten niedergebeugt und traurig nach Hause zurück. Auch in der prachtvollen Kirche der Kartäuser, welche mit den Porphyrsäulen aus den Bädern des Diocletian und mit der Statue des heiligen Bruno, die Ludwig von Baiern besungen hat, geschmückt ist, in dieser Kirche, durch welche der Meridian von Rom gehen soll, hörte ich Gavazzi einmal predigen. Das Gotteshaus war voll; sein Themal autete: „Die Erwählung Pius IX., ein wahres Wunder der Vorsehung Gottes." Er ging die Geschichte der Vergangenheit durch und zeigte, wie in Zeiten der größten Noth Gott stets seinem bedrängten Volke einen Erretter gesandt habe,

kam auf Moses, Gideon, Christus, und schließlich auf den letzten Gesandten Gottes, Pius IX. Die Zustände unter Gregor XVI. schilderte er in den grellsten Farben: nun endlich sei der Erretter erschienen. Die Rede wurde mehrmals von lauten Beifallsbezeigungen und durch Händeklatschen unterbrochen, wogegen Gavazzi indessen Protest einlegte.

Einst gelang es, einen an uns verübten Muthwillen mit gleicher Münze zu erwidern. Mehrere junge Leute konnten, wenn sie spät abends aus der Schenke nach Hause zurückkehrten, an der Porta rustica unsers Klosters nie vorübergehen, ohne gewaltig zu lärmen, an der Glocke zu ziehen und die Thür mit Steinen zu bombardiren. Darüber ärgerte sich der Bruder Krankenwärter am meisten, denn er schlief unmittelbar über der Stätte des Skandals. Einer von uns brachte mehrere Tage wegen eines leichten Fiebers in der Infirmerie zu und war so ziemlich wiederhergestellt. Der Bruder klagte über diesen Straßenunfug und meinte, man müsse die Polizei requiriren, wenn das nicht aufhöre; seiner Beschreibung nach waren die Uebelthäter feine wohlgekleidete Herren. Der Reconvalescent bat, ihn zu wecken, wenn der Lärm anfinge. Gegen 1 Uhr holte ihn der Bruder; die Herren rumorten entsetzlich. Jener nahm die größte Spritze aus dem Repertoir des Bruders, füllte sie mit Oel, schlich leise zum Fenster, das halb geöffnet war,

und sandte den fetten Strahl auf die Röcke der Tumultuanten, die an dem Glockenzug hingen und sich deß nicht versahen. Es war die beste Abwehr; scheltend gingen sie fort und kamen nicht wieder.

Bei einzelnen Aufzügen wurde der Lärm um unser Haus so arg, daß wir befürchteten, dasselbe werde alsbald erstürmt werden. Am hellen lichten Tage zogen Volkshaufen mit Cocarden und Tricoloren zu unserm freilich fest verschlossenen Kloster heran. Ein alter Priester in französischem Frack mit einer zwei Hand breiten Schärpe um die Schultern, rief unabläſſig: „Viva Ganganelli!“ Das Volk stimmte ein. Andere schrien „Morte ai Gesuiti!“ und ähnliche Verwünschungen, welche die Menge mit Heulen, Brüllen, Zischen und Pfeifen begleitete. Der Schluß war aber meist der, daß sich der Haufe ohne Intervention der Polizei auf Zureden der Führer ruhig wieder verlief, nachdem er uns und die Jesuiten eine oder zwei Stunden lang mit Toben gelangweilt und geängstigt hatte. Ein ältlicher Pater, welcher jeden Augenblick glaubte, das Haus würde gestürmt, lief von einem Zimmer zum andern; man suchte ihn zu beruhigen, da stürzte er plötzlich vom Schlage getroffen todt zu Boden.

Das Traurigste für die Jesuiten war, daß die Bewegung gegen sie durch ganz Italien ging. Im Jahre 1846 aus der Schweiz vertrieben, suchten die meisten hier Zuflucht, wenige wanderten nach Amerika. Nun

ging der Brand auf der ganzen Halbinsel gegen sie los. Von Sicilien, Neapel, Genua trafen die Flüchtlinge ein, oft in sehr heruntergekommenem Zustande. Während sie voll der sichern Hoffnung, ein Asyl zu finden, in die heilige Stadt einwanderten, mußten sie von ihren römischen Ordensgenossen hören, wie auch hier der Boden unter ihren Füßen wankte. Rasch wie sie gekommen, verließen sie Rom wieder, um das Volk nicht durch Vermehrung ihrer Anzahl weiter zu reizen. Einige fanden bei englischen, deutschen, auch russischen Familien freundliche Aufnahme, andere segelten nach Amerika, viele nach Frankreich; einzelne begannen spähend nach Norddeutschland auszuschauen.

Es ist bekannt, daß, nachdem Pius einmal nachgegeben hatte, immer höhere Forderungen an ihn gestellt wurden. Als die Constitution erlassen und die Jesuiten als Feinde derselben angeklagt waren, richtete der General ein offenes Sendschreiben an das Volk, in welchem er die Behauptung aufstellte, es gäbe keine natürlichern Freunde der Constitution, als die Mitglieder des Jesuitenordens, der ja gerade in seiner Verfassung die constitutionellsten Grundlagen von der Welt aufweise. Bei dem stets sich steigernden Unwillen des Volks gegen den Orden wurde der Papst befragt, ob er wünsche oder für gut halte, daß die Patres sich wenigstens für eine Zeit aus Rom entfernten. Es erfolgte eine ablehnende

Antwort mit dem Bemerken, der Papst sei mächtig genug, sie im Falle der Noth zu schützen. Die Jesuiten aber mochten schärfer in die Zukunft blicken als der Heilige Vater. Sie glaubten nicht mehr an ein langes Verbleiben in Rom und trafen ihre Vorkehrungen. Nächte hindurch wurde gearbeitet, die Kostbarkeiten aus der Kirche in Sicherheit zu bringen; damit das Volk aber nichts merke, so ersetzte man die Edelsteine durch falsche von Glas, und vertauschte die goldenen und silbernen Kronen der Heiligenbilder mit unechten; einige Jesuitenbrüder waren fertige Arbeiter in diesen Künsten. Die besonders werthvollen Kelche, die prachtvollen Monstranzen, alles wurde beiseite geschafft und nur das Einfachste zurückgelassen. Wohin die Sachen kamen, wußte keiner von uns. Täglich fuhr in die Porta rustica der Wagen eines Prälaten ein; die Bedienten standen hinten auf, als ob der Inhaber selbst darin säße, und man fuhr sehr rasch. Der leere Wagen wurde bepackt, namentlich habe ich oft Bücher und Manuscripte aus der Jesuitenbibliothek hineintragen sehen. Ohne daß viel Worte gewechselt wurden, kam man und fuhr wieder ab. „Wohin denn?“ fragte ich einen Bruder. «Die Sachen gehen durch so viele Hände, daß der erste, der sie erhält, von dem letzten, der sie bewahrt, selbst keine Kenntniß hat; aber der General und seine Assistenten werden es schon wissen.» Wir lagen zwar wie gewöhnlich unsern Studien und geistlichen Verrichtungen ob, allein unter den Einflüssen

dieser fortdauernden Bewegung, bei der fast ununterbrochenen Aufregung und der Unsicherheit der Zukunft ging es doch nur sehr langsam vorwärts. Die Agitationen gegen die Jesuiten hörten nicht auf; häufig kam es ihretwegen zu Reibungen und Zwistigkeiten, bei denen Polizei und Gensdarmerie interveniren mußten. Man sagte uns, die Demokraten nährten diese Streitigkeiten absichtlich, um den Heiligen Vater von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß die Jesuiten Rom verlassen müßten. Aber Pius wollte diese Ueberzeugung noch immer nicht gewinnen.

Mittlerweile war die Fastenzeit herangenaht. Da verbreitete sich plötzlich das Gerücht, der Papst habe den Jesuiten befohlen, abzureisen. Aber während man auf den Straßen jubelte, wurde ein Decret des Heiligen Vaters an die Mauern geheftet, in welchem er den Orden belobte und seine Zufriedenheit mit ihm aussprach. Es fehlte diesem Documente der sonst stets übliche Vermerk der päpstlichen Druckerei, ein Umstand, der die Gegner des Ordens veranlaßte, dem Volke weiß zu machen, das Decret sei untergeschoben und nicht vom Papst, sondern von den Jesuiten selbst erlassen. Diese Unterstellung wurde indessen bald widerlegt, indem dasselbe Decret in gültigster Form noch einmal erschien. Einige Trasteveriner nahmen nunmehr auf des Papstes Wort hin für die Jesuiten Partei, und man schlug sich bald deshalb die Köpfe blutig. Die Väter behaupteten fort-

während, das ganze Treiben werde systematisch von den Demokraten geleitet. In unserer Kirche fanden täglich Fastenpredigten statt. Diesmal war ein neapolitanischer Jesuit zum Redner bestellt, welcher sein Amt mit solchem Eifer und solcher Beredsamkeit versah, daß er bald eine zahlreiche Zuhörerschaft um sich versammelte. Die Gegenpartei gab ihm schuld, er sei in seinen Vorträgen auf politisches Gebiet abgeschweift und habe gegen die Liberalen geeifert. Man war um so kühner geworden, als Pius bereits die Constitution erlassen und sogar die Fahnen eingesegnet hatte, welche die gegen Oesterreich ausgehobenen Truppen und Freischaren zu ihm auf den Quirinal trugen. Die erste Abtheilung der Freiwilligen war auf dem St.-Petersplatz eingekleidet worden und nach Begehung einer feierlichen Messe, die ein Feldkaplan im Petersdom celebrirte, abgezogen, um sich mit Karl Albert zu vereinigen. Obschon der Papst in seinen Segenswunsch, Gott möge ihnen Sieg verleihen, die Clausel eingeschaltet hatte, sie würden zum Schutze der Grenzen des päpstlichen Gebiets abgesandt, so war es doch allgemein bekannt, daß sie nur Offensivgelüste gegen Oesterreich im Schilde führten. Ungestraft rissen sie unter großem Lärmen die Wappen von dem österreichischen Pilgerhause, sowie von dem Palazzo Veneziano, in welchem der österreichische Gesandte wohnte. Das letztere banden sie an den Schweif eines Esels und trieben diesen den Corso entlang bis auf die Piazza del

Popolo, wo es auf einem Scheiterhaufen verbrannt wurde. Der Schluß eines jeden derartigen Skandals war eine Katzenmusik, die man den Jesuiten brachte.

Im Bewußtsein ihrer Uebermacht versuchten die Demokraten nunmehr, gegen die verhaßten Patres den letzten Streich zu führen. Eines Morgens erschienen viele Männer mit unheimlichen Gesichtern um die Zeit der Predigt in unserer Kirche, unter ihnen Cicero Vacchio. Die Mehrzahl trug Dominos, die barba al Pio nono zeichnete sie uns als entschiedene Liberale. Ihr Benehmen war nicht das, welches wir sonst an Katholiken zu sehen gewohnt waren; sie bekreuzten sich nicht, noch verrichteten sie die Anbetung des Altarsakraments; im Gegentheil, sie traten gruppenweise zusammen und wechselten dann und wann einige Worte; endlich stellten sich ihrer einige dreißig dicht um die Kanzel. Eine allgemeine Bewegung ging durch die Kirche; mehrere Männer näherten sich den vor den Altären knienden und betenden Frauen und forderten sie auf, hinauszugehen. Bald war keine Frauensperson mehr sichtbar, selbst viele Männer eilten fort; einige hundert jener unheimlichen Menschen blieben zurück. Aber der Prediger wollte noch immer nicht erscheinen, obwol die festgesetzte Stunde bereits geschlagen hatte. Zu wiederholtenmalen entstand Unruhe und ein grollendes Murren. Der General, von der Sachlage benachrichtigt, hatte dem Prediger befohlen, Laienkleider

anzulegen. Während man in der Kirche seiner harrte, spazierte er an dem Arme eines den Jesuiten befreundeten römischen Fürsten durch die dichte draußen umherlagernde Volksmenge davon. Einige Priester liefen hin und her, um den General zu bewegen, den Pater predigen zu lassen; im Bündnisse mit den Liberalen gaben sie die heiligsten Versicherungen, es sei nichts zu fürchten. Und doch war es bereits genau bemerkt worden, daß viele Männer Waffen in ihren Dominos verborgen hatten. Unter den die Kirche umstehenden Leuten waren viele aus dem niedern Volke der Stadtviertel dei Monti und Trastevere, die ihre Sympathie mit den vom Papste belobten Jesuiten unverhohlen kund gaben; auch sie zeigten offen ihre Waffen und versicherten, davon Gebrauch machen zu wollen, sobald die Gegner der Jesuiten in der Kirche ein Attentat versuchen würden. Unterdessen hatte sich mit Gutheißung des Generals der Pater Minister entschlossen, die Predigt zu halten. Eine unheimliche Angst, eine beklemmende Furcht überkam mich, als der kleine blasse Mann, vor sich her den Küsterknaben im Chorhemd, die Kirche durchwandelte, um die Kanzel zu besteigen. Er wurde mit Murren empfangen. Seinen Vortrag begann er mit einer Entschuldigung, daß er es wage, unvorbereitet zu erscheinen, der eigentliche Prediger sei verhindert, heute aufzutreten — Scharren mit den Füßen und Murren. Er

selbst würde es nie gewagt haben, so zu kommen, aber er habe Befehl und sei der Nachsicht der Zuhörer gewiß, da die Väter der Gesellschaft Jesu sich der Liebe des römischen Volks in hohem Grade zu erfreuen hätten. Bei diesen Worten erhob sich ein allgemeines, lautes anhaltendes Toben und Murren. Der Pater fuhr aber fort, predigte kurz und schloß mit der Aufforderung, ein Ave-Maria für denjenigen zu beten, der zuerst aus der Mitte der Hörer sterben und vor Gottes strengen Richterstuhl treten würde. Er ging dann ungehindert zur Sakristei zurück, die Tumultuanten aber eilten unter Kundgebung ihres Unwillens aus der Kirche. Höhnend empfing man sie auf dem Platze, und wol nur der Anwesenheit der endlich herbeigeholten Polizei, Gensdarmerie und einiger Dragoner war es beizumessen, daß man nicht handgemein wurde. Den ganzen übrigen Tag hindurch herrschte in unserm Hause ungewöhnliche Aufregung und ein mehr als üblicher Verkehr nach außen. In der Stadt wogte und tobte es unaufhörlich durcheinander, und noch in später Nacht vernahmen wir wiederholten Lärmen auf der Straße.

Die Jesuiten schickten nunmehr zum Papst und verlangten von ihm entweder entschiedenes Auftreten und Schutz für sich oder die Erlaubniß, Rom zu verlassen. Die Rathgeber des Heiligen Vaters, an ihrer Spitze der zweideutige Antonelli, schlugen ihm das letztere vor,

und Pius entschied sich dafür in der Form, daß er sagte, die Jesuiten möchten thun, was ihnen ihre Klugheit vorschriebe. Der General schwankte keinen Augenblick und hieß die Väter und Brüder auseinander gehen. „Wir gehen zuerst“, sagte erbittert ein alter Jesuitenpater, „aber uns folgt der Papst bald nach!“

Siebzehntes Kapitel.

Abschied von Rom und Heimkehr.

Mit den Jesuiten im römischen Collegium war man ähnlich verfahren wie mit den Bewohnern von al Gesù. Eigentliche Thätlichkeiten hatte man überhaupt nicht verübt; ich weiß nur, daß einmal während der Vorlesung eine Scheibe im theologischen Hörsaal von außen durch einen Stein zertrümmert, und auf einem Spaziergange dem langen Georg, dessen Gestalt zu einem solchen Bubenstreich herausfordern mochte, ein Kohlstrunk in den Nacken geworfen wurde. Jetzt rüstete sich alles, das Kloster zu verlassen, der eine wollte zu seiner Familie zurückkehren und dort auf bessere Zeiten warten, der andere wollte sonst wohin. Sehr viele Ordensglieder wurden für England bestimmt. Diejenigen Jesuiten, deren stille Anwesenheit in Rom für unumgänglich nothwendig erachtet wurde, legten ihr Ordensgewand ab und kleideten sich in Laientracht oder auch wie gewöhnliche Säculargeistliche.

Der General hatte den Tag bestimmt, an welchem

man auseinander gehen, die Collegien geschlossen werden und alles den vom Papste zu bestimmenden Beamten übergeben werden sollte. Ein drückendes, trauriges Gefühl, bei einzelnen dann und wann durchblitzt von einer racheluftigen Aufwallung, bemächtigte sich unser aller. Als ich das letzte mal in die Vorlesung nach dem römischen Colleg ging, begegnete ich nur bestürzten Gesichtern; viele weinten. Passaglia, derselbe, welcher jetzt den Jesuitenorden verlassen hat und sich zu liberalen Ideen bekennt, war es, welcher zum letzten mal zu uns redete. Er sah ernst, blaß, trübe aus. Seine hohe kräftige Gestalt, sein echt italienisches Gesicht, die feurigen Augen, der feste Schritt, mit dem er auch jetzt das Katheder bestieg, ließen ihn wie einen alten Römer erscheinen, der, in Ruhe dem Schicksale trotzend, seiner Pflicht nachging. Die Trauer der Zuhörer hinderte ihn nicht, seinen Vortrag in gewohntem Flusse, doch mit geringerm Eifer zu vollenden. Er stand gerade bei der Abhandlung über die Kirche und sprach etwa eine halbe Stunde lang, dann schloß er mit erhobener Stimme: „Primam partem tractatus finivimus, alteram derelinquere cogimur.“ Die letzten Worte brachte er mit Mühe hervor; die Gefühle übermannten ihn, er erhob sich, sah auf und wollte rasch den Hörsaal verlassen; aber viele seiner Schüler umzingelten ihn, um noch einmal Abschied zu nehmen, und unter Thränen die Hand dieses gelehrten und hochgeachteten Mannes zu küssen. Wir eilten

aus den Gängen des römischen Collegs raschen Schritts nach al Gesù zurück. Dort sah man überall Vorkehrungen zur Abreise. Mein Bruder forderte mich auf, mit ihm zum österreichischen Gesandten zu gehen. Die Wohnung desselben lag dicht bei al Gesù. Da wir noch in gewöhnlicher Tracht, er in schwarzem, ich in rothem Talar den Weg zurücklegten, drückte ich meine Verwunderung aus, daß man uns nicht al solito mit Schimpfreden insultirte. Mein Bruder lächelte und wies auf den Maueranschlag, den das demokratische Comité an die Römer gerichtet hatte. Derselbe begann mit bitterer Ironie: „I buoni padri della compagnia di Gesù haben aus Liebe zum Frieden und um der Ruhe der Stadt willen beschlossen, Rom für einige Zeit zu verlassen.“ Dann kam eine dringende Aufforderung an die Bürger, sie möchten, ihrer Würde und ihres feinen Takts eingedenk, die Väter ruhig und friedlich ziehen lassen und ihnen in den letzten Tagen ihres Aufenthalts keine Beleidigung zufügen. In der That wurde diese Verordnung pünktlich befolgt. Die mir unbekannten Geschäfte meines Bruders mit dem Gesandten waren in einer halben Stunde vollendet, während welcher ich im Vorzimmer weilte. Letzterer hatte für den erlittenen Hohn keine Genugthuung erhalten und stand im Begriff, Rom zu verlassen. An die Stelle des österreichischen Wappens trat das dreifarbige italienische, und bald wehte die Tricolore auf dem Palaste.

In unserer Wohnung gab es rührende Scenen. Viele Jesuiten, unter ihnen der General, hatten das Haus bereits in aller Stille verlassen. Manche eilten, ohne recht zu überlegen, was sie thaten, hin und her. Dieser betete noch einmal das Sakrament in der Kirche an, jener kniete zum letzten mal vor dem Muttergottesbilde, ein anderer eilte in die Kapelle des Ignatius. Unter solchem trüben Wesen erklangen die letzten Töne der Glocken wie Klagerufe, man zerschlug sie oben im Thurme, wie es in mehreren Kirchen schon geschehen war, denn das Vaterland brauchte Kanonen. Ergreifend war das Benehmen einiger ältern Patres, welche in jugendlichem Alter in den Orden getreten waren und die Casa professa mit der sichern Hoffnung bezogen hatten, dort ruhig zu sterben. Unter Thränen mußten sie die ihnen lieb gewordene Ordenstracht ablegen und die ihnen heilige Stätte verlassen; ein alter Bruder küßte die Pfosten, klammerte sich wiederholt daran fest, und überschritt dann in Begleitung eines jüngern Jesuiten wankend die Schwelle, um wieder in die Welt zu treten, welcher er für immer den Rücken gekehrt zu haben meinte. Doch bewiesen viele Jesuiten jüngern Alters auch großen Muth; einige waren in weltliche Tracht, andere sogar stutzerhaft gekleidet. „Wir gehen jetzt, aber sicher kehren wir wieder zurück", so hörte ich öfter sagen. „Man jagt uns jetzt unter Hohn und Schmach fort; bald wird man sich nach uns sehnen, und wir werden im Triumph wiederkommen."

Mit der zeitweiligen Auflösung des Jesuitenordens war nun freilich über das Schicksal des deutschen Collegiums noch nichts entschieden. In der päpstlichen Curie hatte man uns beim Drange der Geschäfte ganz übersehen. Die Maßnahmen, welche wir zu treffen hatten, waren uns daher mehr oder minder selbst überlassen. Wir hielten es aber für selbstverständlich, daß, wenn man unsere Obern und Lehrer interdicirte, auch unsers Bleibens in Rom nicht länger sein könne. Die noch anwesenden Vorgesetzten waren derselben Ansicht, und man rüstete sich daher zur Abfahrt. Da die Mehrzahl von uns ihre weltlichen Kleidungsstücke nicht mehr besaß, sondern unter der Voraussicht, sechs bis sieben Jahre in Rom zu bleiben, dieselben veräußert hatte, so mußte in der Eile andere Garderobe beschafft werden. Das war aber in Rom nicht eben leicht; die Kleidermagazine sind schlecht assortirt und waren bereits von den Jesuiten ziemlich geleert, denn in solchen Dingen geht es dort gar kleinstädtisch her. Von ungefähr funfzig anwesenden Zöglingen entschieden sich gegen dreißig, sofort abzureisen. Die übrigen, die in der Heimat vielleicht kein Unterkommen hatten oder andere Besorgnisse hegten, wollten wenigstens noch einige Tage abwarten. Ueber mich entschied mein Bruder: ich sollte mit abreisen; indessen rieth er mir, nicht nach Deutschland zurückzukehren; Pater Villefort, den ich in Marseille treffen sollte, und dessen Adresse ich erhielt, würde mir nähere Instructionen

ertheilen. Mein Bruder empfahl mir, Missionar in Amerika zu werden, ein Gedanke, welcher mir zusagte, zumal, da wir befürchteten, ich müsse, wenn ich nach Preußen zurückkehrte, Soldat werden. Man hatte die Vorsicht gebraucht, allen Zöglingen, die das kanonische Alter hatten, die Weihen des Subdiakonats oder des Diakonats, einigen auch schon die des Presbyterats ertheilen zu lassen. Die erforderlichen Examina hatte ich auch bestanden, wurde aber, trotz eines Bittgesuchs an den Papst, von der Weihe des Subdiakonats ausgeschlossen, weil mir das gesetzliche Alter fehlte. Somit hatte ich nur die Tonsur und die vier niedern Weihen erhalten, diese reichen aber zur Befreiung vom Militärdienst nicht hin, und man kann trotz ihrer wieder in den weltlichen Stand zurücktreten.

Die Equipirung einzelner Zöglinge war seltsam anzusehen. Wohl an jedem bemerkte man, daß er sich in ungewohnter Tracht fühlte. Was uns aber außer den deutschen Gesichtszügen, dem linkischen Benehmen und unsern mit Noth aufgetriebenen und schlecht sitzenden Röcken am meisten verrathen mußte, waren das grobgearbeitete Schuhwerk und die aller Mode hohnsprechenden zinnernen Knöpfe daran, welche einige von uns beibehalten mußten, weil sie nichts anderes hatten. Wir lächelten trotz der tiefen Trauer im Herzen doch über einander, als wir uns in der sonderbaren Costümirung erblickten.

Während wir unsere Abreise vorbereiteten, hatte man sich am päpstlichen Hofe, ich weiß nicht auf welche Veranlassung, unser erinnert. Der Heilige Vater ließ sagen, wir möchten ruhig bleiben, er würde einen Prälaten zum provisorischen Rector ernennen; nur sei zu rathen, daß wir anstatt der rothen Tracht vorläufig schwarze anlegten. Der Rector erklärte in der Aula, daß er zu bleiben gedenke, und obschon er meinte, un poltrone che parla adesso ancóra di andarsene, blieben wir doch bei unserm Entschlusse. Mein Bruder meinte, es sei gut so, denn eine kleinere Anzahl würde sich in der bald folgenden schwierigen Zeit leichter halten können als der gesammte Kreis der Zöglinge. Es zeigte sich später, daß er recht hatte. Nun wiederholte sich bei uns im Kleinen, was wir an den Jesuiten gesehen hatten. Dem alten von allen geliebten Rector bedeckte man die Hände mit Küssen, man eilte zu den Kapellen, zur Kirche und kniete noch einmal an mancher heiligen Stätte nieder. Ich nahm unter vielen Thränen von meinem Bruder Abschied. Plötzlich als ich gehen wollte, hielt er an: „Warte, ich will noch einmal überlegen, ob du besser bleibst oder gehst.“ Ich stand an der Sakramentskapelle und begann zu beten, während er dreimal den Corridor auf und ab schritt, dann kam er auf mich zu und sagte in entschiedenem Tone: „Gehe denn, lieber Bruder, in Gottes Namen; es ist besser für dich, die Zeiten werden schwer. Für alle Fälle hast du hier noch

einen Brief an Pater B. in Lyon; man kann nicht wissen, wohin du verschlagen wirst.“ Wir umarmten uns und schieden. Ich war von allerlei Gedanken sehr überwältigt. Als ich zum Hause hinausgehen wollte, ergriff mich die größte Sehnsucht, meinen Bruder noch einmal zu sehen. Ich eilte wieder hinauf, aber sein Zimmer war verschlossen; ich ging zur Kirche, er war nicht dort, ich fragte nach ihm ohne Auskunft zu erhalten. Einige Zöglinge drängten mich mit fort, es sei die höchste Zeit, wenn wir die nach Civita-Vecchia abfahrende Diligence noch treffen wollten. Geld hatte ich von den Jesuiten hinreichend empfangen, man hatte außer der Summe zum augenblicklichen Verwenden andern und auch mir noch eine anständige Menge Goldstücke in eine sogenannte Geldkatze eingenäht, die ich mir zur größern Sicherheit um den Leib befestigte. Auf der Poststation fanden wir viele Germaniker und eine Menge Passagiere, unter ihnen manche verkleidete Jesuiten. Die Wagen standen bereit, und wir kamen eben noch früh genug an, um einzusteigen.

Meine Seele war beklommen; fort ging es durch die mir lieb gewordenen Straßen Roms, vorbei an St.-Peter, zu demselben Thore hinaus, durch welches ich mit den erregtesten Hoffnungen vor zwei und einem halben Jahre eingefahren war. Ich drückte mich in eine Ecke des Wagens, und, wie ich bei der Einkehr in Rom desselben Wortes Christi zu gedenken veranlaßt

wurde, so betete ich auch jetzt im stillen mit Hinblick auf die Feinde der Jesuiten: Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.

Es war am 31. März 1848 um die späte Abendstunde, als wir Rom verließen. Ohne besondere Zwischenfälle gelangte ich wieder in das alte Civita-Vecchia. Einige von uns begaben sich nach dem am Meere gelegenen Hotel, einige suchten in andern Quartieren ihr Unterkommen. Ich schlief bis zum späten Morgen. Als wir uns im Tageslicht beschauten, waren unser etwa funfzehn beisammen. In verzeihlicher Unvorsichtigkeit verließen mehrere den Gasthof, um den ihnen noch nicht bekannten Ort zu besichtigen. Man äffte in dem Hafenstädtchen die Vorgänge der Hauptstadt nach. Da die wunderliche Kleidung leicht jeden Germaniker verrieth, und ein Hannoveraner sogar im Schlafrock auf der Straße umherspazierte, so wurden sie insultirt und verhöhnt und hatten nichts Eiligeres zu thun, als zum Gasthof zurückzukehren. Das Dampfboot fuhr erst gegen 3 Uhr nachmittags ab; bis dahin wurden uns noch manche Demüthigungen zu Theil. Als wir an der Table d'hôte erschienen, erklärte ein ältlicher Mann, der wie ein Engländer aussah, aber keiner war: wenn diese porchi di Gesuiti e Tedeschi mitspeisten, vergehe ihm der Appetit. Er wollte sich erheben, und mehrere Gäste machten Anstalt ihm zu folgen. Die Suppe, welche einigen von uns schon vorgesetzt war, wurde zurück-

genommen, und man bedeutete uns, wir möchten uns entfernen. Wohl oder übel standen wir auf und gingen in das uns angewiesene Nebenzimmer. Wir waren zu klösterlich erzogen, um hier den rechten Ton anzuschlagen, wagten daher nicht, das Zimmer zu verlassen und litten viel von der großen Hitze, die sich bereits eingestellt hatte. Von den kalten Speisen, die man uns brachte, genossen wir nur wenig, der Appetit war uns vergangen.

Endlich war es Zeit, bei der Agentur Billets für die Abfahrt nach Marseille zu lösen. Man erwählte mich, um hinzugehen und für alle zusammen die Zahlung zu leisten. Die Agentur lag ganz in der Nähe des Gasthofs; der Preis von Civita-Vecchia bis Marseille betrug für die Person 75 Francs; jeder hatte mir einige Goldstücke mitgegeben. Ich konnte bei der Agentur mit dem Zählen nicht recht fertig werden, hatte aber auch nicht Lust, mich übervortheilen zu lassen, war vielmehr in einer etwas bissigen Stimmung, und hätte mich in diesem Zustande mit jedem Schurken von Italiener um einen Bajoccho geschlagen, wenn er mir ihn streitig gemacht hätte. Ich multiplicirte nun 75 mit 15, konnte aber, da ich Goldstücke eingezahlt hatte, nicht darüber ins Reine kommen, ob die mir herausgegebene Summe richtig war. Ich zählte und zählte wieder zum sichtlichen Ueberdruß des Beamten. Mittlerweile hatte sich ein Mann neben mich gestellt, die Summe überblickt und

klopfte mich auf die Schulter mit den italienisch gesprochenen Worten: „Es ist so richtig.“ Ich sah den Fremden an: er nahm sich etwas verschmitzt aus, ein Calabreserhut bedeckte sein Haupt, und ein langer dreifarbiger Shawl hing ihm nachlässig über der einen Schulter. Trotz alledem traute ich dem Manne, denn er sprach sein é giusto, Signor! mit großer Zuversicht aus. Auch bei meinen Leidensgefährten, zu denen ich nun zurückkehrte, erntete ich keinen Dank für meine Bemühungen, wir wurden nur schlecht mit der Ausgleichung fertig, und nur einige waren mit mir zufrieden. Wir freuten uns, als die Stunde zur Abfahrt schlug. Nachdem wir für das wenige, was wir erhalten, viel an den Wirth gezahlt hatten, schlichen wir in verschiedenen Gruppen nach dem Hafen, um uns in das vor Anker liegende Dampfboot einzuschiffen. Während wir in Booten zu drei bis vier Mann zwischen den andern Schiffen durchfuhren, hörten wir von den Leuten auf denselben viele höhnende Zurufe: „Werft sie ins Wasser, die schändlichen Jesuiten, die verfluchten Deutschen!“ Wir langten glücklich auf dem Dampfschiff an; nur einem von uns hatte man sein Packet während der Fahrt gestohlen, es enthielt ein Kleidungsstück, ein Brevier und leider die ganze Baarschaft des Besitzers, im Betrage von mehreren hundert Francs, welche er unvorsichtigerweise in demselben verwahrt hatte. Er hörte und sah nichts mehr davon; während seiner Remonstrationen hieß

es, das Packet sei schon zum Dampfschiff hinaufgereicht, und als er es oben nicht fand, rief er vergebens den Schiffern nach, die ihre Boote wieder abgestoßen hatten und eiligst von dannen fuhren. Wir legten für den armen Gefährten hinreichend zusammen.

Auf dem Dampfschiff behandelten uns alle bis zu den Aufwärtern und Schiffsjungen herab in höhnischer Weise. Endlich wurde das Signal zur Abfahrt gegeben, und mein Herz schlug vor Freude. Wir sahen uns auf dem Schiffe um und bemerkten, wie allmählich viele bekannte Gesichter auftauchten, es waren Jesuiten, welche zunächst nach Frankreich wollten. Als ich in die Kajüte hinabstieg, sah ich im Hintergrunde derselben zusammengekauert und in die Tracht der französischen Priester gekleidet den alten General Roothaan und neben ihm Pater de Villefort, den ich, wie mir mein Bruder gesagt hatte, in Marseille treffen sollte. Ich trat zögernd näher; der General bemerkte mich nicht, er betete mit murmelnder Stimme aus einem kleinen lateinischen Gebetbüchlein die Reisepsalmen ab. Ich unterhielt mich längere Zeit mit Villefort, der meinen Plan, in dieser bewegten Zeit Europa zu verlassen und nach Amerika zu gehen, sehr billigte; im Jesuitenhause zu Marseille sollte ich Näheres erfahren. Der General dauerte mich in meiner innersten Seele. Er hatte die höchste der drei übereinander befindlichen Schlafstätten angewiesen erhalten, wie sie an den Wänden der Kajüte ringsum an-

gebracht waren. Als er matt und müde hinaufgeklettert war, sich zur Ruhe zu begeben, und schon einige Zeit niedergestreckt lag, hörte ich ihn wiederholt seufzen. Ich kletterte hinauf, breitete die wollene Decke sorgfältiger über ihn und ergriff, da ich glaubte, er schliefe, leise seine Rechte, um sie zu küssen: „Vi ringrazio, Signor N.!“ Er nannte meinen Namen.

Die mit einer Seefahrt verbundenen gewöhnlichen Uebel, von denen ich jedoch glücklicherweise verschont blieb, kamen bei dem Leid, das unsere Herzen erfüllte, nicht einmal in Anschlag. Nachts begab ich mich auf das Verdeck, weil ich nicht schlafen konnte. Da sah ich an einer Ecke gelehnt, denselben Mann stehen, der an der Agentur in Civita-Vecchia die Richtigkeit meiner Zahlung constatirt hatte. Er sang halb laut ein Freiheitslied. Ich ging an ihm vorüber und merkte, wie er, sarkastisch lächelnd, mit dem Gesang innehielt. Nachdem ich einigemal auf und ab gegangen war, sah er sich nach allen Seiten um, kam dann auf mich zu und gab sich mir zu erkennen. Nun fiel es mir wie Schuppen von den Augen, es war ein Jesuitenbruder, mit dem ich in Rom zwei Jahre lang unter einem Dache gelebt hatte. Als ich ihm sagte, mir sei bange für uns alle, entgegnete er: „Haben Sie keine Besorgniß, es soll Ihnen hier niemand etwas thun, mit unserm hochwürdigsten Pater General reisen Sie ganz sicher. Ma zitto, zitto adesso!“ und er lehnte sich wieder zurück

und sang: es kamen einige Schiffsknechte des Wegs. Als ich schließlich mit ihm in die Kajüte hinabstieg, hörte ich noch einige Männer und Frauen laut durcheinander sprechen. Ein römischer Bürgergardist, der nach Genua reisen wollte, hatte den Jesuitengeneral erkannt und erging sich nun in unverschämten großsprecherischen Reden über die Infamie desselben und seiner Genossen, die alle werth seien, daß man sie aufknüpfe. Der Lärm war so laut, daß fast keiner schlafen konnte; endlich wurde von dem herbeigerufenen Kapitän Ruhe geboten.

Wir langten am folgenden Morgen in Livorno an, blieben aber während der etwa fünf Stunden dauernden Rast der Weisung des Kapitäns gemäß an Bord. Die Schiffsmannschaft, besonders die Aufwärter, behandelten uns so rücksichtslos wie eben möglich. Auf der Fahrt von Livorno nach Genua sah ich, wie der tricolorgekleidete Jesuit, der übrigens jede Bekanntschaft mit uns verleugnete, unter den Heizern und Schiffsknechten hin- und herging, Scherze mit ihnen trieb und ihnen schließlich eine Muttergottesmedaille an blauem Bändchen reichte. Bald hatten alle diese Kerle über ihren rothen und blauen Hemden eine blanke Medaille hängen, und ließen unter dieses vermeintlichen Patrioten Anleitung davon ab, zu fluchen und auf die Jesuiten und Deutschen zu schimpfen.

Es war an einem Sonntag Morgen, als wir im Hafen zu Genua landeten. Da erst am Nachmittag des

folgenden Tags weiter gefahren werden sollte, so stieg alles aus. Uns hatte indessen der Kapitän auch hier bedeutet, er könne nur dann für unsere Sicherheit stehen, wenn wir an Bord blieben. Wir entschlossen uns, ihm zu folgen. Nun kamen die Kellner der Reihe nach zu uns heran und fragten uns, warum wir nicht in die Stadt gingen, niemand bleibe ja auf dem Fahrzeug; wir könnten nicht einmal etwas zu essen bekommen, da auch sie das Schiff verlassen würden. Auf den Befehl des Generals eilte ich zum Kapitän, der noch an Bord war, und machte ihm Anzeige; er wurde etwas heftig gegen mich, dann aber rief er die Leute zusammen und fuhr dazwischen, daß alle die Köpfe hängen ließen. Wir blieben auf dem Schiffe, und die Kellner deckten zur rechten Zeit, sodaß wir unsern geringen Appetit stillen konnten. In Genua hatte sich wahrscheinlich durch den erwähnten römischen Bürgergardisten rasch die Nachricht verbreitet, daß der Jesuitengeneral und mit ihm viele Deutsche, d. h. Oesterreicher, an Bord seien. Unser Schiff lag ziemlich weit vom Ufer zwischen andern Fahrzeugen; die Hitze war drückend, und der Geruch von Theer, Pech und einer Menge auf dem Wasser modernder Küchenabgänge unausstehlich. Dazu kam noch, daß wir meist unten in der Kajüte blieben, aus Furcht, es möchte uns von den benachbarten Schiffen aus Leid zugefügt werden. Gereizt und aufgeregt wurden die Leute hinreichend. Am Ufer hatte sich recht bald eine große

Menge Menschen versammelt, die sich in tobenden Ausrufungen wider die Gesuiti und Tedeschi überboten; besonders oft erschallte der Name Roothaan, den man wie einen Hund prügeln und ins Wasser werfen solle. Ob wirklich für ihn und uns Gefahr vorhanden war, die vielleicht die Polizei oder Miliz abwandte, oder ob es hier, wie so häufig in der Welt, viel Geschrei und wenig Wolle gab, vermag ich nicht zu sagen. Allein daß es uns allen sehr unheimlich zu Muthe war, und wir erst spät abends voll banger Besorgnisse für die Nacht die Ruhe suchten, ist begreiflich. Der General saß wie eine Bildsäule immer auf demselben Fleck, sein Gebetbüchlein vor sich, nur das leise Gemurmel seiner Lippen gab ein Zeichen von seinem Leben. Ob die letzten Ereignisse oder das hohe Alter seinen Geist gebeugt hatten, ist mir zweifelhaft geblieben; sein Begleiter aber behandelte ihn mit der Sorgfalt, die man einem kranken Kinde angedeihen läßt. Er trug sich, wie mir Pater de Villefort sagte, mit dem trüben Gedanken, daß das über den Orden hereingebrochene Unglück Folge seiner Sünden und Verschuldungen sei; als er das letzte mal die Ordensglieder im Speisesaal um sich versammelt hatte, war er mitten in dem Saal niedergekniet und hatte Gott und die Patres um Verzeihung angefleht.

Wir waren froh, als das Tageslicht anbrach, denn bis tief in die Nacht hinein tönten Flüche und Verwün-

schungen zu uns herüber. Nachmittags verließen wir den Hafen von Genua. Sobald wir die Küsten Italiens aus den Augen verloren hatten, wurden die Aufwärter, welche sich ganz besonders durch Unverschämtheit gegen uns hervorgethan hatten, artiger und freundlicher. Ein Holländer, der, obschon Protestant, über die uns zu Theil gewordene Behandlung unwillig war und unsere Beleidiger oft in den derbsten Ausdrücken zurecht gewiesen hatte, machte uns laut darauf aufmerksam, daß diese Leute jetzt auf das Trinkgeld speculirten, das wir ihnen vor der Ankunft in Marseille zahlen sollten. „Sie haben sich genug gefallen lassen, bezahlen werden Sie diese Schurken doch wol nicht für ihre Gemeinheit!“ Wir nahmen uns vor, nichts zu geben. Als die Kellner eine oder eine halbe Stunde vor der Ankunft in Marseille ihre Trinkgelder einsammelten, weigerten wir uns, ihnen etwas zu reichen. Sie baten und gaben vor, wir hätten das alles falsch verstanden, und sie hätten es so böse nicht gemeint. Einzelne von uns ließen sich bewegen, trotz aller erlittenen Unbilden das Trinkgeld zu geben, in der Mehrzahl aber waren wir hartnäckig und blieben bei unserer Weigerung.

Wir betraten das Land mit einer gewissen Scheu, in der Meinung, es würde uns in Frankreich ebenso ergehen, wie in Italien. Aber nein; trotz unsers leicht zu erkennenden Standes gingen wir ruhig und ungestört durch die Menschen, keine beleidigende Aeußerung, auf

etwaige Fragen artigen Bescheid; wir athmeten erleichtert auf. Am Hafen in Marseille waren wir zum letzten mal alle beisammen; die einen begaben sich in diesen, die andern in jenen Gasthof. Ich hatte einen meiner Mitschüler, welcher schlechte Aussicht auf ein Unterkommen in seiner Heimat haben mochte, während der Ueberfahrt für den Plan gewonnen, mit nach Amerika zu gehen. Wir hielten die Angelegenheit für leicht ausführbar, um so mehr, da uns Pater de Villefort dort die schönste Zukunft eröffnete und seine thätige Beihülfe versprochen hatte. Wir kehrten zusammen in demselben Wirthshaus ein, wanderten am Abend etwas durch die Straßen, kauften uns in den Magazinen andere Kleidungsstücke, und suchten dann frühzeitig das Nachtlager, auf welchem wir nach allen den Unruhen langen und festen Schlaf genossen. Am folgenden Morgen eilten wir der uns von Villefort gegebenen Adresse gemäß nach der kleinen Wohnung der Jesuiten. Unterwegs sahen wir einen Freiheitsbaum aufgerichtet, das Volk war noch in großer Erregung; ob in freudiger, bezweifle ich. Ein Mann gesetzten Alters zeigte uns bereitwillig den Weg mit dem Bemerken, wir würden aber schwerlich noch Jesuiten antreffen. Als ich ihn fragte, ob das Volk jetzt befriedigt sei, es hätte ja die Freiheiten erlangt, nach denen es gestrebt habe, zuckte er mit den Achseln und meinte, seine Wünsche seien eben nicht erfüllt. Wir traten in das Thor des Jesuitenhauses; trotz der trüben

Zeit, die über den Orden hereingebrochen war, sahen wir Arbeiter an dem Bau einer neuen kleinen Kirche beschäftigt. Die Aufsicht über sie führte — Visconti, der Bruder Pförtner von Freiburg. Wir begrüßten uns herzlich, er war aber sehr wehmüthig gestimmt. Wir hörten von ihm, daß nur noch drei oder vier Jesuiten da seien, die bis zum äußersten zu bleiben gedächten, unter ihnen auch der Pater Rector des Hauses. Von der Ankunft des Generals und seines Begleiters wollte er nichts wissen. Wir gingen zum Rector, aber obgleich wir uns als Zöglinge des deutschen Collegiums legitimirten, unsere Briefe vorzeigten und versicherten, daß Villefort uns hierher beordert habe, konnten wir doch von dem Pater in Bezug auf diese Angelegenheit keinen andern Bescheid erhalten, als: „Ich kann Ihnen darüber nichts mittheilen." In der festen Ueberzeugung, daß Villefort sich seines Versprechens entsinnen und im Laufe des Tags den Rector noch benachrichtigen werde, verabschiedeten wir uns mit dem Bemerken, daß wir am Abend wiederkommen wollten, vielleicht würde bis dahin sein sich deutlich kund gebendes Mistrauen schwinden. Wir kehrten gegen Abend zurück, aber die Scene vom Morgen wiederholte sich, und wir gingen verdrießlich unsers Wegs. Ich habe später durch Villefort noch Briefe von meinem Bruder aus Rom erhalten; auf der Außenseite eines derselben standen die Worte: „Avec les plus tendres amitiés de son

compagnon de voyage de Cività-Vecchia à Marseille et ami sincère, lequel a bien regretté de ne l'avoir plus revu à cause d'une mésintelligence. Il a appris avec bien du plaisir, qu'il était au Grand-Seminaire de * * *." Die Zeilen waren offenbar von Villefort. „Nach Lyon!" sagte ich zu meinem Gefährten; ich habe ein Empfehlungsschreiben an einen Pater daselbst.

Wir reisten am folgenden Morgen ab, nicht ohne Besorgniß, daß es uns in Lyon ebenso schlecht ergehen möchte, wie in Marseille. Das prachtvollste Wetter, das zuvorkommende Benehmen unserer Mitreisenden, die herrlichen Gegenden des südlichen Frankreichs verscheuchten unsern übeln Humor etwas; ich habe wenigstens jene prächtigen Landschaften mit vollem Genuß durchreist. In Avignon hatte man mitten auf dem Markte ebenfalls einen Freiheitsbaum errichtet und oben darauf die rothe Jakobinermütze gehängt. Der alte Palast der Päpste ist ziemlich verfallen; von den weiten, großen Treppen der Terrasse herab genießt man die wundervollste Aussicht. Hier sowie auch in Besançon hielten wir einen Tag Rast; wir waren zu ermüdet. In Lyon trafen wir mit mehreren unserer Mitschüler zusammen, um uns nach kurzem Zwiegespräch wieder von ihnen zu trennen. Wir beiden Leidensgefährten begaben uns am folgenden Tage zunächst in die Kirche und dann nach dem Jesuitencollegium. Dasselbe war

verschlossen; wir zogen mehrmals an der Glocke, endlich öffnete ein Mann, der uns auf unsere Nachfrage mit mürrischen Mienen bedeutete, die Jesuiten hätten das Haus verlassen. Da waren wir denn nun wieder so weit wie in Marseille, das heißt ziemlich hülf- und rathlos. Mein Genosse schlug vor, wir wollten nochmals in die Kirche gehen und beten; ich war es zufrieden. Als wir aus der Kirche traten, ging uns ein Mann nach, der uns offenbar beobachtete. Wir sahen uns um und blickten ihn forschend an. Mit einer Entschuldigung näher tretend fragte er uns, ob wir von Rom kämen; wir bejahten. Auf seine Erkundigungen nach den Jesuiten gaben wir in wenigen Worten den Aufschluß, den wir geben konnten; der Fremde hatte Interesse für den Orden, das freute uns sehr. Er erlaubte sich dann die Frage, ob wir auch Jesuiten seien; wir verneinten, fügten aber hinzu, daß wir Schüler von ihnen und zwar Zöglinge des deutschen Collegiums in Rom wären. Er gab sich uns jetzt als Jesuit zu erkennen und gestand, daß er uns den ganzen Tag über auf unsern Gängen beobachtet habe und durch unsern zweimaligen Kirchenbesuch in seiner Vermuthung über unsern Stand bestärkt worden sei. Wir theilten ihm unsere traurigen Erlebnisse und unsere Wünsche mit. Es war gewiß ein eigenthümliches Zusammentreffen: dieser Mann konnte uns über den Pater Auskunft ertheilen, dessen Adresse ich besaß, und den wir bisher vergebens aufgesucht hatten.

Er geleitete uns eine weite Strecke längs des Ufers der Rhone an vielen dort gelegenen schönen Prachtgebäuden vorüber. Endlich blieben wir vor einem herrschaftlich aussehenden Hause stehen. Der Portier führte uns in das Vorzimmer und geleitete den ihm bekannt scheinenden Jesuiten auf sein Begehren zur Besitzerin. Es dauerte nicht lange, als letzterer mit dem Bemerken zurückkehrte, der Pater sei bereit uns zu empfangen, der Portier werde uns zu ihm geleiten. Er nahm dann herzlichen Abschied, umarmte uns wie ein langjähriger Freund und ging fort. Nun wurden wir durch verschiedene Gänge des großen Gebäudes geführt, quer hinweg über einen Hofraum, mußten auf einer Treppe den über dem Pferdestall gelegenen Bodenraum ersteigen, und kamen auf diesem dunkeln Wege in einen ziemlich erhellten Corridor. Der Portier öffnete eine Seitenpforte und zeigte auf die uns gegenüberliegende Thür. Wir klopften an und traten auf den Ruf „Entrez!“ in ein geräumiges und elegant ausgestattetes Zimmer. Hinter einem Schreibtisch saß ein freundlicher Greis, welcher sich uns als den Pater zu erkennen gab, den wir suchten. Er lud uns zum Sitzen ein und versprach uns mit sanftem väterlichen Tone seine Hülfe. Wir trugen ihm unser Anliegen vor. Er war der entschiedenen Ansicht, daß wir am besten thun würden, uns nach Deutschland zurückzuwenden; nach allem, was er in Erfahrung gebracht habe, stehe es dort so schlimm nicht, und unsere

Gelübde bänden uns doch zunächst an unser Vaterland. Auch meine Bedenken in Betreff der Einziehung zum Militär fand er ungegründet und versprach mir ein Empfehlungsschreiben an eine hochstehende Person in einer französischen, an der deutschen Grenze gelegenen Stadt; dort sei alles noch geregelt und sicher, ich würde freundliche Aufnahme finden und könnte mich alsdann aus der Nähe über die Lage meines Vaterlandes besser unterrichten. Meine innerste Neigung zog mich längst nach der Heimat zu meiner Mutter, daher nahm ich sein Anerbieten mit Dank an. Mein Freund aber zog es vor, unsern frühern Plan auszuführen; der Pater gab ihm ein Empfehlungsschreiben nach Paris mit, bedeutete ihn aber, daß der Erfolg in dieser bewegten Zeit sehr unsicher sei, und er dort leicht alles verändert finden könne. Wir schieden jeder mit seinem Empfehlungsbriefe, voll warmen und aufrichtigen Dankes gegen den Pater, der uns mit seinem Segen freundlich entließ. Der Portier nahm uns wieder in Empfang und geleitete uns bis zur Hausthür.

Unsere Sachen waren rasch gepackt; wir sagten einander Lebewohl, jener eilte nach Paris, fand aber, wie er mir später schrieb, leider keine von den Personen mehr vor, an welche er empfohlen war; die Besorgniß des Paters war also in Erfüllung gegangen. Ich aber fand in jener Stadt die freundlichste Aufnahme, verweilte dort unter annehmlichen Verhältnissen über zwei Monate,

und kehrte vergewissert, daß meinen theologischen Studien keine Gefahr einer Unterbrechung durch den Militärdienst drohe, nach Deutschland zurück. Wie ganz anders als zu der Zeit, wo ich es verlassen hatte, erschien mir die Lage meines armen Vaterlandes! Noch durchzuckten die ersten Bewegungen der Revolution das deutsche Volk. In Frankfurt wohnte ich einer Sitzung der Nationalversammlung bei, eilte dann ohne Aufenthalt weiter, und genoß in den Armen meiner geliebten Mutter die Wonne eines zwar durch widrige Verhältnisse herbeigeführten, aber doch herzlich frohen Wiedersehens.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Köhler, Josef Eduard

Erinnerungen eines ehemaligen Jesuitenzöglings

Bd.: 1

Leipzig, Dortmund 1862